





Der Freihafen.

Erstes Heft.

Der



Freihafen.

Galerie von Unterhaltungsbildern
aus den Kreisen der Literatur, Gesellschaft
und Wissenschaft.

Erstes Heft.

Von C. G. Carus, H. Koenig, Dr. Mises,
K. Rosenkranz, K. A. Varnhagen von Ense u. A.

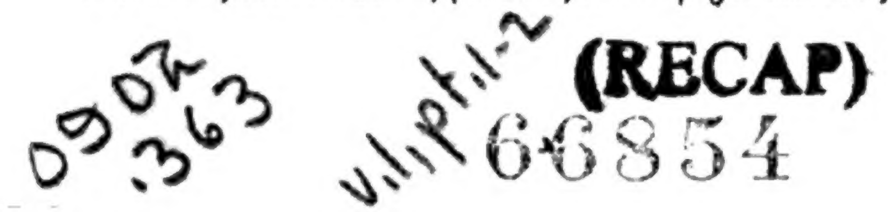
Altona,
Johann Friedrich Hammerich.

1838.

Vorwort.

Der **Freihafen** bestimmt sich zur Aufnahme von Darstellungen jeder Art und Form, die mannigfaltige Bezüge zu dem fortlaufenden bewegten Leben haben sollen, aber sich in keiner von vornherein zu bezeichnenden Tendenz abstecken werden. Vielmehr soll das Tendenzartige unserer Mittheilungen dem Persönlichen in diesen Blättern sich unterordnen, indem es hauptsächlich darauf abgesehen ist, für einen Kreis von Autoren, deren jeder ein eigenthümliches Ziel verfolgt, eine würdige Stellung zum Publicum zu behaupten und dadurch einem Theil der Literatur selbst gewissermaßen ein Asyl gegen Vereinzelung und Vereinsamung der Kräfte zu gewähren. Der deutschen Literatur nach verschiedenen Seiten hin ein solches Relief zu geben, möchte mehr als je an der Zeit und im Interesse der Schriftsteller selbst sein, um in dem Gefühl der Gemeinsamkeit das Gefühl der Ehrenhaftigkeit des deutschen Literatenstandes zu stärken und zu beleben.

Der Redaction liegt bereits ein vielfältiger Stoff vor, um mit der befreundeten Lesewelt ein lebhaftes und ununterbrochenes Wechselverhältniß zu unterhalten. Die Haupt=



artikel eines jeden Heftes dieser Blätter werden sich durchaus unabsichtlich aneinanderreihen und durch die Individualität ihrer Verfasser auf das Verschiedenartigste sich charakterisiren. Dem theilnehmenden Leser bleibt es überlassen, sich die Eindrücke davon, wenn es ihn dazu drängt, auf allgemeine Resultate zurückzuführen, In den **Literaturblättern** aber, die sich in jedem Heft mit einigen hervorstechenden Erscheinungen und Ergebnissen beschäftigen werden, wird sich mit der Zeit eine absichtlichere Einwirkung auf den heutigen Literaturzustand Geltung zu verschaffen suchen, und zwar in einer einfachen und wissenschaftlich gehaltenen Weise, die geeignet sein kann, das Geschäft der Kritik zu einem wohlthuenden und ehrenwerthen zu machen. Die **Correspondenzblätter** werden einen freien Spielraum für eine bunte Reihe literarischer und tagesgeschichtlicher Notizen darbieten, die größtentheils aus Privatbriefen und Originalmittheilungen zusammengestellt sind, oft aber von der Redaction nach dem ihr vorschwebenden Maßstab des Zulässigen überarbeitet erscheinen. In diesen kleinen Artikeln ist die locale Anknüpfung und Beleuchtung der Gegenstände vorherrschend, und dies dürfte das wesentlichste Interesse sein, das unter dieser Rubrik für den, Der eine Kunde von der Oertlichkeit der heutigen literarischen Erscheinungen einzusammeln bemüht ist, in Anspruch genommen werden soll. —

Inhaltsverzeichniss.

I.

Scheidewege.

Tübingen 1808. 1809*).

Von

K. A. Varnhagen von Ense.

Tübingen, Anfang Novembers 1808. Da sind wir denn in Tübingen! Am 1. spät Abends, bei vollem Mondschein, der die Berge und ihre vom Herbst wunderkräftig gebräunte Waldung schön beleuchtete, fuhren wir munter hier ein, und haben in den ersten Tagen die Stadt und Gegend, die Anstalten und zum Theil auch die Menschen, schon zur Gnüge angesehen. Ob wir recht gethan, hieher zu reisen? Es war eine kühne, frische That, alle Gründe waren dafür, — und doch fürcht' ich schon, daß der Ausgang es als ein unnützes Abentheuer erscheinen läßt. Der Eindruck von manchem Einzelnen war gut, die Gegend ist schön, das Volk unterhaltend, die Männer, die uns anzogen, sind ihres Rufes werth; aber das Ganze wirkt auf uns gräßlich niederschlagend! Wir haben ganz dasselbe Gefühl, Harscher und ich, da doch sonst unsre Seelenstimmungen weit auseinander liegen, so wie die

*) Aus den Denkwürdigkeiten des Verfassers.

Gegenstände verschieden sind, von denen wir bewegt werden. Diesmal muß also doch etwas in der Sache sein, was uns beide so benimmt und beängstigt; das gute Tübingen will ich nicht grade beschuldigen, aber desto mehr die grelle Versetzung, die wir zu leichtsinnig gewagt, den ungeheuern Abstand des Lebens hier von unsrem in Berlin; wir dachten den so leicht zu ertragen, und ich sehe schon, wir können es beide nicht! — Für mich ist das Schlimmste, daß alle die Kämpfe, denen ich entgangen zu sein glaubte, sich hier grade am heftigsten erneuen. Von allen Seiten bestürmen mich Zweifel und Lockungen! Was ich eigentlich will, was ich im Tiefsten des Herzens will, das ist mir klar und gewiß; aber davon ist nicht die Rede! Die Rede ist davon, daß ich eine Gestalt finde, in der mein Leben sich das Ziel jenes innersten Wollens aneignen könne, und da sind so viele Wege, da begegnen mir auf jedem günstige und widrige Zeichen. Es ist kein Irrthum, daß ich Arzt werden will, gewiß nicht; dieser Beruf ist mir lieb, und ich kann darin glücklich sein. Aber es liegt in den Umständen, daß ich, um als Arzt zu leben, keinen andern Ort als Hamburg wählen kann, und so lieb mir der Ort an und für sich ist, so wenig darf ich ihn jetzt für mich wünschen, — und nun gar der Gedanke, mich für immer in einer Stadt niederzulassen, die französischer Herrschaft unterworfen ist, während doch vielleicht — vielleicht! — noch einige Strecken des Vaterlandes sich als freie deutsche erhalten! Soll man überhaupt in solcher Zeit sich niederlassen? Und was kann man sonst thun? Ich genug! Ich finde nur zu viele Möglichkeiten, denen ich folgen kann. Zum Kriege kann jeder taugen, und ich also

auch; die Gelegenheit wird nicht fehlen, denn Deutschland ist noch lange nicht völlig unterjocht, und noch lange nicht völlig frei; da muß noch oft zu den Waffen gegriffen werden, kann ich hieran nicht Theil nehmen, so bleibt mir ein entschiedner Anspruch ewig unbefriedigt. Aber auch geistige Thätigkeit reizt mich, litterarische, auf das gesellschaftliche Leben wirksame; sollt' ich nicht als Schriftsteller leben können, und auch hier mitunter die gewünschte Kriegsbahn gegen den Feind eröffnet finden? Aber der Augenblick drängt, was soll ich wählen, was kann ich ergreifen? Ich kann nichts abwarten, ich habe nur Boden, sofern ich gewählt habe, und auch da zuerst nur unfruchtbaren! Ob die Früchte dann kommen, oder ausbleiben, das steht dahin. —

Ich war bei Cotta, dem ich meinen Empfehlungs- und Kreditbrief übergab. Ich glaubte meinen Augen nicht, als ich nach der Cotta'schen Buchhandlung fragte, und man mich in ein Lädchen wies, wo ich mich fast schämte einzutreten; so winzig, eng und schmucklos hab' ich neue Bücher noch nie wohnen sehen, alte wohl! Und noch dazu ist dies der Ort, wo die Schiller und Goethe recht eigentlich zu Hause sind, von wo sie ausgehn. Der eine, emsig beschäftigte, aber dennoch gutmüthig aufmerksame Diener, den ich traf, lächelte über meine Befremdung, und geleitete mich, da ich den Herrn Doktor sprechen wollte, zwei schmale Stiegen hinauf, in ein enges Stübchen, wo es aber doch etwas elegant aussah, sogar ein Sopha breitete sich hinter einem Tische, das einzige bis jetzt, das ich in Tübingen zu sehen bekommen, denn Studenten und Professoren haben so schwelgerische Gewohnheiten nicht. Cotta

trat ein, ein hagrer, ältlicher Mann, lebhaft, geschmeidig in eckigen Manieren, in schwäbischer Gemächlichkeit rasch; er war prompt, artig und meinen Wünschen zuvorkommend, hatte aber viel zu thun, daher ich ihn bald wieder verließ. Seitdem war ich auch schon einen Abend bei ihm, wo ich ihn mit seiner Frau und seinen zwei artigen Kindern sah, als freundlichen liebevollen Hausvater, den das lustige Töchterchen mit klugem Muthwillen in beste Laune setzte; auch die Frau war voll Güte, doch sehr gehalten, maßvoll und verständig, im Praktischen gewiß nicht leicht zu irren noch zu umgehen. Ich mußte von Hamburg erzählen, und machte geflissentlich eine prächtige Beschreibung von dem Buchladen meines Freundes Perthes im Jungfernstieg, von der reizenden Lage, der schönen Einrichtung, den weiten Räumen, und den aufgereihten kauffertigen Vorräthen alles Neuen, Werthvollen und Anziehenden in- und ausländischer Litteratur. Ich erweckte keinen Neid, im Gegentheil, das süßeste Behagen, daß man hier solchen Glanz nicht nöthig habe, in der geringsten Einrichtung sich behelfe. Dabei leugnet Cotta seine Mittel nicht, und macht immer neue Unternehmungen, giebt das größte Honorar, kauft Güter und Häuser, und in seinen Geschäften gedeiht alles bestens. Und wie klug spricht er über Litteratur! wie fein und tüchtig ist sein Urtheil, wie erkennt er die Talente, wie genau weiß er anzugeben, wo und wie jedes im Publikum Anklang und Erfolg finden kann! So vortrefflich er die buchhändlerischen Interessen versteht, so sind sie ihm doch gar nicht das Höchste; er hat sein eignes Urtheil, seinen eignen Geschmack. Wir sprachen von Heinrich von Kleist's Penthe-

silea, die er verlegt hat, er war unzufrieden mit dem Erzeugniß, und wollte das Buch gar nicht anzeigen, damit es nicht gefordert würde; überhaupt war er gegen die neuere Schule ergrimmt, und von Görres, Achim von Arnim und Clemens Brentano, die in Heidelberg durch die Einsiedlerzeitung ihm übel mitspielen, durfte man nicht reden, ohne daß er die Augenbraunen heftig zusammenzog, und seine Kämpfer Weisser und Haug gegen sie anrief. Auch in politischen Urtheilen fand ich ihn scharf und tüchtig, reich an Verknüpfungen, voraussehend, unerschrocken, gar wohl als tapfrer Offizier zu denken. So sehr wir, besonders in litterarischen Dingen, entgegengesetzter Meinungen waren, so leicht und friedlich tauschten wir diese aus; ich fühlte gleich ein volles Vertrauen zu ihm, das auch nicht unerwiedert schien. Ich glaube, mir dem Norddeutschen zu Ehren wurde die Hausordnung verändert, und Thee getrunken, um 6 Uhr, dann aber auch unerbittlich geeilt zum Nachtessen, und um 9 Uhr fand ich, daß es hohe Zeit sei zu gehen; um 8 hatte schon der Nachtwächter gerufen; — früher rief er um 7, aber der jetzige Ortsbeamte wollte es nicht mehr leiden. —

Wir finden die Stadt mit ihren Straßen und Häusern abscheulich, ein schmutziges Nest, schwarz, klein, baufällig; die Stuben, die man uns anbietet, sehen schrecklich aus, mittelalterige Fensterchen, schiefe Fußböden, klapprige Thüren; zwei Stühle, ein Tisch, ein Bett, und einige Nägel, um Kleider oder auch sich selbst daran aufzuhängen, sind die Möbel. Was man verlangt, ist nicht zu haben, fremd, vom Hörensagen bekannt; man schämt sich, man scheint sich frech, so viele Ansprüche zu machen. Dagegen

ist die Landschaft prächtig, das Neckarthal und das Ammerthal laden zu den schönsten Spazirgängen ein, die Hügel bieten die reichsten Aussichten, die ganze Gegend hat einen lieblich schwermüthigen Karakter. Man zeigt ein Gartenhäuschen vor der Stadt, wo Wieland gedichtet haben soll. Wie reizend fänden wir dieses Stück Natur, wie genügend diesen beschränkten Umfang, könnten wir unser berlinisch Leben darin fortführen!

Tübingen, Mittwoch den 16. November 1808. Nun haben wir schon mehrere Bekanntschaften gemacht. Ein Mediziner, der nächstens als Arzt in seine Vaterstadt Frankfurt am Main zurückkehrt, klein, gewandt, rothbäckig, Philosophie und Poesie verächtlich belächelnd, aber eifrig für's Praktische, streng auf sein Fach versessen, und wohlbeschlagen für's Examen, kurz, einer von der infamen Race, die man hoffnungsvolle Jünglinge und später Ehrenmänner nennt, will sich unsrer annehmen, und uns mit dem Neste, wo er sich so gut hat flügge werden lassen, aussöhnen. Wir aber wollen nichts mit ihm und seinem Gelichter zu thun haben! Er war uns aber doch schon willkommene Brücke zur Bekanntschaft mit einem andern jungen Manne, mit Justinus Kerner, einem jüngern Bruder des Arztes in Hamburg, Dichter, von dem einige Lieder in der Einsiedlerzeitung gedruckt sind; er ist ein unschuldiges kindliches Gemüth, äußerlich vernachlässigt, innerlich dem Höheren zugewandt, wir verstehen uns aber wenig, er kennt nur sein Schwaben. Auch einen Freund von ihm, Ludwig Uhland, ebenfalls Dichter, hab' ich gesehen und gesprochen. — Wir waren bei Kielmeyer und Autenrieth; nun die Männer bedürfen unsres Lobes

nicht, aber — es ist doch alles anders, als wir dachten. Autenrieth's Klinikum ist vortrefflich; eine lebendige Darstellung, scharfsinnig, eindringlich belehrend; doch die Anstalt ist klein, erst im Entstehen, und er selbst wundert sich, daß Reil und andre solche Rathgeber uns hieher gewiesen haben. Indeß könnten wir sehr zweckmäßig unser Studium hier vollenden, zu lernen gäbe es genug, und Ruhe und Stille zum Fleiß fehlte nicht. Nun wir aber an der Schwelle stehen, zaudern wir, erschrecken, wenden uns ab! Wir verzweifeln an unserm Beruf, an dieser Bahn wenigstens, wo wir von allem Leben, das erfreut und erhebt, abgeschnitten sind. Wir haben schon zu viel gehabt, um jetzt alles zu entbehren, gesellige Anregung, reizenden Umgang, Kunst, große Tagesstoffe der Verhandlung, der Betrachtung. Harscher könnte noch eher sich in Studien einspinnen, seine Ideen können auch in der Einsamkeit gesund reifen, er ist weniger auf das Leben in und mit der Welt beschränkt, als ich; beschränkt, das ist der Ausdruck, denn angewiesen darauf ist er vielleicht weit mehr als ich. Aber auch er will es nicht aushalten, will aus diesem Loch, in das wir gefallen sind, sich um jeden Preis hinausretten. Wir haben schreckliche Tage unter wechselseitigen Bekenntnissen, unter Berathen und Ueberlegen hingebracht, die innern Strebungen geprüft, die äußern Umstände erörtert, die Möglichkeiten berechnet; das Ergebniß dieser großen Krisis war: fürerst weg! Was nachher zu thun, das bleibt leider noch verwickelt genug, besonders für mich, der ich von Ursprung an in widerstreitenden Bezügen gerungen, zurückgehalten von diesen, fortgerissen von andern, verspätet und verfrüht zugleich! Harscher

nun, so nah der Heimath, wo er doch auch vieles zu ordnen hat, geht in diesen Tagen nach Basel; dort wird er sich besinnen, neue Plane anlegen, die meinigen erwarten. Ich, zu weit von Berlin und Hamburg, bin für den Winter hier gefangen! Doch sobald meine jetzt erschöpften Hülfsquellen wieder etwas gewachsen sind, was zum Frühjahr gewiß geschieht, aber auch vielleicht früher, mache ich mich auf, und eile, wohin das Herz begehrt! Wo das sein wird? Ich weiß es selbst nicht; jeder Ort, jede Lage, jede Thätigkeit ist mir recht, — wenn sich das Eine mir erfüllt! Wien steht uns wohl im Sinn, aber auch Paris. Leider schwank' ich nicht allein, Alle schwanken, und jeder nach andern Richtungen, mit andern Aussichten; wo kein Punkt fest ist, alles nur in fortwährender Bewegung sich gegenseitig bedingen soll, da ist schwer eine Verknüpfung zu treffen. Doch giebt uns der neuste Entschluß wieder Muth, wir sind die Stockung im Innern los. Tadelt nur Harscher'n nicht, daß er mich allein läßt! Ich selbst habe ihn mit aller Ueberredung dazu gedrängt. Auch ich bin dadurch freier. —

Tübingen, Ende Novembers 1808. Harscher ist längst in Basel, und lädt mich ein, zu ihm zu kommen, im elterlichen Hause mit ihm zu wohnen, zu leben. — Hier hat sich Justinus Kerner sehr an mich angeschlossen, und auch Ludwig Uhland hab' ich nun erst recht kennen gelernt. Zwei liebe, herrliche Menschen, ächte, ursprüngliche Seelen, reich begabt mit innrem Leben und äußerem Talent. Mein ihnen durch die Almanachspoesieen schon bekannter Name, jene unreifen, vergessenen Gedichte sind es, die mir diese neuen Freunde verschafft, aus diesem geringen Faden

spann sich die schönste Verbindung. Die uns damals wegen unsres kecken Auftretens tadelten, dachten nur an den Gewinn der Litteratur, wir freilich auch, aber der Lebensgewinn ist ein ganz andrer, und wie reich ist uns der aus jenen jugendlichen Strebungen aufgegangen! Ein Trost für schlechte Poeten, für schlechte Schriftsteller, aber in der That ein Trost, sobald nur wirklich der Gewinn erlangt wird. —

Von Uhland brachte mir Kerner ein ganzes Päckchen handschriftlicher Gedichte. Da tauchte mir wirklich die Seele in frische Dichtungsfluth! Seine Lieder sind Goethisch, das heißt aber nicht Goethe'n nachgeahmt, sondern in gleichem Werthe mit dessen Liedern: eben so wahr und rein, so frisch und süß! Uhland behilft sich nie mit Worten und Redensarten; nur das Gefühl spricht und die Anschauung, daher ist sein Ausdruck immer ächt. Die Natur, die ihn umgiebt, die Vorzeit, deren Sage er verhallen hört, bezeichnen den Kreis seiner Dichtung, aber sein Geist ist doch aus unsrer Zeit, sein Gemüth umfaßt die ganze Bildung derselben, und so ist er der Auffassung und Wirkung nach durchaus modern. Seine gedrungene Kürze macht mich bisweilen aufjauchzen. Vaterlands- und Freiheitsliebe durchströmen ihn, und auch dies macht ihn mir werth. Ich schicke euch einige Lieder von ihm, „des Knaben Berglied“ und „die drei Lieder“ gefallen euch gewiß. Auch eine Stelle aus einer Dichtung in Prosa stehe hier; von einer Geliebten wird gesagt: „Sie war der Glanz meiner Jugendtage; des Morgens Morgenstern, des Abends Abendroth. Ein Kuß von ihr! ein Abschiedskuß! Und sind wir uns nicht bestimmt für's Le-

ben, so mögen wir uns doch bestimmt sein für einen Kuß. Und drängt sich in einen solchen Kuß nicht eines Lebens Last und Schmach?" — Umgang hab' ich nicht viel mit ihm, und nur durch Kerner's Vermittlung, denn er ist der entschlossenste, hartnäckigste Schweiger, der mir noch vorgekommen, er übertrifft unsern Bekker sogar! keine Verlegenheit, keine Angst wirkt auf ihn, er wartet es ab, was draus werden möge, und schweigt. Redet er aber, so ist, was er sagt, gediegen, klar, zweckmäßig, und möglichst kurz; ohne alle Absicht und Ziererei ist es so, aus freier Natur heraus. Ist das nicht schön? Und so ist der ganze Mensch. Seine Redlichkeit, Hochherzigkeit und Treue preist jeder, der ihn kennt, als unerschütterlich und probehaltig. Er wird nächstens die Universität verlassen, und eine Reise nach Paris unternehmen. Er ist im Ganzen nicht rauh und herb, aber wo er es ist, werden ihn die Franzosen nicht glätten, und gesprächig machen noch weniger. —

Nun muß ich euch aber von Kerner mancherlei erzählen! Auch er ist nicht nach unsrer norddeutschen Weise gebildet und gesprächig, aber den guten Willen hat er, sich anzuschmiegen und mitzutheilen. Mich beruhigt es, jemand in meiner Nähe zu haben, — denn wir wohnen in demselben Hause —, der sich so wohlwollend und theilnehmend bezeigt, und mich freut es jedesmal, wenn der liebe treue Mensch Abends zu mir hereintritt, und an meinem Tische seine Dissertation schreibt, während ich an meinen Sachen fortarbeite, als wäre niemand zugegen. Später sieht er dann mit Bewunderung wie ich Thee trinke, anstatt des Schoppen Weins, der den Leuten hier

so wohl schmeckt, und wir plaudern dann offen und frei über alles Mögliche. Daß mir Tübingen nicht behagt, und daß ich so manche bittre Bemerkung ausstoße, ist ihm eine wahre Herzenskränkung; er sieht wohl meistentheils ein, daß mein Tadel nicht ohne Grund ist, er erkennt in manchen Fällen sogar seine eigne Unzufriedenheit wieder, allein er will ihn doch nicht leiden, und nimmt ihm wenigstens das Bittre, indem er den besten Humor daraus macht. Er hat den lebendigsten Sinn für Scherz, für alles Komische und Barocke, und eine Art von Leidenschaft, dasselbe an's Licht zu bringen und zu fördern. Da er es mit der Einsiedlerzeitung hält, so hat er deren Gegner, die Herausgeber des Morgenblattes und Cotta'n selbst, durch manchen launigen Einfall geärgert. Jedoch ist seine Gesinnung, wie die seines Freundes Uhland, durchaus rein, unzerstörbar rechtschaffen, edel, tapfer, und so menschenfreundlich, gutmüthig und zutraulich, daß er wohl nie jemanden aus freien Stücken gekränkt, und immer gleich verziehen hat, wo er der Gekränkte war. Früher sollte er in Ludwigsburg die Handlung lernen, dann kam er zur Universität, er folgte der Bestimmung, die man ihm gab, empfand weder Vorliebe noch Abneigung; er meint, es sei so wenig Freude in der Welt, daß man nur eben etwas — gleichviel was — thun müsse, damit die Zeit verstreiche, und so das ganze Leben; den Vortheil hat er, daß, wie ihn nichts sonderlich freut, ihn auch nichts eigentlich schmerzt, und so lebt er munter und harmlos fort. Die vier Jahre, die er nun hier studirt, hat er ohne Anstrengung doch mit großem Fleiße benutzt, außerordentlich viel gelernt, und auch schon Kranke mit

Geschicklichkeit und Erfolg behandelt. Sobald er Doktor geworden, reist er nach Hamburg, und von da nach Kopenhagen oder Wien; auf ihn werden die großen Städte schon wirken! Zu seiner Dissertation hat er Bemerkungen über das Gehör gewählt, und deßhalb ganz neue Versuche mit Thieren angestellt. In seiner Stube lebt er mit Hunden, Katzen, Hühnern, Gänsen, Eulen, Eichhörnchen, Kröten, Eidechsen, Mäusen, und wer weiß was noch sonst für Gethier, ganz freundschaftlich zusammen, und hat nur seine Noth, Thür und Fenster zu verwahren, daß ihm die Gäste nicht entschlüpfen; ob seine Bücher oder Kleider in Gefahr sind, ob ihn ein Thier im Schlaf anschnopert, oder unversehens aufgeschreckt nach ihm beißt, das kümmert ihn nicht. Seine Versuche sind schlau und sinnreich, und er sucht alle Quälereien zu vermeiden. Ueberhaupt steht er der Natur sehr nah, und besonders ihrer dunklen Seite. Seine Augen haben etwas Geisterhaftes und Frommes; sein Herz kann er willkürlich schneller schlagen machen, aber es nicht eben so wieder hemmen; die Erscheinungen, welche neulich Ritter an Campetti beobachtet hat, die Pendelschwingungen des Ringes am seidnen Faden, das Umdrehen des Schlüssels mit dem Buche, und alles dergleichen zauberhaft Magnetisches tritt bei ihm in auffallender Stärke hervor. Er selbst hat etwas Somnambüles, das ihn auch in Scherz und Lachen begleitet. Er kann lange sinnen und träumen, und dann plötzlich auffahren, wo denn der Schreck der Andern ihm gleich wieder zum Scherze dient. Wahnsinnige kann er nachmachen, daß man zusammenschaudert, und obwohl er dies possenhaft beginnt, so ist ihm doch im Verlauf nicht possenhaft dabei

zu Muth. In der Poesie ist ihm das Wunderbare der Volksromane, der einfache Laut und die rohe Kraft der Volkslieder am verwandtesten, Dichtungen höherer Art läßt er gelten, aber er begehrt ihrer nicht; so spricht er auch mit Vorliebe die rohe Landesmundart, will sie nicht ablegen, und verstockt sich wohl gar gegen die Schriftsprache. Der Sinn für gebildete Kunst tritt zurück, in der Musik hat er sich die Maultrommel angeeignet, und weiß dem geringen und doch wunderlichen Instrument die zartesten und rührendsten Töne zu entlocken. Nun denkt euch noch die einfachste, ganz vernachlässigte Kleidung, völlige Gleichgültigkeit gegen die Dinge, mit denen man sich berührt, vorgebeugte Haltung, ungleichen, nie graden Gang, eine stete Neigung sich anzulehnen oder niederzulegen, wie er denn lieber auf einem Stuhl unbequem liegt als bequem sitzt, und bei allem diesen einen doch schlanken, wohlgewachsenen, ganz hübschen Jungen — so habt ihr ein vollständiges Bild meines Kerner's. —

Vor einigen Tagen fuhr ich mit Kerner nach Reutlingen, zwei Stunden von hier, wo die Volksbücher und Volkslieder in Menge gedruckt werden. Der Tag war nicht ganz schlecht, die Landstraße noch gut, ungeachtet des vielen gefallenen Regens, und der Posthalter gab uns sehr gute Pferde. Die Fahrt machte mich ganz heiter, und als wir nur eben zum Thor hinaus im Freien waren, mußt' ich in laute Freudenbezeigungen ausbrechen. Die schwarzblauen Berge stachen scharf gegen den hellen Himmel ab, und die vielgezackten Gipfel durchbrachen mit ihrem dunkeln Ernst überall die dünnen Wolkenwogen, welche um sie her spielten. Nachdem wir das Neckarthal ver-

lassen, eröffneten sich neue schönere Berggegenden, und Reutlingen lag vor uns, am Fuß eines hohen Berges, der die Ruinen der Burg Achalm trägt, deren Grafen einst mit denen von Tübingen harte Kriege geführt, und zuletzt den Kürzern gezogen haben. Schnell waren wir in der Stadt; alles in diesem Schwaben ist so gedrängt und nah, kaum ist ein Gegenstand ersehen, so ist er auch schon erreicht! Eine Freude war mir's, nach Tübingen wieder eine solche Stadt zu sehen, die ordentliche Häuser hat, sehr gute Straßen, große Kirchen, und eine zahlreiche, betriebsame, wohlhabende Einwohnerschaft, deren Schlag mir hübscher vorkommt als der Tübinger, falls nicht die ersten Gesichter mich irre führten. An allem sieht man noch jetzt, daß Reutlingen eine freie Reichsstadt war, und daß die Früchte der Freiheit ihr in Handel, Gewerbfleiß, Gemeinsinn und Volksbildung nicht fehlten, denn was da ist, ist von sonst. Die Stadt hat etwa 10,000 Einwohner, die sich durch Arbeitsamkeit auszeichnen, ehemals den eifrigsten Antheil an dem ganz demokratischen Gemeinwesen hatten, und ihre jährlichen Magistratspersonen frei wählten; daß sie auch kriegerisch in früherer Zeit gewesen, bezeugen die hohen Mauern, festen Thürme und tiefen Gräben, welche die Stadt umziehen. Es war, als ob die Leute mir die schmerzlichen Empfindungen ansähen, mit denen der Anblick einer untergegangenen Reichsstadt mich jedesmal erfüllt, denn auch hier schütteten sie ihre bittern Klagen über die erlittene Veränderung vertrauenvoll gegen mich aus. Die armen Leute sehen die Franzosen als die allgemeinen Unheilsstifter an, die ehemals Freiheit mit Worten verkündigt, in der That aber überall

Herren eingesetzt hätten, und nun gäbe es gar doppelte Herrschaft, denn die Franzosen drückten schwer auf die Fürsten, und diese dann um so schwerer auf das Volk. Im ganzen Rheinbunde herrscht diese Unzufriedenheit, der französische Einfluß macht überall die Regierungen dem Volke fremd, und dieses steht nirgends mit ihnen in einer gemeinsamen einträchtigen Masse vereint. Wunderbar stellen sich damit die neuen preußischen Anordnungen in Gegensatz, von denen die Leute mit Begier in den Zeitungen lesen, wie den Bürgern Antheil an der Verwaltung ihres Gemeinwesens, Wahl ihrer Vertreter, dem ganzen Volke Waffen und Sprache verliehen werden; ja daß zu dem ganzen Volke geredet werden soll, — wenn auch, meines Bedünkens, nicht grade durch den besten Mund, doch gewiß im besten Sinn — die Zeitungen melden von einer Addresse an die Preußen, die der Geheimrath Schmalz beauftragt sei abzufassen. Ich habe hier, wie schon früher in Franken, die regste Theilnahme und ein festes Vertrauen für Preußen wahrgenommen, dessen Unglücksfälle niemand als letzte Entscheidungen ansehen will. — Es fiel Regen ein, der uns hinderte, die Merkwürdigkeiten der Stadt einzeln durchzugehen. Wir besuchten aber den berühmten Buchdrucker Justus Fleischhauer, wo wir uns mit Volksbüchern und Liedern wohl versahen. Der Nachdrucker, der zunächst am Volke steht, für dessen Bedürfniß wohlteile und geringe Ausgaben liefert, ist für Kerner der eigentliche Buchhändler, mehr als der ordentliche, für Gelehrte und Gebildete sorgende Verleger, und der Name Fleischhauer macht ihm einen bessern Eindruck, als alle Cotta, Göschen und Perthes. Er liebt die Nachdrucker,

wie man Zigeuner liebt, aus dem romantischen, gesetzlosen Hang im Menschen, wobei man doch nicht ansteht erforderlichen Falles gegen die Lieblinge es mit der ordentlichen Obrigkeit zu halten. Unser Mann erzählte, seit die Stadt königlich geworden, habe sich sein Absatz ungemein beschränkt, auch dürfe mancher beliebte Artikel nicht wieder aufgelegt werden. Auf die Frage, ob bei neuem Abdruck der Volksbücher nie etwas verändert, sondern der alte Text treu wieder gegeben würde, erwiederte der Mann, unsre Meinung mißverstehend, er würde gern manches ändern, aber es sei dazu keine Zeit übrig. „Gottlob!“ seufzte Kerner, „haben Sie nur immer recht viel zu thun!“ Diese warme Theilnahme für sein gewerbliches Gedeihen nahm der Mann mit gerührter Dankbarkeit auf. Kerner versprach ihm noch den hier nicht mehr vorfindlichen und überhaupt seltenen Ritter Pontus zum neuen Abdruck, und ich empfahl ihm den in Berlin bei Littfaß herausgekommenen Werther. Er versprach, beides zu drucken. Eigentlich hält er uns, die wir doch Tübinger Gelehrte vorstellen, für etwas närrisch, daß wir uns mit seinem Löschpapier befassen, und um seine Ausgaben kümmern. Daß auf unsrer Rechnung der Kaiser Oktavianus wie ein bloßes Format als 8vian angesetzt war, darüber hatte Kerner unendliches Vergnügen! — Die Rückfahrt geschah in dunkler Nacht, bei kaltem Regen, wir fuhren aber gut, und auch das war ein Vergnügen. —

Die Briefe von Rahel sind jetzt mein einziger Trost. Was sie mir schreibt, erfüllt meine Seele mit Vertrauen und Stärke. Mir ist als wär' ich erst durch sie zur Tageshelle gekommen, als hätte ich bis dahin nur Dämme=

rung gekannt. Besonders ist der ältere Briefwechsel, den sie mir geschenkt, reich an starkem Ausdruck des Lebens, aus den höchsten ethischen Standpunkten, in reinster Wahrheitsgluth. Harscher, mit dem ich zuletzt noch viele Blätter las, auch einige aus den neuesten Briefen an mich, wußte nicht genug zu preisen, welch Glück mir geworden, und begriff nicht, nach diesem Lesen besonders nicht, wie ich mich von Rahel habe trennen können. —

Tübingen, Donnerstag den 1. December 1808. Nach einem zerstreuten, unnütz verbrachten Abend nahm ich den Wilhelm Meister, und las ein ziemliches Stück. O wie wohl that mir die edle, klare, lebendige Darstellung. Es war als hörte ich eine schöne, kräftige Troststimme in der Brust, als fühlte ich eine sanftstreichende Hand auf den Augen, als flösse der Tag wieder in silbernen Wellen, getrübt bisher zur dunklen trägen Fluth. Nie hat mich der Meister so entzückt, wie bei dem diesmaligen Lesen, er rührt mich innig, und reißt mich zu staunender Bewunderung hin; ich entdecke, indem ich die alten bekannten Züge schärfer fasse, tausend neue. Den Stil studir' ich bis in's genauste Detail hinein, und mich dünkt, daß ich ihn sehr gut kenne. Ich weiß ihm nichts an die Seite zu stellen, im Deutschen nichts, denn wenn ich in Berlin bisweilen gelten ließ, daß Harscher die Weihnachtsfeier von Schleiermacher als etwas Aehnliches pries, so dünkt mich jetzt diese Prosa gegen jene doch nur wie eine schwangere Melina neben der anmuthigen Philine. Und dieser Zauber der Vortrefflichkeit, dieser wunderbare Lichtreiz, erscheint mir am stärksten, indem ich darauf ausgehe — ihr werdet es kaum glauben — Schwächen und

Lücken in dem Buche aufzuspüren, die ich auch — werdet ihr es glauben? — reichlich finde und aufzeichne. Es ist aber, als ob die Einsicht in diese Schwächen auch die Vorzüge heller strahlen machte. Mir ist als wandelte ich an einem Feiertage durch die kunstreiche, geheimnißvolle Werkstatt des Dichters, sähe seine Arbeit auf allen ihren Stufen, vom rohen Stoffe, wie er daliegt, bis zum feinsten Gebild, in das er verarbeitet worden, sähe die Werkzeuge und Hülfsmittel, deren er sich bedient, und könnte ihm sein ganzes Verfahren absehen, und es so gut wie er machen, — wenn er mir zu allem diesen nur noch ein bischen seinen Kopf und seine Hand leihen wollte! — Verlacht mich nicht, aber meine Sinnesart führt mich immerfort in solche Untersuchungen, wobei viel Einzelnes genau zu betrachten ist; sogar die Uebersicht eines Ganzen und seiner Gliederung gewinn' ich meist nur auf diese Weise, und ich finde nach dem absichtlichen Aufmerken auf das Einzelne auch mein Verständniß der ganzen Gestalt und ihrer Bedeutung erhöht. — Ich lese aber auch, weil ich ihn doch persönlich kennen gelernt, jetzt viel in Jean Paul Richter. Aus dem Hesperus, den ich eben vorhabe, hängen eine Menge bunter Papierstreifen, die als Abfall ausgeschnittener Bilderchen auf meinem Tische lagen, als Zeichen und Freudenbänder schöner Stellen heraus; die Bilderchen waren für Jean Paul's Kinder, und so giebt er mir Geschenk für Geschenk zurück, daß ich beinah sagen kann, diese Stelle sei der Dank für dieses Bildchen. Wie aus Jean Paul's Zettelkasten, nicht wahr? —

Tübingen, Freitag den 9. December 1808. Ich

habe mit Kerner einen Abend und eine Nacht verlebt, an die ich gedenken werde. Aus Cotta's Laden hatte ich die eben erschienene Theorie der Geisterkunde von Jung-Stilling mitgebracht, das Titelbild, die weiße Frau vorstellend, machte schon einen unheimlichen Eindruck, und als Kerner Abends zu mir kam, reizte uns der schauerliche Inhalt. Es ist merkwürdig, wie Jung sich zugleich als schlechter Denker und als geschickter Darsteller zeigt. Sein rastloser, gläubiger Eifer, die wirkliche Frömmigkeit, mit der er schlechthin alles auf den Buchstaben des Christenthums zurückführt, alle geselligen und politischen Ereignisse davon abhängig macht, das Feuer seiner Ueberzeugung, alles dies reißt unsern Glauben auf einen Augenblick hin, und unsre Phantasie nimmt er auf's ungeheuerste dadurch ein, daß er alles, was für sie gelten soll, grade als die baarste Wirklichkeit nicht ihr, sondern der sinnlichen Anschauung aufdrängt. Wer dürfte alles, was er erzählt, Täuschung nennen, aber in einigen Stücken ist doch der plumpe Aberglauben handgreiflich. Die Erscheinungen des Magnetismus muß man am meisten zugestehen, doch sind das dunkle Regionen, mit denen sich der besonnene, dem Tage zugewandte Geist nicht gern befaßt, sondern sie den Forschern überläßt, die dazu durch Naturanlage begünstigt sind. Jung war Arzt, indeß davon kommt dem Buche nichts zu gut, als daß er bei manchen Wundern zweifelt, und sie als Verirrungen des Aberglaubens verwirft. Aber seine willkürlichen Vorstellungen vom bläulichen Dunstkreis der Seele, vom Hades, und andres dergleichen, stellt er als unzweifelhafte Naturwahrheiten hin. Seine Gläubigkeit ist rührend, seine Absicht

sehr redlich, nur hat er nicht frische Geisteskraft und scharfen Verstand genug, um die wahre Bahn zwischen Unglauben und Aberglauben zu bestimmen. Diese Bahn bestimmt sich für jeden Menschen wohl nach eignem Maße. Die auffallende Prophezeihung von Cazotte zum Beispiel, die hier nach Laharpe mitgetheilt wird, hat das Ansehen der gröbsten Erfindung, der handgreiflichsten Zusammenstellung nach dem Geschehenen, und doch hörte ich einmal von Schleiermacher, dem in Halle auf den Grund dieser Geschichte erzählt wurde, Cazotte habe Scenen der französischen Revolution vorhergesagt, die merkwürdige Aeußerung: „Warum nicht? Ein Mensch, der die Biondetta hat schreiben können, bei dem ist es nicht unglaublich, daß er auch wirklich habe prophezeihen können.“ Diese Biondetta hab' ich nun seitdem gelesen, und finde das Mährchen ein wahres Kleinod, unbegreiflich in der französischen Litteratur des vorigen Jahrhunderts, vielleicht auch in der That spanischen Ursprungs, wie ja schon der Stoff spanisch ist; aber auf mich macht das Stück nicht einen solchen Eindruck, daß ich jener ungeheuern Folgerung beistimmen könnte. Dagegen ist mir eine Geschichte, welche Jung ebenfalls erzählt, sehr einleuchtend, von einer Frau, die eine Freundin zu sich heranbannt durch den bloßen Willen. Es giebt so etwas; man kann verwandte Sehnsucht fühlen und ihr folgen müssen; ich glaube es. Daß nicht jeder, und nicht immer, so leisen Regungen offen steht, ist so natürlich, als daß nicht jeder in einer Symphonie den leisesten Mißton jedes Instruments heraushört, oder, wie der ausgelernte Spieler, mit den Fingerspitzen ein As und ein Bild unterscheidet. Aber davon

will ich eigentlich nicht reden, sondern euch erzählen wie es uns erging. Wir lasen, und merkten auf, prüften, lachten, verwarfen, wurden nachdenklich, und endlich von einer Geschichte nach der andern so übernommen, durch die wiederholte Terminologie und die sich steigernde Aufdringlichkeit dieses ganzen Geisterspuks dergestalt befangen, daß wir nach Mitternacht todtschläfrig und aufgereizt in banger Verstimmung einander gegenüber saßen, und uns von Zeit zu Zeit ansahen, ob wir's auch noch wären, und nichts Geisterhaftes ein Spiel mit uns treibe! Wir verwünschten das Buch, billigten die Baseler Regierung, die es weislich verboten, konnten aber aus der Gewalt seiner Schauer nicht los, fürchteten, einzeln und einsam dieser noch mehr zu verfallen, und beschlossen, die Nacht beisammen zu bleiben; Kerner hatte nur wenige Schritte über einen Flur und eine Treppe hinab zu seinem Zimmer, allein er mochte nicht fortgehen und ich bat ihn mich nicht zu verlassen. Spät und verstört schliefen wir ein, und ein unerfreuliches Erwachen trug noch die Spuren der unseligen Lucubration! —

Dieses Würtemberg ist recht die Heimath des Spuk- und Gespensterwesens, der Wunder des Seelenlebens und der Traumwelt. Die Einbildungskraft der Schwaben hat dafür eine außerordentliche Empfänglichkeit, ihre Nerven sind nach dieser Richtung besonders ausgebildet. Das Land ist gepfropft voll von Sagen, Prophezeihungen, Wundern, Seltsamkeiten dieser Art. Die Physiognomie des Bodens trägt gewiß das Ihrige dazu bei, sie spricht im Allgemeinen das Gemüth tief an, man fühlt sich einsam und wie aus der Welt geschieden in diesen beschränk-

ten Thalstrecken und auf diesen mäßigen Höhenzügen, überall trifft der Blick auf zerstörte Burgen, einsame Kapellen, man wird an ein vergangenes Leben erinnert, zwischen dessen Trümmern sich die Gegenwart kleinlich ausnimmt. Tübingen besonders hat in seinem Oertlichen etwas Ahndungsvolles, Seltsames, und es giebt Hügelecken und Thalwindungen, wo man am hellen Mittag irgend eine Unheimlichkeit argwöhnen könnte. Sonderbar ist es, daß gegen diese Stimmung des Landes und der Einwohner die Wirksamkeit des Protestantismus, der hier in den trefflichsten Anstalten und Geistlichen eine unaufhörliche Quelle tief in das Volk dringender Bildung ist, bisher nichts vermocht hat.

Kerner ist nun in diesen Richtungen der wahre Ausdruck seines Landes und Volkes, nur emporgehoben aus der untersten Region in eine höhere, wo wissenschaftliche Einsicht und dichterische Phantasie zu dem Volksthümlichen sich mischen. Seine Natur wirkt so entschieden, daß in seiner Gegenwart mehr möglich scheint als sonst, daß die Empfänglichkeit andrer Gemüther durch ihn wächst. Er hat selbst einmal — voriges Jahr am Weihnachtsabend — etwas Seltsames erlebt. Es war tief im Winter, und er saß mit einem Freunde, einem freisinnigen, aufgeklärten Menschen, Abends bei Licht auf seiner Stube, eine Guitarre lag zur Hand, und er fing an darauf zu spielen. Während des Spielens fühlte er eine wunderbare Beklommenheit, die schnell zunahm, er war in einem unbegreiflichen Zustand, den er nie vorher gekannt, ihm fehlte jeder Maßstab und jeder Ausdruck für seine Empfindung, die dadurch noch fürchterlicher wurde, daß er ganz

deutlich sah, wie sein Freund von ähnlichem Eindruck erfüllt, ganz erschrocken über ihn hinausblickte; jetzt war ihm, als drücke von obenher eine schwere Masse ihn gewaltsam nieder, und in demselben Augenblicke, als die fürchterliche Angst auf's Höchste gestiegen war, sprang der Freund auf, schrie voll Entsetzen: „O Jesus, Kerner!" und stürzte zur Thür hinaus. Kerner fiel hin, und lag eine Weile besinnungslos, nicht durch den Schreck, wie er ausdrücklich sagt, sondern durch die davon unabhängige Steigerung seines innern Zustandes. Als er zu sich kam, verließ er eiligst das Zimmer, und ging einige Zeit im Freien umher; die sternenhelle Winternacht erquickte ihn, und er konnte, als er in seine Stube zurückgekehrt war, ruhig einschlafen. Am Morgen traf er mit dem Freunde zusammen, beide waren verlegen, doch endlich erzählte der Freund, noch ganz angegriffen und erschaudernd vor der Erinnerung, es sei ihm vorgekommen, als habe über Kerner's Kopf, während des Spielens, sich eine Gestalt undeutlich gebildet, und sei dann längs der Wand hingezogen. Kerner wußte nur, daß ihm unendlich weh gewesen, mit den Guitarrentönen seine Angst wie von obenher vermehrt worden, ihm dann plötzlich so kalt, und alles umher licht und hell gewesen sei. Kein äußrer Umstand, der zur Erklärung hätte dienen können, war aufzufinden, das Licht hatte Kerner bei der Wiederkehr erloschen gefunden, die Luft nicht beengt. Sie wußten sich einander keine Rechenschaft von ihrer Empfindung zu geben, die Worte fehlten ihnen; „Mer hänn nicks schwätze könne," sagte mir Kerner mehrmals, indem er seine Erzählung beschloß, die ihn selber noch jetzt heftig angriff,

und ihm fürchterlich war. Die Empfindung, meinte er, sei so schrecklich gewesen, daß er davon auf der Stelle hätte todt bleiben oder wahnsinnig werden können; vorher war er sehr lustig und guter Dinge, in den Tagen nachher aber fühlte er sich krank, bekam eine Art von Veitstanz, und mußte längere Zeit unter ärztlicher Behandlung bleiben. Er will auch jetzt noch die ganze Geschichte nur als Krankheit angesehen wissen, und verwirft jede geistergläubige Deutung, obwohl er die wunderbare Erscheinung sich nicht wegstreiten kann. Fast gereut ihn, die Sache mir erzählt, und dadurch sie wieder so lebhaft in sich aufgerufen zu haben.

Nicht unterdrücken kann ich bei dieser Gelegenheit eine sonderbare und artige Mähr, die meinen Tübinger Freund einen Augenblick in für ihn vorweltliche Beziehung und Mondscheinnacht versetzt. Seine Mutter, eine gute fromme Frau, die ihren Mann frühzeitig verloren, fiel vor mehreren Jahren in eine hitzige Krankheit, die sie zwar glücklich überstand, aber von der sie doch eine Schwäche behielt. Sie dachte viel und gern an die Vorfälle früherer Lebenszeit, wobei sie leicht ängstliche Anwandlungen hatte. So hatte sie mehrmals im Stillen ihren Sohn herbei gewinkt, und ihn sorgfältig untersucht, ob er nicht verborgne Schuppen habe, und war immer sehr zufrieden, weder Schuppen noch sonst etwas, das an Fisch erinnerte, zu finden. Der Grund dieser seltsamen Vorstellung blieb lange verborgen, bis die gute Frau einmal ihrem ältesten Sohne Folgendes vertraute. Sie sei eines Abends mit ihrem Manne am Ufer des Neckar spaziren gegangen, und da es am Tage sehr heiß gewesen, so habe ihr Mann

Lust bekommen sich zu baden; sie sei unterdessen im Schatten eines nahen Gebüsches geblieben. Eine Weile habe sie ihn im Wasser plätschern hören, dann plötzlich aber seinen Hülferuf vernommen; im Augenblicke der Noth, nur von dem Einen Gedanken erfüllt, zu ihrem Manne zu eilen, sei sie aus dem Gebüsch hervor gesprungen, und mit allen Kleidern, wie sie war in's Wasser gegangen; da habe jedoch ihr Mann sie sogleich umfaßt und scherzend beruhigt, er habe nur sehen wollen, ob sie ihn so lieb habe. Dann habe er sie zu dem Gebüsch zurückgeführt. Sie aber, da sie nach neun Monaten in's Kindbett gekommen, habe sich sehr gefreut, daß sie ein hübsches Knäbchen und keinen Fisch zur Welt gebracht. Der ganze Vorgang war mehr Einbildung als Wahrheit, in Betreff der Zeit gewiß irrig; allein der Furcht, solcherlei möchte doch eine Sünde gewesen sein und durch ein Zeichen gestraft werden, konnte die gute Frau in der Schwäche nach der Krankheit auf Augenblicke sich doch nicht erwehren.

Durch Justinus Kerner lern' ich nun auch seinen Bruder Georg, den ich in Hamburg doch nicht aufmerksam genug beachtet, näher kennen. Dieses Geschlecht hat eine solche Stärke und Fülle von Anlagen, daß sie vertheilt auf die verschiedenen Zweige noch in jedem als besondrer Reichthum erscheinen. Es ist dieselbe Kraft, die im einen Bruder Natur und Welt magnetisch und humoristisch erfaßt, und im andern einen sprühenden Feuergeist für Staats- und Bürgerleben erweckt hat; ein dritter Bruder steht als Oberst in würtembergischen Kriegsdiensten, wo er wegen seines guten Kopfs und tapfren Muthes gleich geschätzt ist. Das Leben Georgs aber, in die

französische Revolution verflochten, ist durch Frische und Reinheit des Eifers, wie durch Muth und Selbstständigkeit des Willens, ein so achtungswerthes als abentheuerliches Karakterstück; eine deutsche Ehrlichkeitsrolle in französischen Verhältnissen und Hoffnungen, die wie billig mit dem Ausscheiden des Helden endigt. Geniale Züge bezeichnen diese Bahn von Anfang bis zu Ende; einige derselben hab' ich mir besonders aufgezeichnet. Es wäre der Mühe werth, daß dieser Mann sein eignes Leben schriebe, wozu doch seine praktische Rastlosigkeit ihn schwerlich gelangen läßt.

Tübingen, Donnerstag den 29. December 1808. Hier hat sich noch ein Poet eingefunden, mit dem ich bei Cotta einen Abend zugebracht habe. Es ist der Däne Jens Baggesen, der mir auf das Wort von Voß, Erhard, und Andern, bisher viel galt, und der mir nun auf sein eignes wenig gilt. Er kommt von Paris, hat gegen Napoleon einen politischen Faust gedichtet, den er natürlich nicht kann drucken lassen, macht Spottgedichte gegen die deutschen Romantiker, will sogar von Goethe wenig wissen, und meint, man sei ein Dichter, wenn man sich selbstgefällig über alles erhebt, und von Voß die Schmiedearbeit deutscher Hexameter gelernt hat! Er ist gränzenlos eitel, trägt sich immer vor, paßt sich alte Anekdoten und Geschichten an, sucht Effekt darin zu machen, und das läuft bisweilen so schal und kläglich ab, daß ich mich für ihn schäme. Er thut sehr wichtig damit, daß er die französischen Sachen und die bedeutenden Personen in Paris einigermaßen kennt, spricht von seinen großen Verbindungen, Planen, sogar Gefahren. Cotta'n hat er ganz

für sich eingenommen, und die Frau gleichfalls. Sie sind beide geschmeichelt durch die Art, wie er sich um ihren Beifall bewirbt, und Cotta findet, daß er Geist und Witz im Uebermaß habe. Ich aber empfehle mich nicht durch meinen Witz, daß ich sage, sein Faust sei doch nur eine Faust in der Tasche! — Baggesen scheint in Stuttgart etwas zu suchen, und einiger Gunst schon versichert zu sein, das wirkt auch bei Cotta mit, wie ich das schon in Betreff Matthisson's gesehen, der die entschiedene Vorliebe des Königs gewonnen und eine schöne Anstellung erhalten hat, weßhalb ihm nun von allen Seiten auf die widerwärtigste Weise der Hof gemacht wird, und er in poetischen und litterarischen Dingen plötzlich eine Ministerautorität sein soll; das Morgenblatt ist da denn eifrig auf dem Platz, und lächelt huldigend! —

Zu einem andern Dichter hat mich Kerner geführt, zu einem Dichter im wahren vollen Sinne, einem ächten Meister der Poesie, der aber nicht am Hofe zu suchen ist, noch in Cotta's Abendgesellschaft, sondern — im Irrenhaus. Wie ein Strafschauder traf es mich, als ich zuerst vernahm, Hölderlin lebe hier seit ein paar Jahren als Wahnsinniger! Der edle Dichter des Hyperion, und so manches herrlichen Liedes voll Sehnsucht und Heldenmuth, hatte allerdings eine Uebersetzung des Sophokles in Druck gegeben, die mir ziemlich toll vorgekommen war, aber nur litterarisch toll, worin man bei uns sehr weit gehen kann, ohne grade wahnsinnig zu sein. Diese Tollheit zu rügen, war völlig erlaubt, und ich hatte mir für den Doppelroman, zu den übrigen litterarischen Figuren, auch einen Uebersetzer Wachholder ausgedacht, der wie Hölderlin's

Sophokles reden sollte. Nur durch Zufall unterblieb es, und wahrlich mir zum Heil! Denn mir wär es ein schrecklicher Gedanke, einen Geisteskranken verspottet zu haben, eben so schauderhaft, wie eine Leiche prügeln zu wollen! Wie kläglich erscheint das irdische Beginnen, wie ohnmächtig der Haß und die Liebe, gegen das unerreichbar Entrückte! wie heiligend der Tod und großes Unglück! Der Scherz gegen Hölderlin hätte freilich ihn selber nie berührt, wäre nicht böse gemeint gewesen, war in seiner Voraussetzung nicht einmal unrecht, und diese Voraussetzung war die argloseste: aber doch ist es mir unendlich lieb, daß dieser Ausfall nicht geschah, ich fühle mich wie einer großen Gefahr, einem tiefen Frevel entgangen. — Der arme Hölderlin! Er ist bei einem Schreiner in Kost und Aufsicht, der ihn gut hält, mit ihm spaziren geht, ihn so viel als nöthig bewacht; denn sein Wahnsinn ist nicht grade gefährlich, nur darf man den Einfällen nicht trauen, die ihn plötzlich anwandeln könnten. Er raset nicht, aber spricht unaufhörlich aus seinen Einbildungen, glaubt sich von huldigenden Besuchern umgeben, streitet mit ihnen, horcht auf ihre Einwendungen, widerlegt sie mit größter Lebhaftigkeit, erwähnt großer Werke, die er geschrieben habe, andrer, die er jetzt schreibe, und all sein Wissen, seine Sprachkenntniß, seine Vertrautheit mit den Alten, stehen ihm hiebei zu Gebot; selten aber fließt ein eigenthümlicher Gedanke, eine geistreiche Verknüpfung, in den Strom seiner Worte, die im Ganzen nur gewöhnliches Irrereden sind. Als Ursache seines Wahnsinnes wird ein schrecklicher Auftritt in Frankfurt am Main angegeben, wo er Hofmeister in einem reichen Hause war. Eine

zarte, liebenswürdige, unglückliche Frau würdigt den hohen Dichtergeist, das reine Gemüth des in seiner Lage gedrückten und verkannten Jünglings, es entsteht eine unschuldige Freundschaft, die aber dem rohsten Argwohn nicht entgeht, und Hölderlin wird thätlich mißhandelt, sieht auch die Freundin mißhandelt! Das brach ihm das Herz. Er wollte seinen Jammer in Arbeit vergraben, er übersetzte den Sophokles; der Verleger, der den ersten Theil drucken ließ und ausgab, ahndete nicht, daß in dem Buche schon manche Spur des Ueberganges zu finden sei, der in dem Verfasser leider nur allzubald sichtbar wurde. —

Tübingen, Anfang Januars 1809. Ich lebe in der größten Einsamkeit. Ein paar Abende ausgenommen, von denen ich den einen sehr langweilig bei Cotta, den andern angenehm bei Froriep zugebracht, bin ich gar nicht aus dem Hause gekommen. Bei Froriep ist es norddeutsch, Halle und Berlin klingen mir dort nach, ich bin in heimathlicher Luft; auch freuen mich die Kinder sehr, die mich öfters besuchen. Man bleibt bei Froriep bis in die Nacht hinein, das heißt bis nach 10 Uhr, freilich auf die Gefahr, als Nachtschwärmer auf der Straße dem Wächter aufzufallen. — Ich warte das Frühjahr ab, weil ich muß; unterdessen lass' ich es an Fleiß nicht fehlen. Ihr glaubt es nicht, was ich alles treibe, die heterogensten Sachen nebeneinander, und nicht aus willkürlichem Wechsel, nein, sie haben alle ihren nothwendigen Bezug in mir, und was nicht Räderwerk zum Weiterkommen ist, ist Oel zum Räderwerk. Ich habe absatzweise starke medizinische Arbeiten gemacht, ich habe den ganzen Livius durchgelesen, ich habe Studien zu einem Trauerspiel von

unserm Kaiser Heinrich dem Vierten gemacht, und ein paar Novellen und vielerlei Aufsätze und unzählige Briefe geschrieben; mehr aber noch innerlich mit Welt und Leben, mit Entwürfen und Möglichkeiten mich abgekämpft. Macht jetzt keine Ansprüche an mich, laßt mich gehn! Vielleicht erfüll' ich künftig eure Erwartungen um so besser. —

Tübingen, Mitte Januars 1809. Kerner, der nach seiner ehrenvollen Doktorpromotion gleich zu Hause gereist war, ist wiedergekommen, jetzt aber leider krank. Ich bin die Abende immer bei ihm. Autenrieth ist sein Arzt, und bleibt auch ganze Stunden. Da giebt es die lebhaftesten Gespräche; die romantische Schule, die Naturphilosophie, und vor allem das Wunderhorn, werden schrecklich angegriffen, hartnäckig vertheidigt. Autenrieth ist voll schwäbischer Phantasie und Laune, da er aber auch großen Verstand besitzt, und der ihn mißtrauisch gegen sein Naturell macht, so hat er dieses jenem ganz dienstbar untergeordnet, und nun streiten diese muntern Kräfte wider das, was ihnen eigentlich befreundet ist. Ich habe ihm das einmal bewiesen, daß sein Eifer gegen die Volkslieder nur versteckte Freude an ihnen ist, und er lachte sehr vergnügt darüber. Ein paar junge Tübinger, Pregitzer und Köstlin, nehmen warmen Antheil an diesen Verhandlungen, für Kerner sind sie stärkende Arznei, Uhland schweigt in schroffem Ernst, und seine Gegenwart verhindert uns auch wohl, die streitigen Meinungen allzu stark hervorzurufen. Ich habe aber noch von einem andern Abendgaste zu reden, den ich bei Kerner treffe, abermals einem Poeten, und zwar wieder von ganz anderm Schlag, als die bisher genannten, hoffentlich hab' ich mit ihm nun alle Dichter-

sorten des hiesigen Platzes erschöpft! Ich stelle euch den Professor Conz vor. Laßt es euch nicht stören, daß er so aussieht, wie Focks in den „Versuchen und Hindernissen" beschrieben ist, er ist doch ein ganz wackrer und guter Kerl! Was kann er dafür, daß er in frühere Jahre fiel, wo es für Dichtergluth eine andre Heizung gab, als jetzt? Er hält eine sehr gute Vermittlungslinie zwischen Schiller und Voß, weiß Metrum und Reim zu handhaben, hat sich um Kantische Philosophie bekümmert; wär' er jünger, so machte er Sonette, wüßte von Assonanzen, ließe Schelling'sche Formeln in seinen Dichtungen durchschimmern. Conz ist hier der eigentliche Philolog an der Universität, und wirklich ein gründlicher, auch geschmackvoller Alterthumskenner, eifrig in seinem Fach, und überhaupt für Schönes und Hohes leicht entzündbar. Da er aber als Anempfinder wenig Festigkeit und Schärfe besitzt, sich theils aus Gutmüthigkeit, theils aus Schwäche, leicht einschüchtern läßt, so kann er seine Sachen nicht mit dem nöthigen Ansehn durchsetzen, die Kollegen necken ihn, die Studenten bezeigen sich leichtfertig, zu Hause giebt es auch wohl Schelte, da bleibt denn die Litteratur die einzige Zuflucht, — aber in der herrscht ein neuer Geist, der von ihm und all' dem Seinen nichts wissen will! So lebt der Mann hier seit Jahren gedrückt und gehemmt, und seufzt nach Menschen, die seine Gegenstände kennen, seine Richtungen einsehen, sein Streben würdigen. Unvermuthet findet er mich, mich, liebe Freunde, und nun erwägt, was das heißt! Muß ich es euch Hartsinnigen doch umständlich erörtern? Nun, so hört! Er findet einen jungen Mann, der kein Philolog vom Fach ist, aber den Homer und

Platon liest, der mit Wolf und Gurlitt bekannt ist, der den Dichter und Uebersetzer Voß hochschätzt, der die Verdienste metrischer Uebersetzungen würdigt, dem die Oden Klopstock's vertraut sind, der zum Erstaunen der Anwesenden ganze Reihen von Hexametern und Pentametern hersagt aus einer Elegie, worin die Befreiung Griechenlands durch Bonaparte geweissagt wird, und diese Elegie ist von Conz! Genug, der Mann hat die größte Freude an mir, hat es seit Jahren nicht so gut gehabt, kann alle seine langverhaltenen Reden an mich richten, ist unerschöpflich in Mittheilungen, erzählt von sich und Andern, führt seine eignen nicht recht bekannt gewordenen Schriften an, er sieht, daß er verstanden, daß er gewürdigt wird. Leider trägt aber auch dies seltne Glück einen geheimen Stachel von der Nemesis eingepflanzt! Denn, wenn ihr es noch nicht wißt, so erfahret es jetzt, Conz ist der Rezensent in der Hallischen Litteraturzeitung, der unsre Gedichte dort so scharf mitgenommen und heruntergerissen hat, und jetzt, da er an mir seine größte Freude, so ganz seinen langentbehrten Mann findet, ist er beschämt und bestürzt wegen jener That, und fragt Kerner'n ängstlich, ob ich wohl etwas davon wisse, und fürchtet, daß ich es erfahre! Er hat aber nichts zu fürchten, er ist ja für sein Uebelthun schon genug gestraft durch die Sache selbst, daß er denjenigen getadelt, den er nun liebt und schätzt, und daß dieser ihn nun doch meidet und flieht; denn er langweilt mich ungeheuer, und verhöhnen mag ich ihn nicht, weil er das doch nicht verdient, und ohnehin schon geplagt genug ist! — Ich ziehe aus der lächerlichen Geschichte die lehrreiche Warnung, daß man im Rezensiren vorsichtig

sein und wohl bedenken müsse, ob man auch nicht den Ort verunreinige, wo man später sich werde hinsetzen wollen! —

Tübingen, Donnerstag den 16. Februar 1809. Ich konnte heute nicht schreiben, das Frühlingswetter hatte in meine Brust wie in einen jungen Baum seine Unruhe getrieben; der Tag war ein verkündender, noch nicht selber schön, aber schöne Nachfolger verheißend. Ich eilte vor das Thor hinaus, in das freie Neckarthal. Indem ich durch die schmutzigen, engen Straßen ging, und nachher, als ich draußen auf die Stadt zurückblickte, fühlte ich deutlich, daß der Ort mir doch schon lieb geworden, daß ich den Aufenthalt, den ich hier gemacht, und alle Zweifel und Schmerzen, die ich hier durchgekämpft, doch nicht entbehren möchte in meinem Leben. — Die nahe Abreise nahm mir heute die Angst, das Thal war mir kein Kerker mehr, der Sinn konnte sich frei ergehen, und sich jedem lieben Eindruck überlassen. Die Luft war warm und still, die Gegend hell, die Landstraßen fest und trocken, und sehr belebt. Rings am Himmel stand doch viel Gewölk, aber klein, still, und vielfarbig in mattem Glanz, die Wolken schienen sich nur zu bewegen, um sich in einen zarten weißen Flockenschleier über die Himmelsbläue langsam auszubreiten; feine Nebelfäden schwammen hoch im weiten Blau, und unten um die fernen Berge löste sich das dichtere Gewölk sanft in duftigen Nebel auf, der spielend heranwogte mit dem Abend. Längs einem Seitenbache des Neckars ging ich eine weite Strecke fort, und freute mich meines Alleinseins, das mir auf Wanderungen immer behagt. Aber angekommen wär' ich gern bei lieben

Freunden, dieses Ziel fehlte mir! Und so mußt' ich endlich den Rückweg nehmen, und unter allmähligem Verstummen des vorher so lauten Herzens, mich in die Stadt und in mein Zimmer zurückfinden, umdüstert von dickem Abendnebel, der dicht vor meinen Fenstern die schwarzen Dächer überschwebt. — Als ich hinausging, sah ich Kürasse schmieden, auf dem Rückwege begegneten mir würtembergische Reiter. So mahnt auch in dem friedlichen Thal schon manches an Krieg, der sich aus Osten und Westen allerdings in allerlei Zeichen drohend ankündigt! —

Ich habe die französischen Bulletins über den Krieg in Spanien der Reihe nach durchgelesen, und mehr daraus ersehen, als sie zeigen wollen. Näher aber, als diese Vorgänge berühren mich die Nachrichten von den Rüstungen in Oesterreich. Dort scheint alles auf einen ächten Volkskrieg abgesehen, und Begeisterung und Kraft jeder Art aufzuwachen. Hier, — und wo nicht in Deutschland? — ist die Regierung mit den Franzosen verbündet, das Volk aber ist für Oesterreich, mit dessen Sache die deutsche ihm diesmal eng verbunden dünkt. Die kriegerischen Aussichten machen auch all' meine Plane wieder ungewiß. Wo soll, wo kann man hin? wo bleiben? Wie wird es binnen einem halben Jahr in Deutschland aussehen? — In Hamburg find ich immer weniger, was ich bedarf! Doch will ich es versuchen, nochmals durch die That prüfen, ob ich dort meine Stätte finde. In Berlin eröffnen sich vielleicht neue Aussichten! In Wien stehen sie einladend offen. Meine Wege sind leider stets Umwege. —

II.

Excommunication.

Ein Blick aus dem Leben in die Zeit,

von

H. Koenig.

Wenn man aus einem abgetragnen Stück Menschenleben einen der Hauptfäden, — etwa den Faden der Liebe oder des Glaubens — auszieht; so kann man, gewiß nicht ohne Interesse, sehen, wie auch das einfachste, unbedeutendste Leben auf eigne Weise an die großen Fragen und Räthsel der Zeit angeknüpft ist. Und wie oft hat nicht an diesem einzelnen Lebensfaden der menschliche Geist dieselbe wunderliche Dialektik geprüft, die er auch im Gewebe der Geschichte offenbart, indem er oft genug den Widerspruch und das Gegentheil von dem entwickelt, was sich aus den äußern Lagen und innern Zuständen eines Menschen oder eines Zeitalters erwarten ließ! — —

Meine frühsten Erinnerungen dämmern in einer stillen, reinkatholischen Stadt, dem Sitze eines gefürsteten Bischofs. Meine Seele erwachte am Geläute der Glocken, die von der Mette der Nonnen, morgens vier Uhr, bis zum Ave Maria der einbrechenden Abenddämmerung alle Bewegungen des Tages begleiteten. Es gab in

Fulda kein öffentliches Leben, als wozu die Glocken gingen. Aus den kleinen Fenstern unseres Hauses sah ich an den Hintergebäuden eines Fräulein-Convents hinauf. Aus diesen Thüren kamen die Laienschwestern mit den weißen Schleiern, die Klosterfrauen mit den schwarzen paarweis hervor, wenn sie nach ihren Gärten vor dem nahen Thore gingen. Sie nickten meiner Mutter, die am Fenster nähte, lächelten mir zu, und wenn ich eine Patschhand gab, schenkten sie mir eine Rose. Blieb einmal einer Arbeit halber das Thor offen, so lief ich mit Herzklopfen durch die Halle, und blickte in den Hausgarten, wo die jungen schönen Mädchen wandelten, die aus vornehmen Familien zur Erziehung in das Fräuleinstift gegeben waren.

Trieben wir heranwachsende Buben uns die Gasse etwas weiter hinauf; so kamen wir an die noch höhern dunkeln Gebäude eines Seminars. Da blickten zuweilen aus den Gitterfenstern jene blassen Gesichter, die wir an hohen Festtagen in prachtvollen Gewändern den Altar und die Messe in der Stadtkirche bedienen sahen. Am Ende der Gasse war ein eigentliches Nonnenkloster nach strenger Regel. Hier hörten wir die Schwestern lateinische Psalmen singen. Oft, besonders auf ihren „Terminen" oder Bettelgängen, kamen auch durch unsere stille Gasse die Franziskaner und Kapuziner, die vor entgegengesetzten Thoren ihre Klöster hatten; seltner die Benedictiner aus ihrem Convent am entlegenen Dom. Aber ein Weltereigniß war es, wenn der Bischof selbst einmal in schwarzer weltlicher Tracht vorüber ritt. Die Nachbarn kamen dann in Bewegung, mit entblößten Häuptern,

halb kniend, bückten sie sich, während der Fürst mit rothem Angesicht, funkelnden Augen und einer schmalen langen Nase vom Rappen herab nickte. Nun hatten wir den Fuß im Steigbügel gesehen, dem die prachtvollen Schuhe angemessen waren, die zuweilen in der Nachbarschaft unter den Fenstern des Hofschuhmachers auf einem Brettchen zu öffentlichem Bestaunen ausstanden, — weiß mit goldner Stickerei, wie der Hochwürdigste sie an hohen Festen trug, wenn er im Dom die Messe las.

Wie könnte ich das Gefühl der andächtigen Ehrfurcht beschreiben, mit welcher wir frommen, dürftigen Bürgerskinder nach diesem Manne blickten? Wir Kinder wenigstens wußten nichts von dem Prälatenleben jener Zeit, nichts von allem dem, was in jenen hohen Sphären sich Menschliches zutrug. Wir sahen den Mann nur an hohen Festen in goldnen Gewändern segnen, und an Tagen herrlichen Sonnenscheins gnädig blickend vorüberreiten. Daß er einen Magen und Bedürfnisse über und unter demselben habe, wäre uns nicht im Traum eingefallen. Wir wußten nur, daß er mit der Rechten herrschte und segnete, mit der Linken aber in die dunkle Ewigkeit reichte, um der Gottheit unmittelbar unsere Anliegen zu übergeben. Ja unmittelbar! Eines Abends verbreitete sich der Schreck durch die Stadt, es brenne im Schlosse, und eine Pulverkammer sei in der Nähe; dennoch wolle der Fürst sein Kabinet nicht verlassen, und weiche und wanke nicht. Die ganze Nachbarschaft bebte und betete. Endlich war die Gefahr vorüber; man athmete auf, und meine Mutter sagte mit dem heitern Gesicht, das ihr in jungen Jahren eigen war: Freilich hat der gnädigste Bi-

schof sein Zimmer nicht verlassen wollen; wie ja der Mann auch mit unserm Herrgott steht, wußte er gar wohl, daß der Himmel nichts Arges mit ihm vor hatte. — Diese Aeußerung ist mir aus tiefster Kindheit unvergeßlich geblieben; damals fühlte ich mit andächtigem Schauer, was ich jetzt unmöglich so ergreifend mit dem Verstand ausdrücken könnte: wie ein regierender Bischof mit Gott auf vertraulichem Fuß stehe. Und als ich später biblische Geschichte lernte, erschien mir der hohe Mann, wenn er im Dom durch die rothsammetnen Vorhänge in den Bezirk des Hochaltars hervortrat, wie einst Moses den Israeliten mag erschienen sein, als er mit den steinernen Tafeln des Gesetzes den mit Wolken umhüllten Sinai herabstieg. Nur sahen wir den Bischof mit weniger Angst an; denn es donnerte und blitzte nicht um die Infel und den Krummstab, die er trug. —

Hier stehe ich nun an der höchsten Entfaltung unseres damaligen fuldaischen Lebens: es waren die hohen Feste des katholischen Jahres, die sich regelmäßig in farbiger Pracht und mit dem Dufte der Andacht erneuerten. Noch sehe ich den fürstlichen Laufer, hinter welchem der so genannte „goldne" Wagen den Fürstbischof in den Dom fährt. Heiducken gehn zu beiden Seiten; Leibhusaren folgen zu Fuß, mit großen Bärenmützen, aus denen rothe Säcke hangen, den reichen Dolman auf der linken Schulter, die lederne Tasche an den langen Riemen hüpft um die Spornen der gelbledernen Stiefel, und der Karabiner ruht im rechten Arm. In zwei Reihen stellten sie sich zwischen den Altar und die Bänke des Volkes, unter dem herabfallenden Lichte der Kup-

pel. — Die Orgel schweigt, die Sänger und Instrumente verstummen; die heilige Stille athmet den Worten entgegen, die das Brot in den Körper der Gottheit verwandeln; die Hostie wird gehoben, die Schellen erklingen, die Husaren stürzen auf lautes Kommandowort mit den dröhnenden Karabinern auf den Marmorboden, kniend, die rechte Hand unter der Mütze ausgebreitet, als wollten sie das irdische Auge vor den Strahlen der herabgestiegnen Gottheit schirmen. Draußen fallen Kanonenschüsse, und die Gemeinde stimmt ein: Heilig, heilig ist der Herr! an. — Bald öffnet sich der Dom; der weite Platz ist von wimmelnden Menschen chaotisch bewegt, die sich langsam um die verschiednen Bahnen krystallisiren. Die Schuljugend, die Zünfte, die Studenten, die geistlichen Orden, nach Fahnen und Kreuzen abgeschieden, brennende Fackeln tragend, die mit gestreiftem Gras und Blumensträußen geziert sind, reihen sich hinter einander bis an den weiten purpurrothen Traghimmel, unter welchem der Bischof im schweren, gestickten, von Diakonen an den Zipfeln gehaltnen Mantel das Allerheiligste trägt, von dienenden Priestern in Prachtgewändern umgeben, von Husaren und Hellebardisten umschirmt, von hohen und niedern Beamten in bunten Amtskleidern gefolgt, worauf ein unzähliges Volk sich anpaart. Abermal donnern die Kanonen; da und dort in der Prozession qualmt ein dumpfer Gesang auf, bis er in heller, allgemeiner Flamme lodert.

Ich rede vom Frohnleichnamfeste, zu welchem die katholische Kirche die höchste Pracht aufwendet. Wenn die Gottheit selbst sich einkörpert, dann hat die Natur ihr

Ehrenfest. Das wirkliche Auftreten eines Gottes würde selbst den Stein zur Blüthe anfachen; da jedoch das Dogma so allmächtig nicht ist: so wählt es wenigstens die herrlichste Zeit des Jahres, um sich zu verherrlichen, und ein lebendiger Glaube nimmt, als frommer Träumer, die Wahl für die Wirkung. Ueber hingestreute, opferwelkende Blumen wandelt bei uns die Gottheit in Brotgestalt, — der Gott der Christen ist ein nährender=haltender Gott; in Indien werfen die Gläubigen sich selbst unter das schwer dahinrollende Bild ihres zerstörenden Gottes, und welken zerdrückt mit ihrem Leben hin. — Doch wer kann sagen, wie tief die übersinnlichen Sturmschauer der Andacht die Stürme des menschlichen Blutes aufregen? Auch in Fulda ging fast kein hohes Fest vorüber, an welchem nicht die heimkehrenden Bauern in wilde Schlägereien gerathen wären, bei welchen Blut floß.

Jenem sonnenhellen Sommerfeste gegenüber erwähne ich nur noch des traulichen Christfestes. Es war nicht, wie in vielen protestantischen Städten, ein Fest für Kinder; diesen hatte schon, einige Wochen vorher, der heilige Nikolaus beschert. Am Christvorabende blieb Alles wach; Freunde und Verwandte versammelten sich in übereingekommenem Kreise. Wie die reichen und vornehmen Familien bei Spiel, Mahlzeiten und heißen Getränken zubrachten, weiß ich nicht; in unserm kleinen Stübchen waren wir bei frischen Kuchen, Kaffee und Kosen nicht weniger froh. Von elf Uhr an läutete es abwechselnd in den Pfarrkirchen, und bald wurden die Straßen lebendig. Anstalten zur Beleuchtung der Stadt gab es da=

mals in Fulda noch nicht; hinter Handlaternen wandelte man nach den Kirchen. Man hörte die Menschen nur reden und lachen, nicht auch schreiten; denn ein tiefer Schnee lag unter dem schwarzen Nachthimmel. Aus dieser Nacht trat man in die tausendfach erhellte Kirche. Denn nicht nur die Kerzen der Altäre brannten; sondern auch neben den Gebetbüchern der Knienden die Wachsstöcke, — lange, dünne, auf eine Schnecke zusammengerollte Wachskerzen, die an dem nach und nach aufgezognen und aufgerichteten Ende brannten. Musik, Gesang, Gebete des Priesters, wie oft man sie gehört hatte, weckten in der ungewohnten Umgebung der Mitternacht einen neuen Schwung der Seele; denn auch die um den Altar wandelnden Gestalten hatten etwas Geisterhaftes, und die hohen Fenster, durch die sonst der Tag hereinschimmerte, blickten jetzt schwarz herab. —

Doch solch' eine nächtliche Feier konnte nicht ohne Kobolde bleiben. Nicht alle Herzen dieses Gewühls und Gedränges waren, wie mein unbewußtes Knabenherz, nach dem Hochaltare gerichtet und von der übermächtigen Feier bewegt. Aber was wußte ich damals von dem wilden Drange der Geschlechter, von dem Taumel üppiger Mahlzeiten und heißer Getränke, was von Allem, wozu die heilige Nacht ihren Schleier — nicht lieh, aber überließ! Höchstens verstand ich etwas von den kleinen Ausgelassenheiten. Studenten hatten Dinte in die Weihwasserkessel gegossen, und die Frommen, die niemals ohne in den Napf zu greifen und ihr Gesicht bekreuzend zu besprengen die Kirche verlassen, kamen schwarz betupft nach Hause und sahen einander verwundert an.

Andre Muthwillige hatten im Gedräng des Ausgangs diese und jene Andächtigen, — in der Kirche nur durch den gemeinsamen Faden des Gebets verbunden, nun auch eiligst mit Zwirn zusammengeheftet. Nur mit Mühe und zu beiderseitigem Verdruß konnten sie draußen, nach verschiednen Gassen strebend, unter vorgehaltner Laterne und von den Freiwandelnden hin und hergestoßen, mit mühsam beigebrachtem Messer, von einander geschnitten werden, und zu ihren Schimpfreden schlug aus der dunkeln Kirchenecke das Hohnlachen der Uebelthäter auf. —

In diesen Tagen war auch bei den Kapuzinern das Krippchen in einer Seitenkapelle der Klosterkirche aufgeschlagen, — ein mannshohes Gerüst, welches — wie das altenglische Theater in die Breite gedehnt — dem betenden Publikum einen schmalen Vordergrund entgegen führte, und an der hintern Wand gemalte Felsen und Felsenpfade empor trieb. Hier wurden die heiligen Geschichten der Geburt des Jesukindes mit halblebensgroßen Figuren dargestellt. Zuerst hatten die Hirten ihre Lämmer auf dem reichlich gestreuten Moos in die Nähe des Ställchens und der Krippe Jesu getrieben, um theils stehend theils knieend anzubeten. Dann verwandelte sich zu Neujahr das Ställchen in einen Tempel, und der hohe Priester stand mit einer Hörnermütze zur Beschneidung da; Maria und Joseph hatten ihre guten Kleider angelegt. Während dessen sah man schon von den fernen Bergpfaden herab die heiligen drei Könige zu Pferd mit Kameelen und Mohren, täglich etwas näher gerückt, herbei kommen. Endlich waren sie angelangt und überreichten ihre reichlichen Gaben. Solchen hohen Besuch

reicht

wußten die staunenden Eltern auch zu schätzen: der Nährvater Joseph hatte sein Hütchen abgenommen unterm Arme, und Maria die Mutter hatte sich vom Sitz erhoben und zeigte stehend ihr göttliches Kind. Mit dicken Strahlen hielt der Stern über dem Strohdächlein des Ställchens. Auf einmal aber waren die hohen Herrschaften aufgebrochen, und zogen nun links den Berg hinauf, der Stern voraus, der, wie wir hörten, den spitzbübischen Herodes hinter's Licht führen wollte. — Doch nun stand uns das nächstemal der betrübte letzte Akt vor, wie nämlich des gottlosen Herodes grausame Kriegsknechte die unschuldigen Kindlein mordeten. Es war auf's Anschaulichste dargestellt; aber glücklicher Weise hatte das gesuchte Jesuskind im Schooße seiner reitenden Mutter schon die ferne Höhe erreicht, und das von Joseph geführte Eselein sah sich recht pfiffig um. — Das waren Jubeltage für uns Nachbarskinder und für die Mütter, die Alles zu erklären hatten. Aber auch hier blieb der Muthwille nicht weg, und wenigstens war den im Vordergrund erreichbaren Schäfern ein Knöchlein oder Brotkrüstchen in das Ränzchen gesteckt, oder sonst ein Spaß an den Figuren ausgelassen. — So fand der Knabe hinter allem Heiligen einen kecken Widerspruch, und kränkte sich ohne Ahnung eines möglichen Zwiespalts in seinem gläubigen Herzen.

Dieß war die Sommer- und Winter-Atmosphäre unseres öffentlichen Lebens in Fulda, in der meine Kindheit athmete. Das Bisthum war ein stiller Pferch, zwischen dem Rhöngebirge, dem Vogelsberg und Thüringer Wald auf magerem Boden aufgeschlagen. Gewiß fielen manche

Luftstöße aus der Welt jenseit unserer Buchenwälder herüber, und bestrichen die höhern Stellungen des Fuldaer Lebens; aber sie wehten über und neben der Hütte hinweg, die meine Mutter mit der Familie ihres Bruders bewohnte. Nur der Heldenname aus einem Weltmährchen klang in unsere Stube herein: — General Buonaparte.

Die häuslichen Verhältnisse waren nicht weniger fromm. Jener Oheim, dessen ich eben gedachte, war einst Gärtner bei den Kapuzinern und nahe daran gewesen, Laienbruder des Klosters zu werden. In seinem groben Kamisol, im hellblauen Sonntagsrocke stak noch die Klosterluft; alle seine Erzählungen, seine Anekdoten und Späße waren von den Sandalen der guten Väter breit getreten, aus ihren Kapuzen gesammelt, von ihren Bärten gestrichen. Seine Wundergeschichten, wenn auch von Niemand bezweifelt, beriefen sich ausdrücklich und mit Stolz auf den Mund irgend eines Paters als Gewährsmannes. — Er war ein kleiner Mann, arg und eifrig in seinem Gewerb wie in seinem Glauben; über die Tonsur eines Kapuziners ging ihm nichts in der Welt, als etwa der blaue Himmel. — Heitrer und schwärmerischer war meine Mutter, blond und rundlich, von gutem Aussehen, nur dann und wann schwermüthig, wenn sie an die Zukunft ihres Knaben dachte. Denn die nähende Hand ist eben keine reichlich nährende; die stickende, steppende Nadel baut eine magre Steppe an. Ich freute mich immer heimlich, wenn sie zuweilen ein Lied vor sich hinsang, und ihren Legenden hörte ich mit Andacht zu. Mährchen wußte sie nicht, und niemals

habe ich mir aus Mährchen etwas machen können. Besonders gern erzählte sie von dem Kleide Jesu, das von seiner Mutter gewirkt, wunderbarer Weise unversehrt mit dem Kinde zum Manne aufgewachsen und bei dessen Kreuzigung noch wie neu den Kriegsknechten zugefallen sei. Wenn meine Mutter so hätte wirken können! Mit einer gewissen Schlauheit wußte sie, was ich nicht gern that, als etwas darzustellen, was vom Christuskinde auf seiner Mutter Geheiß frisch und fröhlich verrichtet worden sei; wie dasselbe denn besonders gern auch seiner Mutter Nähtereien den Leuten hingetragen habe, für welche sie gemacht worden. Ihre größte Angst um mich war gegen das Lügen gerichtet, und eine lebhafte Einbildungskraft spann ihr die Fäden irgend einer ersten Lüge durch alle Verwicklungen fort, bis ein Galgenstrick daraus gedreht werden konnte. Dann ergriff sie mich wohl mit Weinen und beschwor mich, stets wahr zu sein. — Dieß ist die umfassendste und welttiefste Lehre, die ich damals erhalten habe. Ein unzerreißbares Kleid hat mir die Mutter nicht schaffen können, wohl aber das Futterzeug jener starren Wahrheitsliebe, die wie gesteiftes Leinen, oft genug unbequem für mich und grob für Andre, in allen wechselnden Lebensgewändern ausgehalten hat. Im Uebrigen verschwisterten sich, wie es ja überall geschieht, mit den engen Ansichten meiner Verwandten die ängstlichsten Uebungen vorschriftmäßiger Gebete und gebotner Enthaltsamkeiten. Der Glaube an die Wirksamkeit von Amuletten und Weihungen bei Menschen und Vieh war unerschütterlich. Manches Jahr habe ich den 30sten April Abends das frische Weihwasser

aus der Pfarrkirche geholt, mit welchem vor der Nacht des ersten Mai, der nach dem Blorberge schwärmenden Heren wegen, alle Thüren besprengt wurden. Auch das Ziegenställchen bekam seine Tropfen und drei Kreidenkreuze; daher wir denn auch niemals erlebten, daß die liebe Geis am ersten Maimorgen nicht dem frischen Gras entgegen gemäckert und ein strotzend Eiter hingehalten hätte. Das Alles machte ich mit wie ein Alter. Und es ist mir zum Guten ausgeschlagen. Nie bekam ich Halsweh, da mir stets auf Blasiusfest die geweihten Kerzen umgelegt wurden; die fallende Krankheit und Krämpfe blieben fern; denn ich hatte auf Valentinstag meine gläubige Stirne der Kapsel unterworfen, die des Heiligen Gebein enthielt, und heute noch hat mir die längst vernachlässigte heilige Apollonia die frühe Andacht nicht vergessen, und meine Zahnlade vor Schmerz bewahrt. Ja eine gewisse Bescheidenheit, die ich oft verwünscht habe, sitzt mir noch von jenen Aschermittwochen her in den Augenbraunen, da meine Stirne so oft von Priesterhand mit Asche und den Worten bekreuzt wurde: Memento homo quia pulvis es. —

Solche häusliche Lehren und Uebungen wurden nach gleichem Maßstabe in der Stadtschule fortgesetzt, und meine angeübte Aengstlichkeit und Pünktlichkeit machten mich bald zu einem belobten Schüler. Wie sehr selbst unsere kindlichen Spiele, — da die fromme Stadt keine Gaukler und andre Nachahmung weckende Künstler auftreten ließ — sich in religiöse Gebiete verliefen, und sogar in die höchsten Mysterien verstiegen, mag folgender kindische Vorfall zeigen.

Wir waren schon in dem Alter, da die Knaben eine gewisse dunkle Zärtlichkeit für die Hübscheren unter den kleinen Mädchen empfinden. Im Hofe meines Oheims war jenes schon genannte Ziegenställchen mit einem offnen Raum unter dem schiefen Dach. Dieses Bödchen wandelten wir mittelst des Zaubers kindischer Phantasie in einen Himmel um, in welchem ich mit zwei andern Knaben die dreifaltige Gottheit darzustellen uns vermaßen. Ein reinlich Nachbarmädchen wurde als Maria zwischen uns erhoben, und in der That waren wir drei in einer gewissen Neigung und Eifersucht für sie — Eins. Ich, als vermuthlich der am finstersten Aussehende, stellte den Vater vor, und sann nun auch darauf, mich bei unserer Maria in das größte Ansehen zu setzen. Im hintern Hofe waren drei Höhlen von Reisigwellen erbaut; sie stellten Himmel, Hölle und Fegefeuer vor. Während nun die Seligen sich in Jauchzen und Jubel genug thaten, ließen es die Verdammten, die darin eine Schadenfreude sahen, an Heulen und Zähneklappern nicht fehlen, um — wenn auch nicht seliger, doch lauter zu werden. Während dessen falteten die in der dritten Höhle stumm die Hände um Erlösung. Diese zu bewirken, sandte ich nun den Sohn vom Ställchen hinab, erinnerte aber zugleich auch an jene Lehre unseres Katechismus, wonach der Geist vom Vater und Sohn ausgehe. So bestimmte ich denn meinen zweiten Nebenbuhler, sich ebenfalls zu erheben, um mit flügelartig ausgebreiteten Armen auf ein Weilchen auszufliegen. Nun allein Herr in unserm Himmel rückte ich der freundlichen Maria etwas näher, und da auch sie unglücklicher Weise

sich ein wenig breiter setzen wollte, rutschte das glatte Büschel Stroh, sie glitt hinab in den Hof und ich blieb auf den Dielen des Ställchens sitzen. Ein Schreien entstand; Himmel, Hölle und Fegefeuer versammelten sich um die Gefallne, die mit einer Quetschung am Beine nach Hause hinkte. Ueber uns aber kam eine Ahnung von Strafe für frevelhaftes Spiel, und mit Angst und Reue verloren wir uns auseinander.

Etwas mehr herangewachsen fand ich auch schon ein kirchliches Amt. Die Nonnen, wie kurzweg die Stiftsfräulein unserer Nachbarschaft hießen, waren nämlich eines Meßdieners bedürftig geworden, und warfen ihre Wahl auf mich, den blöden, das hieß — gutartigen Buben, der recht passender Weise so nah wohnte, daß er das Glöckchen hören und herbei springen konnte, wenn der Meßpriester im Convent ankam. Dieser war ein Franziskaner vom nahen Frauenberge, von den Nachbarn nur — der Nonnen-Pater genannt. Später hörte ich eine naivere Bezeichnung aus dem Munde eines Bauernknaben, der zum ersten Mal mit seinem Vater aus dem Gebirge zur Stadt gekommen, einige Nonnen mit ihrem Meßpriester über die Straße gehen sah. Das sind Nonnen, Peterchen! sagte der Alte. — Und der braune Mann, Vater, fragte der Bube, das ist wohl der Nonnerich? - -

Und so

trat ich als Ministrant
dem Priester zum Altar voran,
das Meßbuch in der Hand.
Und kniete rechts und kniete links,
und war gewärtig jedes Winks. —

Ich wüßte nicht zu sagen, worin mir dieser fromme Dienst so förderlich gewesen wäre, als er mir etwa lieb war. Eine kindische, aus gesundem Blut hervorgehende Unruhe konnte sich nun an heiligen Dingen auslassen, — ein leichtes Leisten, an welches sich ein frommes Dünkelchen anknüpfte. Es blieb auch nicht bei der Kapelle der Stiftfrauen; ich trieb mich gar bald auch in den Sakristeien andrer Kirchen, und am liebsten bei den Kapuzinern umher. Die dämmerigen Gänge, in denen man kaum die Namen über den bewohnten Zellen lesen konnte, der mysteriöse Geruch, aus Weihrauch und Sauerkraut gemischt, — denn das Kapuzinerthum wohnt zwischen Kirche und Küche —; die Tonsur und die Bärte zogen mich an. Kurz ich war wie die Mönche selbst in einem frommen Müssiggang, der um so verführerischer war, als wir Meßbuben, wenn wir hungrig wurden, auch zu essen bekamen. Ja, auch eine kindische Habsucht kam hinzu, da wir von den Mönchen ein Bildchen, von Weltgeistlichen einen Kreuzer nach jeder Messe zu erwarten hatten. Wie sehr wir auf diesen Lohn rechneten, erinnere ich mich noch gar wohl; denn ein finstrer, hastiger Kapuziner, Pater Borgias, pflegte niemals etwas zu schenken, weshalb wir uns immer vor ihm versteckten. Einmal erwischte er mich aber beim Kragen und nöthigte mich zum Dienste. Dieß wurmte mir während der ganzen Messe, da mich zumal die Andern in den Kirchenecken mit Gebehrden aushöhnten, so sehr, daß ich, als der Mönch nach der Messe wieder ohne ein Bild zu geben, wegging, ziemlich laut nachrief: Ich will nur sehen,

wann der Pater Borgias einmal Pater Bezahlas heißen wird! —

Die erhaltnen Meßkreuzer aber lieferte ich ehrlich nach Hause. Ich mochte fühlen, daß ich unter den vielen kleinen Sorgen meiner Mutter doch ihre größte war. Denn schon dachte sie daran, was einst aus mir werden sollte. Am leichtesten glaubte sie es zu bestreiten, wenn ich Schneider würde. Die Nadel war ihr heilig, und ein Schneider, berechnete sie, brauche eben kein theures Werkgeräth. Aber ein Lehrer der Bürgerschule brachte sie auf andre Gedanken: er meinte, bei meinen guten Gaben müsse ich studiren. — So war es denn beschlossen: ich lernte bei einem wohlfeil docirenden Studenten einiges Latein, und ward in die Vorbereitungsklasse des Gymnasiums aufgenommen, als ich zwölf Jahre vorüber war. —

Das Studiren in Fulda war unter der bischöflichen Regierung sehr erleichtert. Die geistlichen Lehrer standen auf geistlichen Pfründen; es ward daher nur ein geringes Schulgeld bezahlt, und die begabten Söhne vermögenloser Eltern wurden ganz frei aufgenommen; ja sie erhielten noch aus Stiftungen mancherlei Forthülfe an Geld und Büchern; die verschiednen Klöster gaben Freitische. — Der Hierarchie muß es nachgerühmt werden, daß sie die Freiherrlichkeit der Naturgaben stets respectirt —, und, da sie kein Privilegium der Vornehmen und Reichen auf geist- und gemüthvolle Nachkommenschaft anerkannte, Alles gethan hat, um niedrig gebornen Talenten aufzuhelfen. Wieviel Söhne niedriger Eltern haben die höchsten Kirchenwürden und selbst den

heiligen Stuhl eingenommen? Die Abfälle einer Wirthschaft düngen die kommenden Ernten: die niedern, kummerfeuchten Schichten der Gesellschaft haben die kräftigsten Charakter-Stämme, die fruchtbarsten Köpfe hervorgebracht.

Als ich nach einem Jahre der Vorbereitung den Studentenmantel erhielt, galt noch die alte jesuitische Einrichtung auf dem Gymnasium. Es war das letzte Jahr ihres Bestandes. Religions-Unterricht und kirchliche Uebungen nahmen viel Zeit weg. Zwar den Wechselgesang der lateinischen Psalmen machte ich Sonn- und Feiertags nach Mittag gern mit; auch unter der Frühmesse wurde manches gereimte Lied in dem naiven Kirchenlatein frisch weggesungen: nur das Beichten fing an, mir lästig zu werden. Denn obschon es mir seit meinem siebenten Jahre schon oft genug vorgekommen war, so nahm ich es doch immer noch zu ängstlich, und fürchtete der wichtigen Handlung nicht genug zu thun. Auch bildete sich bereits ein innerlichster Widerspruch, der mir erst viel später klar wurde. Ich hatte nämlich ein recht katholisches Naturel. Wie nämlich die Kirche äußerst streng in der Lehre und ungemein nachsichtig im Leben ist: so war in mir ein tiefer Ernst für das Wahre und Gute mit vielem leichten Sinn für Thun und Lassen verbunden. Nun sollte ich mich oft genug dessen anklagen, was sich im Augenblick gar nicht anders hatte machen lassen, und es ängstigte mich tagelang, daß es mir an wahrer Reue und Leid so wie an festem Vorsatze fehlen möchte, es nicht wieder zu thun.

Inzwischen war Fulda säcularisirt worden, und an den Prinzen von Oranien übergegangen, Die Schulen sollten umgestaltet werden, und Meißner, der bekannte Skiz-

zenschreiber, war schon als Studien-Director eingetroffen. Zu den größten Eiferern, die sich damals, freilich nur mit heftigen Worten, der Invasion des Protestantismus in das reinkatholische Land widersetzten, gehörte unser bisherige Director Pfister, — ein ehemaliger Jesuitenschüler, klein und gebückt einherwandelnd, niedergeschlagnen Auges, unter der Stirne flüchtig hervorblickend, nicht ohne mannichfache Kenntnisse, die sich aber unter den beschränktesten Gesichtspunkten sammelten. Wie bemühte er sich noch vor seinem Abtreten, uns mit Sprüchen der Kirchenväter wie mit Stacheln und Schuppen gegen die Einflüsse der Reformation zu panzern! Ein recht unwiderleglicher Beweis für die alleinige Wahrheit der katholischen Kirche wurde uns darin an die Hand gegeben, daß man doch von jedem katholischen Priester auf den Bischof, der ihn geweiht, von jedem Bischof auf einen Papst, der diesen eingesetzt habe, und in der Reihe der Päpste ununterbrochen bis auf den von Christus selbst bestellten Apostel Petrus zählen könne. Die Protestanten aber könnten, wenn das Glück gut wäre, allerhöchstens bis auf Luther hinauf kommen, wo sie dann entweder wieder zurück in die Kirche treten, oder als Abtrünnige angesehen werden müßten, die bei weitem nicht bis an das wahre Christenthum zureichen vermöchten. — Mit diesem Streitkolben ging ich seelenvergnügt in dem umgestalteten Gymnasium aufwärts.

Aus jenen Tagen der Stacheln und Dornen sind mir doch auch Momente des religiösen Duftes erinnerlich. Die Zeit der Jünglingschaft näherte sich mit der schönen Begeisterung dieses Alters, die freilich damals noch eine

reinreligiöse Stimmung trug. Es waren Augenblicke des Gebets, die an Entzücken grenzten. Wie ließen sie sich beschreiben? Ich dachte nichts, ich wünschte nichts, ich bereute nichts, ich fühlte die süßesten Schauer mit dem Glauben an die Gottesnähe, — sanfter, reiner, als jene Schauer, welche befriedigte Liebe gewährt. Auch ließen sie eine Erschöpfung zurück. Ich dachte damals freilich noch nicht, daß religiöse Andacht, poetische Begeisterung und Inbrunst der Liebe bloß verschiedne Bebungen einer und derselben Aeolsharfe in uns sein mögen, die nur von verschiednem Anwehen des Ewigen erschüttert wird.

Wie nun den Jünglingen, sobald ihnen mit dem bunten Gefieder auch der Flattertrieb wächst, das Leben auf mancherlei Weise nachstellt: so sollte mir, wahrscheinlich aus einer Art von Ironie, da ich einmal ganz vergnügt nur auf dem Kirchen- und Glaubenswege umher hüpfte, auch eine erste Schlinge aus einem geweihten Stricke gelegt werden. — Ich erhielt nämlich, kaum aus dem Gymnasium zum Lyceum übergegangen, eines Sonntags nach Mittag die Einladung, den Pater Eustach zu besuchen, jenen Nonnenpater auf dem Frauenberge, dem ich einst oft genug die Messe bedient hatte. Begierig, was der von mir wollen könnte, eilte ich, sobald das schon murrende Gewitter vorüber war, gegen Abend nach dem Bergkloster. Die sinkende Sonne, hinter dem ausgeregneten Gewölke hervorstrahlend, fiel durch das kleine Fenster in die Zelle, die ich betrat, und die den Blick in die herrliche Landschaft und nach dem Rhöngebirge hatte, über welchem noch die Ruine eines Regenbogens schimmerte. Gar freundlich empfing mich der Pater mit der

jähen Frage: Nun, wo hinaus mit der Feder? — Er lachte erst über mein verwundertes Aussehen, und erklärte sich dann deutlicher. Er meinte nämlich, welches Brotstudium ich beabsichtige. Und da ich daran noch gar nicht gedacht hatte, so suchte er mir die Wahl seines Ordens lockend zu machen. Die oranische Regierung hatte nämlich nach Aufhebung des Kapuzinerklosters beschlossen, die Franziskaner noch fortbestehen zu lassen, und das Kloster suchte nun Kutten=Rekruten. — Sie müssen sich keine falschen Vorstellungen von unserm Klosterleben machen, sagte der Pater zu mir. Sie haben vielleicht auch von den so beliebten Ritterromanen gelesen, in denen die Mönche gar schwarz gemalt erscheinen. Nein doch! Wir sind mit der Zeit fortgegangen. Sie würden außer der Theologie auch philosophischen Unterricht in unserm Kloster erhalten. Es kann Niemand den Kant besser verstehen, als unser Pater Polycarp Schmitt. Und wie würde sich ihre liebe Frau Mutter freuen! Ich hätte schon aus einer natürlichen Gutmüthigkeit diesen Vorschlag nicht unbedingt abweisen können; allein es mischte sich auch etwas Schalkhaftigkeit dazu, den Pater zu necken. So erklärte ich denn, die Sache verdiene eine ernsthafte Ueberlegung; er möge mir nur Zeit dazu gönnen. — Damit war der Mönch wohl zufrieden, und lud mich ein, ihn öfter zu besuchen. —

Wie ich nun nachdenklich den Berg hinabwandelte, tief unter mir die Stadt mit den sonntagabendlich rauchenden Schornsteinen lag, die Lerchen in den letzten Strahlen des Tages jubelten, und die alten Lindenbäume unter dem Abendwinde vom Gewitterregen troffen: da

ward mir bei dem Gedanken an eine Lebensbestimmung sehr wehmüthig. Ich war frei gewesen, wie diese schwärmenden Lerchen; ich war es noch, und flatterte nun um einen Sprenkel, auf welchen ich mich zuweilen zur Neckerei des Vogelstellers niederzusetzen dachte. Es warnte und lockte mich zugleich: die Kutte gefiel mir nicht; aber daß man sich schon um mich bewarb, schmeichelte mir.

In der That besuchte ich den Pater Eustach öfter. Er bewirthete mich jedesmal auf's Beste, und unterhielt mich mit Klosterangelegenheiten. So zeigte er mir einst ein so genanntes Agnus Dei, — eine gelbe Blechmünze mit aufgeprägtem Lamm Gottes, die geweiht und an einem Oehr von Bäuerinnen um den Hals getragen wird. — Was glauben Sie, daß ich damit anfange? fragte er schmunzelnd.

Ich weiß es nicht?

Ha, ha! lachte er vergnügt. Ich lasse Oel d'raus schlagen!

Oel daraus? —

Ja, ja! Das verstehen Sie wieder nicht. Ich schenke es nämlich einem hübschen Bauermädchen; das schenkt mir Lein dafür, und aus dem Lein lasse ich Oel schlagen für das Kloster.

Wer weiß, wie tief ich schon als Laie nach und nach in die Politik des Klosters eingeweiht worden wäre, hätte nicht die Ankunft des Vorstehers über eine Anzahl Klöster eine raschere Entscheidung herbei geführt. Ohne von dieser Ankunft etwas zu wissen, machte ich meinen gewöhnlichen Besuch. — Gut, daß Sie heute kommen! rief mir Pater Eustach entgegen. Der Pater Provinzial ist angekommen,

und wünscht Sie zu sehen. Sie haben nun Zeit zur reiflichen Ueberlegung gehabt, und werden Ihren Entschluß erklären können. Warten Sie hier ein wenig, ich will Sie melden.

Er verließ die Zelle, um den Provinzial aus dem Refectorium zu holen. — Mein Herz schlug: ich war zu abgeneigt, um Ja zu sagen, zu blöd, ein Nein zu erklären, und eine täuschende Zusage zu geben, fiel mir nicht ein. Also rannte ich aus der Zelle die Treppe hinab, schellte an der Pforte, flüsterte dem freundlichen Bruder Pförtner ein bläßliches Lebewohl, und setzte wie ein Reh, hinter dem die Büchse geknallt hat, an der Gartenmauer des Klosters den Berg hinab. Im Gefühle meiner Freiheit malte ich mir dann die Gesichter Eustachs und des Provinzials, wenn sie in die Zelle kämen, um den Novizen zu sehen. —

So war ich denn dem Kuttengürtel entgangen, der schon, in eine Schleife gezogen, über mein Ja nickendes Haupt zu fallen bereit hing. Ich war bloß einer dunkeln Abneigung gefolgt. Wie hätte ich auch in meinem 16ten Jahre eine solche Angelegenheit für das Leben eigentlich *prüfen* können? Was wußte ich oder meine Mutter vom Leben, — von dem Wechselbedürfniß eines Menschen und seiner Zeit? Wie hätte ich abmessen können, was das Leben bringt, und das Kloster nimmt! Kannte ich damals die Triebe, die eines Mannes Herz darum nicht ungeschoren lassen, weil etwa sein Scheitel geschoren ist? Und wenn ich erst Armut, Keuschheit und Gehorsam geschworen, die edelsten Keimaugen des Lebens — die Sprossen der Thätigkeit, der Liebe und der Ehre zerdrückt hätte: sollte ich vielleicht darin eine Aussöhnung mit dem drei-

knotigen geweihten Lendenstricke finden, daß derselbe wenigstens doch über dem schwellenden Bauche nachgab? — Wie konnten wir das und noch so Vieles überlegen? Meine Mutter maß das Leben mit ihrer Nähnadel, und ich flatterte an dem Faden, der im Oehre dieser Nadel hing. Berathende Freunde hatten wir nicht. —

In den drei Jahrgängen des Lyceums zu Fulda wurden auch philosophische Vorträge, — über Logik, Metaphysik und practische Philosophie gehalten. Hier gewannen wir nun, besonders auch durch Schriften, die uns zu Handen kommen mußten, neue Standpunkte über religiösem und kirchlichem Gebiet. Ich kann aber nicht sagen, daß mir jetzt viel Zweifel und Kämpfe erwachsen wären, wie man nach einer so engen und ängstlichen Erziehung erwarten sollte. Mancherlei Zweifel waren schon viel früher, ich möchte sagen -- von selbst entstanden, waren hin und her gewendet worden, und beruhten, ohne gerade abgethan zu sein. Mein Herz war voller Ahnung, oder Bedürfniß andrer Wahrheiten und so gesättigt von katholischer Dogmatik, daß die flüchtigsten philosophischen Ansichten wie kräftigste Reagentien wirkten, und plötzlich den ganzen katholischen Katechismus zu einem Bodensatz niederschlugen. — Es liegt in der Natur oder in der Dialektik der Geistesentwicklung, daß ein grasser Supernaturalismus zuerst in einen handfesten Rationalismus umspringt: vielleicht ist es aber nicht so gewöhnlich, daß man sich, wie es mir erging, noch lange und vergnügt in den Schaukelbändern der Ceremonien einer Kirche wiegt, an die man nicht mehr glaubt. So läßt man sich wol auch durch Schmeichelkünste einer Geliebten noch lange hinhal-

ten, wenn man ihr auch nicht mehr traut. Allerdings mag aber ein entschiedner Geist weniger in solche Widersprüche gerathen, als ein träumerisches Herz. — Ist einmal jener Zwiespalt zwischen dem äußern und innern Glauben eingetreten, dann will es Zeit haben, bis jener Widerspruch sich zu einer religiösen Ansicht der Weltgeschichte versöhnt und verklärt. Wir waren damals um dergleichen sehr unbekümmert; wir waren jung, nach allen Richtungen unseres Lebenslenzes hinflatternd. Auch gab es damals keine religiösen Streitigkeiten; die Kriege Napoleons füllten die Welt, und unsere Herzen setzten die Frühlingskeime der Liebe an. —

Bald war das Lyceum durchmessen, und es galt, sich für ein thätiges Leben vorzubereiten. Ich räthselte noch mit mir selber (denn ohne Freunde, in einer mittellosen Lage war guter Rath theuer) was aus mir werden sollte; als unerwartet das Seltsamste schon aus mir geworden war, was aus einem Studenten werden konnte, der statt eines Ueberrocks zu seinem zwanzigsten Geburtstage, — einen Hochzeitfrack zu seiner Vermählung bestellen mußte. Dem Kuttenstricke war ich durch eine innere Stimme entgangen: in diesen Bund zog den Wiederstrebenden ein unauflösliches Wirrniß. — Doch das ist ein andrer Lebensfaden, der jetzt nicht ausgezogen werden soll. —

Eine so frühe und höchst unglückliche Verbindung hatte zunächst auf die sittliche Kraft des Lebensmuthes und auf die tröstenden Kräfte der Phantasie einen entschiednen Einfluß, weniger aber auf religiöse Ansichten. Viele Jahre ließ ich das Kirchliche hingestellt sein. Selbst wenn ich

Antheil daran nahm, geschah es nur, um eine religiöse Stimmung zu erwecken, die eines andern Glaubens war, als an die katholischen Dogmen. Und die Aszetik der Kirche, — wie kleinlich erschien sie mir, wenn ich die großen Entbehrungen, die Fasten und Peitschenhiebe des Lebens erwog, die mir auferlegt waren, und die ich mit stolzer Heiterkeit ertrug. Ich wies den fröhlichen Genius nicht zurück, wenn er mir nach einer fremden Freude winkte; aber auch der ernste war mir eben so willkommen, wenn er in einsamen Stunden die Orgel in meiner Brust rührte, und die Kerzen der heimlichsten Andacht anzündete. Dann fand mein Glaube nur den einen Altar für den Unaussprechlichen, dem ich es überließ, ob er etwa dreifaltig sein mochte; nur ein Dankgebet stieg auf für das beseligende Gefühl des Daseins; auch ein Opfer fand Statt — aller der Schmerzen nämlich, die man über eigne Mängel und fremde Leiden empfindet, und eine ewige Lampe der Erkenntniß erlosch niemals, — daß uns eine Gotteshand führt. Und wenn ich dann mit der Weihe neuen Muthes in das Leben trat, bekümmerte ich mich um das Geheimniß der Gnade nicht, so lange ich eine tiefursprüngliche Wärme für das Gute in mir empfand, und glaubte ich an die Erlösung, die unsern Willen frei von dem Zwang des Bösen gemacht hat. — Dennoch mochte auch hierin wieder mein Naturel viel katholischer sein, als ich es wähnte, und wie diese mütterliche Kirche sehr nachsichtig mit den mangelhaften Werken Derjenigen ist, die ihrer rührenden Andacht treu bleiben: so mag ich es wol gerade an jenen Tagen, da mein Herz so voll von Aeolsharfenklängen eines Wehens von Oben war, oft

genug an energischem Handeln haben fehlen lassen. Und wie oft wird man nicht selbst an diesen frommen Gefühlen irr! Darf man jenen Rührungen, die vielleicht nur von eignen Stimmungen der Eingeweidnerven herrühren, einen so großen Werth um deßwillen beilegen, weil man ihnen etwa den Gedanken an die Gottheit zum Exponenten gibt? Oder verhält es sich in der That umgekehrt, und bebt das Uebersinnlich-Heilige, wenn es sich dem Menschen in Akkorden der Andacht verkündigen will, gerade in jenen niedern Nervensaiten, wie ja wirklich auch die zartesten Harmonien in Darmsaiten erklingen? —

Absterbende Organismen der Natur gewähren einem jeden Beschauer den gleichen Anblick hier noch grünender, dort schon vertrockneter Theile. Anders ist es mit den Organisationen des Geistes. Darum läßt sich in Hinsicht auf einzelne Menschen nicht bestimmen, wie weit der absterbende Katholicismus für diesen oder jenen noch lebendig sei. Derselbe Zweig, der den Einen schon kahl anstarrt, fächelt den Andern noch mit welken Blüthen. Aber so übermächtig ist die Lebenskraft einer Kirche, die einst eine ganze Welt mit Wundern bevölkerte, daß sie jetzt noch mit einem tiefsinnigen Gebrauch, mit der Zauberformel eines Gebets religiöse Gefühle selbst in einem ihr ganz abtrünnigen Herzen anfacht. So kam es, daß ich, im Staatsdienste nach Hanau versetzt, auch hier noch die katholische Kapelle besuchte, in deren kahlem, engen Raume sich die Bewegungen der Messe nur kümmerlich ausnahmen. In dieser regsamen, vergnüglichen Stadt, vor Fulda durch vielseitige Thätigkeit und anmuthige Lebensbildung ausgezeichnet, herrscht zugleich eine auf diese Bildung ge-

gründete, aber bis an Gleichgiltigkeit streifende religiöse Toleranz. Jene eifrigen Wallonen, geschickte Weber und Goldschmiede, die einst um des verfolgten Glaubens willen ihr Vaterland verlassen konnten, scheinen damals das ganze Familien-Kapital des Religionseifers verbraucht — und nachdem sie hier am flachen Ufer des ruhig strömenden Main heitern Willkomm und bequemen Raum für den Webstuhl und das Werkbrett gefunden, ihren Nachkommen nur die ganze unverbrauchte Ersparniß an Lebenslust vererbt zu haben. Von Sekteneifersucht kam hier im Leben nichts vor, einige Betbrüder belächelte man, wenn sie Einem von einem Landhause her auf dem Philippsruher Wege in schlichtem Ueberrock und breitem Hut begegneten, und kaum einige wissenschaftlichen Männer bekümmerten sich um die literarischen Fehden, die zwischen Katholicismus und Protestantismus um des lieben Friedens willen in ältern und neugegründeten Zeitschriften geführt wurden.

Da ging mir unerwartet durch einen Freund eine Auffoderung des Pfarrers Friederich in Frankfurt zu, an seinem neu gestifteten „Protestanten“ — einer gegen den „Katholiken“ gerichteten Zeitschrift, — Antheil zu nehmen. Dieß seltsame Zutrauen fand in mir jenen leicht aufregbaren Trotz, mit dem man sich so gern gegen eine Partei auflehnt, der man äußerlich zugezählt wird, ohne ihr innerlich anzugehören. Die auf's Neue gespreizten Finger der Römlinge ärgerten mich überdieß im Stillen, und warum sollte ich nicht gestehen, daß man auch oft sein Vergnügen darin findet, auf eine paradoxe Weise unklug zu sein? Kurz, ich gab jener Auffoderung gern nach, und lieferte kurze Betrachtungen über katholische

Dinge. Da mir als Laien das schwere Rüstzeug fehlte, so führte ich mit desto mehr Laune die leichten Waffen. Und doch ist der Spott oft viel ehrlicher, als wofür er gewöhnlich gilt: er trennt rascher, was einer angefochtnen Sache abgefault noch anklebt, und erweckt, was ihr nur lau angehörte, zu neuem eifrigen Leben. Eigentlich hieb ich aber nur um mich her, um mir durch die Auswüchse Bahn zu dem überwucherten Heiligthum des wahrhaften Christenthums zu machen, vor welchem ich meine besten Weihrauchkörner streuen wollte. — Meine kleinen Betrachtungen fanden Beifall, und so war es dem Buchhändler Sauerländer in Frankfurt ganz recht, daß ich sie mit manchen noch ungedruckten vermehrt, bei ihm unter dem Titel: „Rosenkranz eines Katholiken" herausgeben wollte. So erschienen sie 1829. —

Das Buch liegt vor, und ich selbst weiß nur zu sagen, daß die Katholiken über giftige Dornen schrien, und viele Protestanten den Duft der Rosen lobten. — Was die Dornen anbelangt, so machte das bischöfliche Domkapitel in Fulda noch in demselben Jahre selbst eine Lese davon, die es mir durch Vermittlung des katholischen Pfarrers in Hanau vorhielt, damit ich mich rechtfertigen, oder widerrufen sollte. —

Es liegt nicht in meinem Zweck, mich auf dem verschlungnen Pfade zu einem freien Ausblick auf ein großes Zeitinteresse bei den Verhandlungen aufzuhalten, die mit jener geistlichen Behörde nunmehr unvermeidlich waren. Die Stellvertreterin der Kirche sprach in dem ruhigen Tone, der scharf und streng tadelt, aber mild und mütterlich ermahnt. Und wenn ich nun nicht erwarten durfte,

lich ern

mein Buch vor einer solchen Obrigkeit gerechtfertigt zu sehen, so wollte ich diese dafür auch nicht erwarten lassen, daß ich es widerrufen könne. — Unrecht vom Standpunkte des Bischofs oder auch nur zu tadeln war es gewiß nicht, wenn derselbe einen Katholiken, der einen solchen Rosenkranz für sich betete, von der Kirche ausschließen wollte, und doch gestand selbst der katholische Pfarrer in einem Bericht an seine Vorgesetzten ein, es dränge sich jedem Unbefangnen die Ansicht auf, daß es am zweckmäßigsten gewesen wäre, die ganze „Geschichte" mit dem Verfasser des Rosenkranzes zu ignoriren. Allein die Räthe des Bischofs, die also von dem Pfarrer selbst zu den Befangnen gezählt wurden, waren noch zu lebhaft jener alten Zeit eingedenk, wo der Bischof neben dem Krummstab auch das Schwert geführt hatte; sie gönnten sich den unsäcularisirten Jubel, nach so viel unfruchtbaren Jahren wieder einen neuen Bischof zu haben, der glücklicher Weise ein alter lenksamer Pfarrer war. Und alle diese Auto da Fe = Lustigen kannten überdieß den Verfasser des Rosenkranzes persönlich.

Letzterem wurde nun eine ziemlich geraume Frist gegönnt, um sich eines Bessern zu besinnen. Merkwürdig genug lieferten ihm die geistlichen Herrn zu seiner Selbstbelehrung eine Schrift des protestantischen Tholuk über dessen Lehre von der Sünde und vom Versöhner. So unpartheiisch wollten die Bischöflichen erscheinen, oder — so katholisch sieht Tholuk aus! Ich hatte diese Frist selbst gewünscht, weil es mir damals schien, als ob auch der Bischof einer Besinnung bedürfe, nämlich auf die Zeit, in welcher er eine Excommunikation aussprechen wollte.

Zugleich benutzte ich diese Zeit, um in meinem Buche: „der Christbaum des Lebens, Frankfurt, Brönner 1831“ — eine tiefer begründete Erklärung auszustellen. — Als nun nach Ablauf von Jahr und Tag eine wiederholte "liebevolle Ermahnung zum Widerruf meines Rosenkranzes mit Androhung einer förmlichen Excommunication erfolgte: so blieb mir nichts übrig, als eine solche verjüngungslustige Kirchengewalt in ihre engsten Schranken zurück zu drängen. Ich rief den Schutz des Ministeriums gegen jede in's Leben greifende Excommunication auf, und es erfolgte ein gemeßnes Verbot an den Bischof in Fulda. Dieser blieb nun auf seine bloße Kirchengewalt beschränkt, nach welcher er ganz in der Stille, ohne Verkündigung von der Kanzel und ohne Anschlag an der Kirche, einen Bann verhängen konnte. Und so schloß denn — „Johann Adam Rieger, durch Gottes Barmherzigkeit und mit Bestätigung des apostolischen Stuhls Bischof zu Fulda“ schriftlich, durch Verfügung an den Pfarrer, den Verfasser des Rosenkranzes eines Katholiken von seiner Kirche aus. „Gegeben am Michelsberge zu Fulda am 25 Juni 1831.“ —

Es war ein Gewinn für beide Theile: der Bischof hatte doch nun für seine einmal angefangnen Akten einen Schluß, und der Excommunicirte war aus einem unbestimmten zu einem entschiednen Zustande hingewiesen.

Eine Frucht, aus ihrer Kapsel gesprengt, ist nur desto freier für Luft und Boden, unter deren Einflüssen sie ihre Entwicklung durchzumachen hat. Jeder Uebergang in

neue, wenn zumal höhere Zustände ist aber mit eignen Aengsten verbunden, im Menschenleben, wie in der Weltgeschichte, — dem Leben der Menschheit. Daher sind religiöse Menschen nicht gern ohne Kirche: sie glauben sich in der gewohnten Hülle, wenn auch nur aus Gewohnheit, leichter fassen zu können, und am Ende ist es nichts andres, als daß sie eben gefaßt sind. Etwas dergleichen hatte ich auch zu erfahren gehabt. Viele Jahre hatte ich mich in der gesprungnen Kapsel des Katholicismus gehalten, wenn auch nur wie ein Kern, der darin lose rasselt. Aber mitten in der großen Peterskirche hatte ich die Uebergangskrise des Protestantismus für mich im Stillen und auf innerliche Weise bestanden, wie solche vor dreihundert Jahren äußerlich so viele Länder durchgoren hatte.

Einer, der den Protestantismus auf solche Weise am katholischen Stamme selbst besteht, fühlt natürlich diese religiöse Krise anders, als Einer, der, im Protestantismus geboren, ihn als einen festen, selbständigen Zustand betrachtet. Ich aber konnte ihn in keiner seiner bestehenden Gestalten für eine eigentliche Kirche ansehen, selbst dermal nicht, wo die einst verworfne päpstliche Unfehlbarkeit von jedem Pastore in Anspruch genommen wird. Und wenn mir innerhalb des Katholicismus der Verfall der Kirche nicht unbemerkt geblieben war, so konnte ich im Protestantismus nur den Abbruch derselben erblicken, der vielleicht in unsern Tagen — ein Ruhestündchen hätte. Aus diesem Gesichtspunkte konnte ich mich nicht entschließen, zu einer der protestantischen Glaubensgemeinden überzutreten. Ich fühlte mit tiefer Betrübniß das feuchte, faule Herbstwetter der Gegenwart, die noch weit entfernt von einem neuen

Frühling, und noch lange nicht aufgeräumt war für eine neue, zweite christliche Kirche. Desto lieber blickte ich zurück, und betrachtete zuweilen, aus welchen Bausteinen sich die erste, nun baufällige, einst errichtet hatte. Aufs innigste überzeugt, das göttliche Christenthum bestehe in keiner äußern Form oder Kirche, sei nur schaffend-erlösender Geist, der Formen und Kirchen nach Bedürfniß hervorrufe, dachte ich, wann wol wieder einmal dieser Geist so frei und hüllenlos in die Zeit blitzen könnte, wie er einst aus dem morschen Mosaismus hervorgezückt war. Auf diesen Stamm mußte ich zurück kommen, der einst sogar das religiöse Element des Lebens in seine bloße Staatsbildung mit verflochten, und selbst mit allen Wurzeln, in das Irdische getrieben hatte, so daß die heiligsten Gebote nur gegeben wurden, — „damit Du lange lebest auf Erden." Aus dem Geheimnisse des Gegensatzes, in welchem ja doch alle Schöpfungskräfte liegen, suchte ich mir faßlich zu machen, daß gerade aus einem in die tiefste Erde treibenden Stamme die freieste Himmelsfrucht habe erwachsen müssen.

Die heilige Hülle dieser Frucht, Christus, war — von Priesterfersen zertreten worden —; das strahlengefiederte Samenkorn des Christenthums, von den Aequinoctial-Stürmen der Zeit da und dorthin getragen, senkte sich in eine morsche, zerfallende Welt. Es war die Welt des römischen Staates, mit erstaunlicher Kraft und Klugheit aus Ländern dreier Welttheile zusammen gefügt. Die Welt mußte erst alle Herrlichkeit der Macht, alle Ueberschwänglichkeit der Genüsse schauen und abschäumen, um das Gefühl der Leere und Ermüdung zu gewinnen, mit

welchem sie die göttliche Weisheit von der Nichtigkeit des Irdischen und die Erquickung einer allein beseligenden Liebe aufnehmen sollte. Zu solchem Zwecke freilich glaubten die Römer nicht zu handeln, als sie mit ihren Legionen die Völker bezwungen, und drei Welttheile durch Straßen und Flotten verbunden hatten. Aber aus Instinkt, wie der Vogel sein Nest, baut der Mensch die Weltgeschichte; mit Bewußtsein und Ueberlegung glaubt ein Jeder, wenn er seine Absichten erreicht, auch sein Werk gethan zu haben, wie der Vogel auch, indem er nistet, seinen heißesten Trieb befriedigt; doch wie dieser der Natur, dient Jener der Vorsehung. Denn wie erlahmte nicht zuletzt die Eitelkeit der Welt an den unaufhörlichen Siegen und Triumphzügen; wie übersättigte sich nicht der Genuß, der aus den scytischen Wäldern sein Pelzwerk, Teppiche aus Babylon, die kostbare Fracht der jährlichen hundert und zwanzig Schiffe von der Küste Malabar, von der Insel Taprobana, und die ekeln Leckerbissen aus allen Meeren bezog! Und wie verzweiflungsvoll war die größere Hälfte der Menschheit, die all' diesen Genüssen dienstbar war, — das Elend neben dem Ueberfluß, der Hunger neben dem Ekel! Und bleibt solche Schwelgerei und solche Verzweiflung ohne die entsetzlichsten Thaten? Nein, die Zeit war bald tief durchfault, und Verbrechen lasteten auf dem Bewußtsein der damaligen Menschheit, unter denen jedes Vertrauen auf die bekannten Entsündigungsmittel zusammen brach. Die Gewissensangst selbst greift zur tollsten Versöhnung mit dem Himmel. Man rennt nach den Taurobolien, — Reinigungen, denen sich Büßende unterwarfen, indem sie unter einem Gerüste das Blut geopferter Stiere

auf ihren Leib träufen ließen. Der schwarze, angeblich vom Himmel gefallne Stein, unter dem man zu Emesa die Sonne verehrt hatte, ward in feierlicher Prozession durch die Straßen Roms gefahren. Sechs milchweiße Rosse, mit reichen Decken behangen, ziehen den Wagen über voraus gestreuten Goldstaub. Der fromme Kaiser Heliogabal führt die Zügel, rückwärts schreitend, um die rettende Gottheit immer im Auge zu haben. Mit großer Feierlichkeit werden die Opfer gebracht, Thiere, köstliche Weine und Räucherwerk. Syrische Mädchen führen unter wilder Musik wollüstige Tänze auf, und die ersten Beamten des Reiches verrichten in langen, phöniciischen Gewändern den Gottesdienst. — Eine Gegenwart zu begreifen, ist das sinnliche Volk wenig geschickt: sie zu genießen, oder ihr zu unterliegen, ist es allein gut genug. Aber um rückwärts und vorwärts zu blicken, sich zu ängstigen oder zu bekümmern, stellen sich auch bei dem verworrensten und unruhigsten Menschen einzelne Augenblicke ein, und rütteln ihn aus seinem Taumel auf. Und nun erschallt ihm ein himmlischer Ruf: Kommt alle zu mir, die ihr müde und beladen seid, und ich will euch erquicken! — Mühselig in Genuß oder Arbeit, beladen mit Sünde oder Knechtschaft war alle Welt. Da wandelt mitten durch allen Jubel und Schmerz des Lebens, durch Ueppigkeit und Bettel, List und Erwartung, Wahn und Weisheit der Zeit eine stille Lehre, deren alle bedürftig sind, die alle Verheißungen der Seligkeit, alle Kraft der Duldung und uneigennütziger Liebe verleiht. Mitten in der allgemeinen Sündflut schießt ein Fels des Ewigen an, nach welchem hin sich jede Verzweiflung retten kann. — — —

Der Geist des Christenthums ist nicht anders zu bezeichnen, als daß er die lebendige Liebe, oder die lebendig gewordne Idee der Liebe sei, also Liebe, die mit dem Herzen an die Menschen und mit den Augen gegen Himmel gerichtet ist, — einen Beruf auf Erden und eine Heimat — nein, eine Abkunft im Himmel hat. Diese christliche Liebe bethätigte sich zuerst in kleinen Vereinen; singend und betend wendete man sich an den Vater, almosensammelnd und krankenpflegend an die Brüder. Der göttliche Meister hatte nur zwei Symbole hinterlassen: man verband sich durch Taufwasser, und versammelte sich beim Brotbrechen. Es galt keinen so genannten Kultus, sondern — sich für das Leben zu erwecken. Christus war ein Seelen-Homöopath gewesen, und hatte die heidnisch-üppige, durch fette Opfer, Weihrauch und Tänze sehr herabgekommene Andacht — auf Wasser und Brot gesetzt; nur seine Lehre war Lebensgeist. Und doch, wie ballte sich um diese Lehre her eine — Kirche? — Eine Kirchengeschichte kann hier nicht geschrieben werden; aber interessant bleibt es, sich der Elemente zu erinnern, aus denen die erste christliche Kirche entstand.

Der bloße, zarte Kern der Christuslehre überhäutete sich zuerst mit dem anschmiegsamen Apostelthum. In diesem aber bildet sich schon ein Doppelkeimchen des Zwiespaltes für eine tausendjährige Zukunft. Petrus und Paulus, die Dioskuren der christlichen Kirche, leuchten der ganzen innern Entwicklung derselben vor. — Petrus, den Altmosaischen zugewendet, die neue Lehre nur als verjüngtes Judenthum begreifend, und unfähig das Freigeistige derselben zu fassen, bildet den Stamm der so genann-

ten rechtgläubigen Kirche. Das Wortgemäße, Satzungsfeste, kurz das Hierarchische findet in der „Peterskirche" alte Gunst und neues Glück. Paulus erfaßt den Geist des Christenthums, und verchristlicht seine eignen und die Ideen seiner Zeit. Aber schon er wird nicht begriffen; der beschnittne und beschränkte Haufen wird unzufrieden mit ihm. Er, der Apostel der Geistreichen und Geistesfreien, bildet, bis einst sein Bau an die Reihe kömmt, die Opposition der ersten Kirche. Aus diesen beiden apostolischen Richtungen entwickelt sich das Priesterthum und das Ketzerthum, jenes langsam sich befestigend, dieses wandelbar und wechselnd.

Die Natur war das erste Priesterthum, dem sich der Mensch unterwerfen mußte. Aber er blieb nicht, wie seine Halbgeschwister, in treuem Glauben; durch geistige Bildung wurde er ein Schismatiker, und kann er sich auch nicht ganz aus dem Kirchenbande losmachen, so bleibt er doch ein steter Protestant gegen die Natur. — Mit ähnlicher Gewalt wie diese, stellt sich überall das Priesterthum der religiösen Freiheit der Menschen entgegen. In den ersten christlichen Gemeinden gab es kein Recht, kein Amt, zu sprechen; aber es stand natürlich den Aeltesten am Beßten an, und ein Aufseher ward wol bald nöthig. Aelteste und Bischof brachten sich aber bald durch Einsicht und Klugheit ein persönliches Ansehen und einen Einfluß zu Wege, der sehr leicht am Amte kleben blieb. Verhandlungen der verschiednen Gemeinden unter einander, Kampf gegen frühzeitige Irrlehrer hob diesen Einfluß mehr und mehr. Denn wie die Gemeinden sich erweiterten und vermehrten, wurden Synoden nöthig, — Ver-

sammlungen der Bischöfe in der Art, wie sich in bürgerlichen Angelegenheiten die Städte Joniens gemeinschaftlich zu berathen pflegten. Indem man mit redlichem Eifer das gemeinsame Beste überlegte, ward man doch bald auch inne, daß zugleich eines Jeden persönliches Ansehen dabei nicht übel wegkam. So fanden solche Kirchenversammlungen im ganzen römischen Reiche Gunst. Durch Beschlüsse wurde Glauben und Kirchenzucht geregelt; eine allgemeine Kirche bildete sich den getrennten Meinungen gegenüber; damit entstand aber auch ein Orden bevollmächtigter Sprecher, und stellte sich auf verschiednen Stufen über die bloß vernehmenden Christen. Die ehemalige Gleichheit in den Gemeinden zerfiel in Klerus und Laien.

Die Ketzereien, die nun nicht mehr aufhören, sondern nur wechseln, müssen ein für alle Mal aus einer höhern Ansicht begriffen werden: es sind die Ausbrüche des geistigen, des — paulinischen Christenthums, das eine freiere Gestalt verlangt, als die petreische oder petrificirende des wachsenden Katholicismus. Es ist wahr, der ketzerischen Ansichten, die wandelbaren, erscheinen meist so seltsam und wunderlich, wie die Kirchenlehren, die einen Bestand gewannen. Aber die sogenannten Ketzereien sind ja auch nur die Schmerzenstöne des unwilligen, gefesselten Christusgeistes, während die seltsamen Kirchensatzungen für den Siegesjubel des Weltgeistes zu erklären sind, dem es gelingt, den Paulus in den Petersfelsen zu bannen. So vernehmen wir freilich die ruhige, reine Stimme der Wahrheit auf beiden Seiten nicht. —

Unvermögend, der fröhlichen Kraft des jugendlichen Christenthums, das sich in allen Bildungen des Lebens

versuchte, zu widerstehen, nahm die junge Kirche, um eine Eintracht zu befestigen, ihre Zuflucht zum Verstande, und arbeitete, die Einheit suchend, immer mehr auf eine Einerleiheit hinaus. Freilich ist die Wahrheit nur eine; aber sie ist eine Idee, die sich in endlichen Erscheinungen nur getheilt abspiegelt, und die Summe derselben in den Schooß der Gottheit niederlegt. —

Nicht so bald hatte sich die Priesterschaft von den Laien gesöndert und über sie erhoben, als auch gleich die kirchliche Hausordnung ein vornehmeres Wesen annimmt. Es entsteht viel Redens über die Kraft und Würde der Andachtsgebräuche, über die Wunder des Gebets und Fastens. Es wird Gebrauch, sich mit dem Kreuze zu bezeichnen, einem alten Symbol, das freilich für die Christen einen neuen Sinn gewonnen hatte, nachdem es schon in egyptischen Mysterien zur Bezeichnung des Durchschnitts der Sonnenbahn mit dem Aequator üblich gewesen war. Und wie sich überall sinnliche Gebräuche gern selbständig machen, weil sie sich in der Sinnenwelt, ihrem mütterlichen Erbtheil, zu Hause fühlen, so fing man auch früh an, hinsichtlich der Taufe, das Zeichen für die Sache, das Wasser für die Sinnesänderung zu nehmen. Abschwörungen des Teufels wurden damit verbunden, auch bei Kindern; als ob jedes neugeborne Herz eine Herberge für Höllengesindel wäre. Am nutzbarsten aber war die Polizeigewalt strenger Bußstrafen für priesterliches Ansehen, das nun zu einem Vermittleramt zwischen Gott und dem Sünder sich verklärte. —

Doch allen diesen Elementen, wie sie sich in einer seelenängstlichen, resignationseifrigen Zeit bekräftigten und

verbanden, fehlte noch die Sonne der Gunst von der Höhe weltlicher Gewalt. Dieß Glück wurde jedoch der jungen Kirche unter Konstantins Regierung zu Theil. Es liegt in der Natur der Hofgunst, daß sie begünstigte Interessen an deren Repräsentanten auszeichnet. Die Geistlichkeit ging also bei dem Eifer des Kaisers für das Christenthum nicht leer aus. Sie wurde von bürgerlichen Lasten und Diensten befreit, und man durfte die Kirchen in Vermächtnissen bedenken. Wie leicht fielen da Güter und Schätze vom Herzen derer ab, die damals so bekümmert um das Jenseits waren, in die Hände derer, die das Ewige besorgten! Ehren, Macht und Reichthümer eilen dem Katholicismus zu. Die Zeitverhältnisse machen ihn groß; aber er vergißt dabei, wie die Zeitverhältnisse sich ändern dürfen. —

Zu diesen Zeitansichten kömmt bald eine große Ahnung des nächsten Weltschicksals. Ein gewaltiges Weltreich, die römische Monarchie, fängt bei innerer Fäulniß und äußerem Völkersturm zu wanken an. Die Welt bangt. Und wenn nun aller Stolz und alle Herrlichkeit der Erde in Staub zerbrechen soll, welches fühlende Herz muß nicht das Irdische verschmähen? — Jahreszeit und Witterung bringen manche wechselnde Krankheit mit; die Wechsel der Weltgeschichte scheinen ähnlichermaßen auf die Gemüther der Menschen zu wirken. Grade die edelsten Herzen faßten einen Widerwillen am Irdischen, das sie eben als erlöst hätten ansehen, und frisch erbauen sollen. Doch in der That das Verworfne ging nicht verloren! Aus dem Verfall der Welt, das Verfallende wegzuschaffen, entstand das Insektengeschlecht der

Mönche. Ihnen, den Verächtern der Welt, wirft die Welt ihre Schätze zu, und sie häufen sie in Klöstern. Hierher schleppen reiche Novizen ihr Vermögen; in reichen Vermächtnissen werden die Gesellschaften bedacht, die selbst kein Testament machen. So häufen sich also auch die materiellen Stoffe, um eine Weltkirche zu erbauen. Werden nicht die edelsten Schätze aus den Felsen gehoben? Das Petrefact der Petruskirche verschließt sie wieder. Die Welt erkrankte an dem übermächtigen Gefühl vom Unwerthe des Irdischen: sie rettet sich durch den Auswuchs dieser Krankheit, durch das Mönchthum. Denn nun baut dieses in Sonnenglut die Erde an, trocknet Sümpfe und rottet Wälder um, oder es zieht in stillen Zellen auf selbstbereitetem Pergament die Schriftfurchen alter und neuer Weisheit; das Waizenkorn des Himmels grünt unter seinem Kreuzspaten auf, und sein Griffel überwintert für das Lenzjahrhundert neuer Aufklärung die Körner der alten Wissenschaft. — — —

Noch setzte sich in der frühsten Zeit ein Hauptkeim kirchlicher Entwicklung an. Konstantin hatte nämlich, obschon zum Christenthum übergegangen, doch die herkömmliche heidnische Würde eines Oberpriesters (pontifex maximus) beibehalten. Wie leicht hätte es sich da bei der bischöflichen Lust zu predigen, die ihm eigen war, fügen können, daß zur weltlichen Obergewalt die geistliche gekommen, und ein christliches Sultanat entstanden wäre. Statt dessen legte er, freilich unbeabsichtigt, den Grund zu einer heilsamen Trennung beider Gewalten. Denn nach langen Kämpfen mit seinen Mitregenten durch Glück und Mord Alleinherrscher geworden, erbaute

er an der Grenze zwischen Europa und Asien Konstantinopel zum neuen Herrschersitz; da ihm jedoch die alte Glorie Roms nicht hinüber folgte, so drückte sich nach und nach ein frommer Bischof in diesen Glanz, und setzte sich zuletzt selbst vor den eindringenden nordischen Völkern die erledigte Herrlichkeit auf. — Erst nämlich erhoben sich die Bischöfe der Reichshauptstädte mit dem Namen Patriarchen über die andern. Dann wurde auf der Synode zu Konstantinopel im Jahr 381 — nachdem man dem heiligen Geiste die Persönlichkeit und gleiches Wesen wie dem Sohne zuerkannt hatte, auch dem römischen Bischof Rang und Auszeichnung vor dem Patriarchen zu Konstantinopel votirt. Man kann sehr gründlich darlegen, wie die eigenthümliche Weltlage Roms und der dort spukende herrschsüchtige Geist solchen Vorzug mit sich brachte; allein meiner Ansicht genügt es, daß ja der Vorrang, den der stets vordringliche Apostel Petrus unter seinen Mitaposteln behauptet hatte, nothwendiger Weise auch der Peterskirche zukommen mußte. Doch ging es zwischen dem byzantinischen und römischen Bischofe, dieses Vorrangs wegen, nicht ohne lange Kämpfe ab. — Inzwischen bildete Gregor der Große das kirchliche Ceremoniel aus, dessen fortdauernde Gestalt der Katholicismus hauptsächlich ihm verdankt, der durch ein eigenthümliches Gemisch von Einfalt und Gelehrsamkeit, Demuth und Stolz, Schlauheit und Aberglauben der Mann seiner Zeit war. Er erhöhte die blendende, schauervolle Pracht des Gottesdienstes, ordnete den Meßkanon und den Festkalender, und führte die bunte, wechselnde Pracht der Gewänder ein. Man kann sagen, Gre-

gor habe zuerst Namens der sich einrichtenden Peterskirche die Intestat-Erbschaft der alten Göttertempel angetreten. Und welch' ein reicher Haushalt fand sich da nicht vor! Feste aller Art, — Demeterfeste, Thesmophorien, die Megalesien, Ambarvalien, Saturnalien und andere; dann Prozessionen aller Art; ferner Geräthe aller Art: purpurne Priestermäntel, phrygische Mützen, Pauken und Hörner, Kerzen und Fackeln, Weihrauchvorräthe, heilige Bilder, die einst zum Erstaunen geschwitzt hatten, Isisklappern, Fichtenzweige als Bußgeißeln, Lorbeerzweige als Weihwedel und — wer nennt Alles, was einst die Heiden besessen hatten, und was sich nun für den peterskirchlichen Haushalt bräuchlich machen ließ. — So bildete sich das Ceremonienwesen zu den Entwicklungen des Lehrgebäudes durch die Concilien. Und nun that derselbe Gregor noch einen folgereichen Schritt.

Phokas, ein Hauptmann im griechischen Heere, hatte sich an der Spitze empörter Legionen des griechischen Thrones bemächtiget, und den Kaiser Mauritius nebst dessen Kindern ermorden lassen. Diesen rohen, rothhaarigen, mißgestalteten, bartlosen Kaisermörder begrüßte zu seiner Thronbesteigung der Bischof Gregor, und freute sich, daß des Phokas milde Frömmigkeit auf den kaiserlichen Thron gelangt sei. Phokas bezeigte sich erkenntlich, und erklärte unter Gregors zweitem Nachfolger durch ein eignes Hofdecret — den römischen Stuhl für den vornehmsten in der Christenheit und den Bischof zu Rom für das Haupt der Kirche. —

Die Peterskirche stand im Großen fertig, wenn auch die spätere Zeit noch daran vollendete. Die Weltlage,

und vielleicht auch die natürliche Entwicklung der Liebe, — die sich entsagend und leistend bethätiget — brachte es mit sich, daß das Christenthum zuerst negativ, als Weltverachtung, auftrat. Resignation auf Alles, was die Welt hochgehalten, worin sie sich versündigt hatte, — Herabwürdigung der Erdengüter, Verschmähung der Lebensfreuden, Demuth eigner Einsicht, Hingebung eignen Willens hatten ein unerschöpfliches Material von sich gethan, aus welchem eine so prachtvolle Kirche, wie die erste des Christenthums, erbaut werden konnte. Aber die aus Resignation entstandne Kirche konnte nur durch fortwährende Resignation bestehen, und da die Welt sich ihre Güter und Gelüste nie lange nehmen läßt: so hielt die Kirche desto nachdrücklicher, aber auch nachtheiliger, die höchsten g e i s t i g e n Güter des Menschen fest; indem sie Verzicht auf eigne Forschung und auf selbständigen Verkehr mit der Gottheit verlangte. Zugleich unterhielt sie mit strenger Beharrlichkeit den doppelten Zwiespalt, — den ursprünglichen zwischen Petrus und Paulus, und den spätern zwischen Rom und Konstantinopel. Ich will sagen, die Peterskirche verfolgte den paulinisch-freien Geist in den vielfältig aufkommenden Sekten, in denen sich die gesunde Lebendigkeit des Christenthums gegen dessen Petrification hervorthat, und suchte die Trennung zwischen der geistlichen und weltlichen Gewalt bis zur eignen Unabhängigkeit, ja bis zur geistlichen Oberherrlichkeit auszubilden. Höchst merkwürdig war ein Drittes, was dazu kam. Die sinnliche Andacht der Kirche steigerte sich nämlich bis zur Anbetung eines Körpers. Papst Urban der Vierte, früher Archidiakon in Lüttich, setzte nämlich

gegen Ende des 13ten Jahrhunderts das von schwärmerischen Frauen jener Stadt aufgebrachte Fest des Frohnleichnams ein, in welchem nicht mehr der menschgewordnen Gottheit, sondern der uns allen gemeinsamen Hülle, in welcher sie erschienen war, eine Anbetung geweiht wurde. An den Kerzen solcher Andacht entzündete sich die verwandte Sinnlichkeit des Lebens. Die edelsten Organe der lebendigen Kirche, die Geistlichen und Mönche, die sich an den von der gläubigen Welt einst resignirten Gelüsten übernahmen, erkrankten am Tiefsten. Ein Gefühl der Lasterhaftigkeit ergriff, wie einst in der heidnischen Zeit, alle Stände, und führte zu jenem Unsinn rasender Bußübungen, der ein Vater neuer Ungeheuer ward; wie sich ja die umherziehenden Geißlerbrüderschaften zuletzt in Räuberverbrüderungen auflösten. Ueber dieser neuheidnischen Sündflut fanden nun die weltliche Macht und das paulinisch-geistesfreie Ketzerthum ein gemeinsames Interesse gegen die bestehende Kirche. Diese Interessen verbanden sich endlich mit wechselseitig geliehenen Waffen zu jener religiösen Opposition, die späterhin unter dem Namen Protestantismus nach blutigen Kämpfen einen staats- und kirchenrechtlichen Boden eroberte.

Wenn man nun gar leicht die Ueberzeugung fassen kann, der Protestantismus sei nur im Abbruch der alten Kirche begriffen, und entbehre gänzlich des Materials zum Aufbau einer zweiten Kirche: so bleiben wir doch weit davon entfernt, das Christenthum selbst für erschöpft und die Welt einer ganz neuen Lehre für bedürftig zu halten. Vielmehr glauben wir fest, daß nach Abbruch

oder vielleicht schon neben dem Verfall der Peterskirche sich die paulinische erbauen werde. Hat nicht die Liebe, mithin das Christenthum, neben dem negativen Pol des Entsagens noch den positiven des Leistens zu bewähren? Und ist dieser nicht erst der eigentlich schöpferische, unerschöpfliche? — —

Was ließe sich aber jetzt schon von dieser zweiten Kirche mehr sagen, als daß sie eines Tages erbaut sein wird? Der Mensch reicht nur mit Bedürfnissen, nicht mit Einsichten in die Zukunft; das wunde Herz der Menschheit hat nur das Vorgefühl eines Wechsels der Zeit, und die Vorsehung behält sich die Ueberraschung vor. Soviel aber läßt sich voraussehen, daß die paulinische Kirche ihre Bausteine nicht aus der Verschmähung, sondern aus der Anerkennung der Welt brechen wird. Noch zu keiner Zeit war die christliche Welt so rührig in Reformen, so thätig im Schaffen, wie heute. Es ist Sonnabend, die Welt hält ihren Wochenmarkt, sie räumt auf, sie reinigt und bereitet den neuen Sonntag vor. Ich sage nicht, daß diese anerkennende Kirche einer leistenden, freien Liebe die Materien unserer Werktage heilig sprechen, das Fleisch unserer Carnevale emancipiren werde: vielmehr wird auch die schaffende christliche Liebe mit jener Wunderkraft auftreten, die zuvörderst das Jahrhundert vom Aussatze der Genußsucht befreien, und die geschwollnen Knöchel des Materialismus heilen kann. Nur wird sie keine Resignation auf unsere Kräfte, auf unsere Rechte, ja nicht einmal auf unsere Neigungen, kein Verschmähen unserer Interessen, unserer Foderungen oder auch nur der Genüsse der Welt verlangen.

Bloß eine Resignation müssen wir in der ersten Kirche der entsagenden Liebe gelernt haben, jene nämlich auf Eigensinn, Eigenliebe und Eigenwillen. Wer aber schaut heute nicht mit Betrübniß auf dieß materielle Treiben und Trachten der heutigen Sonnabendswelt, ohne zu fühlen, daß der schaffende Menschengeist sich nach einer Weihe sehnt, daß die Vermählung der mündigen Töchterkräfte der Natur an die mannbaren Gedanken des Menschengeistes eine Einsegnung bedarf, daß die Kinder dieser Ehe, die Erzeugnisse des Gedankens und des Fleißes eine Taufe begehren?

Diese Weihen werden in der zweiten christlichen Kirche ertheilt werden, — einer Kirche die das ganze Leben und alle seine Kreuzgänge und Seitenkapellen mit einer durchsonnten Kuppel überdomen wird.

Einst stand die allgemeine Bildung der Welt im Einklang mit der katholischen Kirche. Damals war es, wo — wie gesagt — das Zeitalter mit Wundern bevölkert war. Warum besucht die heutige Bildung der Welt keine Kirche mehr? — Die Geistlichkeit beklagt es; wir aber begreifen es: die heutige Bildung hat eben keine Kirche; die Bildung der Welt ist — excommunicirt. Jeder Einzelne vereinzelt sich mit seinem religiösen Herzen; natürlich: die alte Gestalt der christlichen Kirche zerfällt in ihre Atome, die das schöpferische Christenthum zu einem neuen kirchlichen Leben wieder verbinden will. Einst that der Nachfolger des Apostels Petrus ganze Länder in den Bann; seit dreihundert Jahren excommunicirt die Peterskirche die ganze Bildung der Welt. Denn diese ist bereits von paulinischem Geiste bewegt;

was einst einzelne Männer oder Sekten in einzelnen Punkten des Kirchenglaubens waren, — ketzerisch, das ist jetzt, nur nicht in einzelnen Punkten, sondern im tiefsten Geiste, die gesammte Bildung der Welt; denn sie ist der peterskirchlichen Resignation entwachsen, sie will die Materien des Lebens gewürdigt, die Geister selbständig, den Glauben nicht mehr römisch-mediatisirt, sondern himmelsunmittelbar wissen.

In dieser Weltlage kann es keine innere Pflicht sein, einer bestehenden Kirche anzugehören. Ob es Pflicht sei, sich zum Protestantismus zu bekennen, hangt davon ab, ob derselbe durch den Geist selbständigen Forschens beim Abbruche der Peterskirche thätig sei, oder ob er gerade Rasttag habe, und um die zerbrochnen Insignien des Papstthums, — um den Juwel der Infallibilität würfele.

Höchste Aufgabe für Jeden bleibt es aber, in Freiheit und Liebe, das heißt durch edlen Willen und heilige Gesinnung, den wahren Geist des Christenthums zu begreifen, und in seinem individuellen Leben auf eigenthümliche Weise zu entwickeln. Wie in frühern Tagen das Christenthum Heilige aus allen Ständen erzogen hat: so läßt sich in jedem Lebensberufe, und auf jeder Stufe der Bildung das Heilige darstellen und lebendig machen. Jeder soll sich selbst zu einem Baustein der künftigen paulinischen Kirche bearbeiten, da diese eine Kirche des Lebens, aus Lebendigem gefügt, sein wird. —

Und wollten neben dieser Pflicht der Einzelnen die Regierungen noch ein Recht circa sacra geltend machen; so wäre es, daß sie in ihrer Furcht und Besorgniß bei den Aequinoctialstürmen der Zukunft ihr Heil nicht hin-

ter bloß materiellen Interessen suchten, die nur den bedrohlichen Abgrund zwischen Elend und Ueppigkeit erweitern; sondern daß sie große, freie Gedanken, edle Selbständigkeit der Einzelnen und flammendes Gemeingefühl, mithin was gerade das Jahrhundert von seinem Eigensinne, seinem Eigenwillen, seiner Eigenliebe — also von den Dämonen der Zerstörung befreien könnte, nicht mehr verfolgen, sondern befördern möchten.

III.

Geistliche Antiphonieen.

Von

Karl Rosenkranz.

Prooemium.

Ihr liebt es, die Autoren abzupferchen
In Fächer, wie der Katalog sie ordnet.
Ihr denkt von mir, ich sei ein Philosoph,
Denn auf dem litterar'schen Markt erschien' ich
Mit der Devise: Speculation.
Ein Dichter bin ich wahrlich nicht. Ich mache
Nur Verse, um in des Momentes Drang
Mich leidlich noch zu retten. Nothrecht üb' ich.
Ob ich ein Philosoph bin, wer kann's wissen?
Zu werthlos noch bin ich so großem Namen.
Für jetzt bin ich nur eines Weisen Schüler,
Und hab' an meiner Jüngerschaft vollauf.
Drum denkt bei diesen Versen weder daran,
Daß ich Professor der Philosophie,
Noch glaubt, daß ich das Heer der Lyriker,
Die jetzo singen, zu vermehren komme.
Nehmt mich als Menschen nur! Das ist genug.
Als Mensch flücht' ich zu Euch, zeig' Euch mein Herz,
Und will dadurch mich von mir selbst befreien.
Denn Hülfe ist's dem Ringenden, wenn er,
Was ihm im Busen gährt, aus dunkler Tiefe
Zum Licht und zur Gemeinschaft offenbart.

1.

Die Zukunft wolltest Du erschauen?
O laß verhüllt ihr düst'res Grauen.
Denn wenn sie auch voll Freuden wär',
Voll Leiden ist sie doch noch mehr.
Ha fürchterlich, so jung an Jahren,
Und schon so herbe Noth erfahren.
Es nagt ein tiefer Seelenschmerz.
Zerrissen ist das arme Herz,
Denn meines wahren Glückes Sterne
Erglänzen, ach! in weiter Ferne.
Der Himmel wölbt sich kühn und blau,
Doch ach! mein Himmel falb und grau;
Die Räume grünen, Blumen blühen,
In mir ein eisiges Erglühen.
Es rauscht der Strom, es klingen Lieder,
Doch kein Ton hallet in mir wieder.
Die ganze Welt ist mir erstorben,
Nur Gram und Last hab' ich erworben,
Was ich gehofft, es ist zerronnen,
Verloren ist, was ich gewonnen:
Es zieh'n geheimnißvolle Bande
Mich nach des Nichtseins sel'gem Lande,
So lebenssatt bin ich geworden,
Daß nichts mir bleibt, als mich zu morden.

2.

Versuch' es noch einmal, zu leben,
Versuch' es noch einmal, zu streben;
Wirf von Dir Alles, was veraltet,
Stoß Neigung ab, die sich erkaltet.
So auf Dein vor'ges Dasein blicke,
Als unabhängig vom Geschicke.
Laß es Dein Herz mit nichten kümmern,
Wenn Lust und Hoffnung geh'n in Trümmern.
Vollkommen gleich muß es Dir gelten,
Ob sich zersplittern schöne Welten.
Ob Freund' und Feinde Dich auch hassen,
Doch bleib Du wie ein Fels gelassen.
Nur diese Ruhe kann Dich retten,
Von Dornen Dich auf Rosen betten;
Sie nur kann wieder Dir gewinnen,
Was Gram und Krankheit riß von hinnen.
Nur diese Ruhe kann erringen,
Zu Gott Dich wiederum zu bringen,
Zu Gott, den Du so oft gehöhnt,
Und der sich doch mit Dir versöhnt,
Denn viel will denen er vergeben,
Die viel geliebt in ihrem Leben.

3.

Ich fühl's, ich habe nie gewagt,
Den Kampf ganz durchzustreiten;
Von Lust und Eitelkeit geplagt,
Verlor ich schöne Zeiten.

Doch ist's so leicht, doch muß es sein,
Ich kann sonst nicht mehr leben.
Das Wesen trenne sich vom Schein,
Es flamm' empor das Streben!

Der morsche Leib, wenn er auch bricht,
Was ist daran gelegen?
Des Geistes unbeugsam Gericht
Muß mich allein bewegen.

4.

Ich fürchte mich, die Schuld zu zahlen
Die früherhin ich auf mich lud;
Und doch, zu dulden ihre Qualen,
Ist froh erlösender Tribut.

Sei denn gewärtig aller Schmerzen
Mit heiter gottergeb'nem Sinn;
In Deinem neugeschaffnen Herzen
Sei alle Bangigkeit dahin.

Vergang'nes kann niemals ersterben,
Wenn es nicht neu der Geist erzeugt.
Die Seligkeit kann nur erwerben,
Der sich Vergangenem nicht beugt.

5.

Schon wieder hab' ich angefangen,
Und wieder fühl' ich mich so matt.
Werd' ich wohl je zum Ziel gelangen,
Wird meine Seele je wohl satt?

Gott — doch das ist mein bitt'res Leiden — ;
Ich weiß nicht, ist er, ist er nicht;
Bald will mich Alles von ihm scheiden,
Bald strahlt der alten Liebe Licht.

O, wenn er ist, wird er mich tragen
In seiner Liebe heil'gen Schooß;
Mag mich der Zweifel an ihm plagen,
Er läßt gewiß nicht von mir los.

6.

Zum letztenmal sei nun begonnen
Die arbeitreiche Seelenqual!
Wie oft ich ihn auch angesponnen,
Der Faden riß noch jedesmal.

Die Welt, so herrlich anzuschauen,
Der Geist, so groß, so stark, so frei;
O, hier ist gut sein, Hütten bauen,
Brich nur des Wahnes Joch entzwei!

Betrachte Dich als neugeboren,
Denk, Du seist hier zum erstenmal;
Vergiß, was Du Dir sonst erkoren
Zu Lust und Schmerz in kind'scher Wahl.

Ja, wolle nur Dich selber fassen,
So wirst Du überselig sein;
Laß ab, Du Thor, Dich selbst zu hassen,
Dem Reinen, denk, ist Alles rein.

Doch unablässig mußt Du ringen,
Kein Augenblick darf stille steh'n;
Will auch das Herz vor Weh zerspringen,
Doch mußt Du ruhig vorwärts geh'n.

7.

Unsterblich sollen wir jetzt sein
Mit aller Gewalt;
Sei's nun zur Freude, sei's zur Pein,
Und sei's in welcher Gestalt.

Mir gilt es wahrlich ziemlich gleich,
Ich kenne den Geist;
Man wird durch Sterben nicht arm nicht reich,
Die Sünde nur macht uns verwais't.

8.

Wär' ich nur nicht zu Zeiten
So krank, so lebenssatt,
Daß ich, mich durchzustreiten,
Mich fühle übermatt.

Dann sehn' ich mich zum Leben,
Dann sehn' ich mich zum Tod,
In heimlichem Erbeben
Leid' ich die größte Noth.

Gott schafft die Welt und sagt sich:
Das ist nun wohlgemacht;
Doch ich? Noch nichts erdacht ich,
Das ich nicht auch veracht.

Doch heute soll es enden,
Ich fühl' die Möglichkeit;
Es soll nun Frucht mir spenden
Die süße Wirklichkeit.

Den Gott in mir empfind' ich
So inniglich und klar,
Durch seine Macht entwind' ich
Mich jeglicher Gefahr.

Die Frommen mögen sagen,
Ich sei nur ein Titan.
O wäre das mein Wagen:
Wie leicht wär' es gethan!

Doch mit dem kühnen Streben,
Dem schöpferischen Drang,
Möcht' ich so gern verweben
Die Demuth sonder Wank.

9.

Gott ist! Gott ist! In ihm zu leben,
Mir seiner stets bewußt zu sein,
Das sei fortan mein einzig Streben,
Ihm will ich Leib und Seele weih'n.

Was ich gefehlt: er hat's vergeben;
Was ich bedarf: er weiß es schon.
So schwing' ich mich denn ohne Beben
Hinauf zu seinem ew'gen Thron.

10.

Du hast so viel unnützes Zeug gesprochen,
Daß wohl Du thust, nun auch einmal zu schweigen,
Zum Hören Deine Ohren hinzuneigen,
Denn jedes Wort, das unnütz, wird gerochen.

Darnach bedenke, was Du schon verbrochen.
Es führ' ein And'rer im Gespräch den Reigen,
Es mögen And're Witz und Einsicht zeigen,
Du brauchst nicht stets aus Deinem Schacht zu pochen.

Ist Gott nicht stumm, der sich doch offenbart?
Hieß nicht Pythagoras die Lippen ruh'n?
Schwieg nicht Simonides, zu Gott sich wendend?

So sei Du stumm, Dein ziellos Schwatzen endend,
Vom Vorsatz schreite frei und fest zum Thun,
Und sei gewiß der inn'ren Himmelfahrt.

11.

Krümm Du Dich, wie Du willst! Einmal ist Noth
Die innerste, unendliche Bekehrung,
Des höhern Lebens bitterernste Mehrung,
Des flachen Leichtsinns consequenter Tod.

Umsonst lacht Dir ein neues Morgenroth,
Umsonst befreist Du Dich von äuß'rer Störung,
Umsonst schenkt Dir die Wissenschaft Belehrung,
Umsonst mahnt Dich des Genius Gebot:

Wenn Du nicht schon im Voraus Dich bequemst,
Alsbald von Neuem fehlend Dich zu finden,
Von Deinem Ideale abgefallen.

Wodurch Du Deinen Fortschritt immer lähmst,
Was Dich preisgibt des Augenblickes Winden:
Dein Stolz ist es, Dir selber zu gefallen.

12.

Nun sammle Dich! Die Jugend ist verschwunden,
Die Jugend, welche die Natur uns schenkt,
Die unbewußt zu heitern Zwecken lenkt,
Und nicht nachsinnt den schnell verrauschten Stunden.

Mit dem Leichtsinn hast Du Dich abgefunden,
Ein Quell der Thränen hat Dich lang getränkt,
Hat in das Elend tief Dich eingesenkt
Und allen ird'schen Ketten Dich entbunden.

Noch ungewohnt ist Dir das neue Leben,
Ein Fremdling noch bist Du in seinen Hallen,
Und oft noch träumst Du von dem vor'gen Sein.

Dies ändre! Willst Du frei Dein Haupt erheben,
Muß das Vergangene in Nichts zerfallen,
Und höchster Ernst zu höchster That Dich weih'n.

13.

Es ist vorbei! Ich bin mir selbst verschwunden.
Die feinste Eitelkeit, mich selbst zu schätzen,
Mich an mir selbst, an meinem Bild zu letzen,
Und mich zu freuen meiner tiefen Wunden:

Sie ist besiegt, Gott hat mich überwunden.
Nicht will fortan ich frevelnd ihn verletzen,
Nicht will fortan ich mich an mir ergötzen,
An Ihm allein, durch Ihn will ich gesunden.

Die Welt lieb' ich und will sie ferner lieben,
Mit Andern will ich meine Rede tauschen,
Natur und Kunst anbetend in mir hegen.

Von Deinem Geiste, heil'ger Gott, getrieben,
Will Deinen Worten immerdar ich lauschen,
In Sturm und Drang mit Dir Gemeinschaft pflegen!

14.

Ob ich auch noch derselbe Mensch erscheine
Als von Gebärde, Sprache und Gestalt,
So hat ein And'rer doch in mir Gewalt:
Dein Geist, mein Gott, der heilige und reine.

Ob ich auch jetzt noch blut'ge Thränen weine
Für meine Sünden, schwer und mannigfalt,
Ob auch die Seele sich zusammenballt
In Angst und Schmerz, daß sie sich Dir vereine:

Doch weiß ich, daß Du mich nicht willst verstoßen,
Daß immer mehr mein Dasein Dir gehört,
Ein ew'ger Lenz schon seine Blüthen treibt.

Der Du mir noch bist, Vater alles Großen,
Ertödt' in mir, was teuflisch sich empört,
Und rett' in mir, was unvergänglich bleibt!

15.

Ja, durch und durch, so fühl' ich mich zerschlagen.
Schlaff sind die Muskeln, müde sind die Lungen,
Das Aug' ist matt, das Blut schleicht wie gezwungen,
Das Hirn will nicht das Denken mehr ertragen.

So leb' ich also in den ersten Tagen
Des neuen Jahrs — und wie hab' ich gerungen!
Und doch ist mir der Sieg noch nicht gelungen,
Doch leid' ich noch an so viel argen Plagen.

Und zu der alten lad' ich neue Schuld.
O Gott, Du weißt es, nur in Dir zu leben,
Ist meine Sehnsucht, meines Willens Streben.

O Herr und Vater, bleib mit Deiner Huld
Bei mir, damit in meinem trüben Wehe,
In meiner Einsamkeit ich nicht vergehe!

16.

Möcht' ich mir todt sein, möcht' ich doch vergehen!
Das Sterben ist's, wozu der Geist mich drängt.
Wie oft ich auch vom Tod den Blick gelenkt,
Von Neuem stets muß ich doch auf ihn sehen.

O Herz und Sinn zerreißend seid ihr, Wehen,
Eh man das wird, was man zu sein sich denkt.
Hat alle Fibern man auch angestrengt,
Bleibt man doch oft ganz unverändert stehen.

Durch eig'ne Macht wirst Du es nicht erringen,
Dich selbst zu neuem Dasein umzuwandeln,
Die welke Schlangenhaut von Dir zu streifen.

Du mußt das dargebot'ne Heil ergreifen,
In Christo mußt Du leben, denken, handeln:
Mit ihm nur kannst das Siegspanier Du schwingen.

17.

Ganz falsch, mein Freund, bist Du bisher gegangen.
Mit Einem Male wolltest Du vollenden,
Was nur ein Werk von vielen Sonnenwenden,
Von Deiner Seele oft erneutem Bangen.

Einbildung ist's, zum Ziel so rasch gelangen,
Den Pfeil stets in das Centrum zu entsenden;
Ohn' zu verarmen, maaßlos zu verschwenden,
Am End' sich wähnen, wenn kaum angefangen.

Nein, lieber Mensch, so wird es Dir nicht glücken,
So würd'st Du nur zu einem starren Bilde,
Von eitler Selbsttäuschung gemacht, versteinen,

Und nie den Gott an Deine Lippen drücken.
Du singst nur, wenn die Kühnheit mit der Milde
Zum nie beschloß'nem Kampf sich Dir vereinen!

18.

Der allein hat die Befugniß, meine Schmerzen sich zu deuten,
Welchen sie gleich hart betrafen, welchen sie gleich tief erfreuten,
Welcher zwischen Volk und Kirche seine Seele auch getheilet,
So daß sie in beiden Sphären liebesehnsuchtvoll verweilet.

Dieses ist's, was mich zerrüttet. Heidnisch ist mein alter Sinn,
Und in allen Adern fühl' ich oft, daß ich Germane bin.
In die Ströme mich zu stürzen, auf die Felsen hinzuschweifen,
Durch der Länder lange Folge eil'gen Schrittes hinzustreifen;

Waffen in der Hand zu tragen, vor Bersarkerwuth zu schäumen,
In der Wälder grüner Dämm'rung von den hohen Göttern träumen,
Ritterlich die Frau'n zu ehren, gold'nen Weines Fluth zu trinken,
Und in der Natur Umarmung bis zum Taumel zu versinken. —

Aber dann erblick' ich wieder jenes Kreuz auf Golgatha,
Und Er tritt mir, der Erlöser, ganz in seiner Liebe nah.
Seine Wunden seh' ich fließen, sehe, wie er selig stirbt,
Fühle, wie Er es allein ist, der uns Seligkeit erwirbt.

O versteht es, theure Freunde, was in mir sich dann bewegt,
Was sich mir in dem Gemüthe dann ein heißer Streit erregt;
Alles Weltliche soll schwinden; die Natur, sie mag vergeh'n,
Kann ich nur Sein Wort vernehmen, Seinen Blick nur offen seh'n.

Alle Ewigkeiten könnt' ich still bei ihm in Andacht wohnen,
Und die Erde gäb' ich gerne für des Himmels heil'ge Kronen;
Um an Nichts als Ihn zu denken, stets Sein Angesicht zu schauen,
Könnt' ich mönchisch eine Zelle mir in Einsamkeit erbauen. —

Aber plötzlich klingen Töne, die geheimnißvoll mich locken,
Und die Andacht, das Gebet selbst, plötzlich fühl' ich es mir
stocken,
Gluten stürmen durch den Busen, es erblaßt des Himmels
Pracht,
Ein Vulcan ist's, der sein trübes Feuer sprüht in wüster Nacht.

Ungemess'ner Trieb ergreift mich dann nach jener Seligkeit,
Von der Dichter und Weltweise, Laien, Priester prophezeit,
Kühn mit selbstbewußtem Streben meine schwache Hand zu
strecken,
Nicht zu warten, bis ich einstens sie im Himmel würde schmecken.

Selig will ich, selig muß ich hier schon auf der Erde sein,
Denn warum sollt' uns das Wesen stets nur zeigen seinen
Schein?
Sollt' er künftig nur erlangen, was des Geistes höchster Frieden,
Dann wär' unserm durst'gen Geiste ein tantalisch Loos be-
schieden.

Kann es höh'res Dasein geben, als es Christus offenbart? —
Von des Stalles finsterm Raume bis zur sel'gen Himmelfahrt
Ist er Gott und Mensch gewesen, hat geliebt, gewirkt, gelitten,
Hat mit selig stiller Ruhe alle Weltunruh bestritten.

So ist mit ihm nun der Himmel nieder auf die Erde kommen,
Und es ist die Kirche jetzo wahre Heimath aller Frommen;
Aller Zweifel ist gelöset, alles Dunkel ist zerronnen,
Alle Zukunft ist vernichtet, ew'ge Gegenwart gewonnen. —

So, Ihr Freunde, steht es mit mir. Aber ach! der süße
Schall,
Den vom holden Maienbaume singt die Osternachtigall,
Muß mich tief im Innern mahnen, wie so fern ich noch dem
Leben,
Wo sich freundlich ineinander Zeit und Ewigkeit verweben.

Wenn die schnee'gen Blüthen duften, wenn die bunten Blumen sprossen,
Wenn das Grün mit seinen Wellen alle Felder überflossen,
Wenn das Sonnenlicht so blitzend von dem blauen Aether strahlet,
Wenn der Quell mit seinem lauten Plätschern so anmuthig prahlet;

Wenn zugleich, wie heute Morgen, durch das Blau die Glocken klingen,
Feierlich die frohgeputzten Menschen in den Kirchen singen,
Baumeswipfel leise nicken, Vögel durch die Lüfte rauschen,
Und die Kinder in den Straßen ihre muntern Spiele tauschen:

Dann pocht in mir die Empfindung, daß der Sinn sich mir verwildert,
Während ein geheim Entzücken doch des Aufruhrs Wogen mildert.
Wehmuth packt mich unbeschreiblich, Lust bin ich und Qual durchdrungen,
Erde hat mich und der Himmel, beide haben mich bezwungen.

IV.

Fragmente

aus

einer Reihe von Briefen über das Erdleben.*)

Von

Dr. C. G. Carus.

Erster Brief.

„Wie wohlthätig ist uns doch die Identität, dieses gleichförmige Beharren der Natur! — Wenn uns Leidenschaft, innerer und äußerer Tumult lange genug hin und her geworfen, wenn wir uns selbst verloren haben, so finden wir sie immer als die nämliche wieder und uns in ihr. Auf unsrer Flucht durch das Leben legen wir jede genossene Lust, jede Gestalt unsres wandelbaren Wesens in ihre treue Hand nieder, und wohlbehalten giebt sie uns die

---

*) Diese Briefe, zu welchen der Plan vor länger als einem Jahrzehend entworfen worden war, sollten die Bedeutung haben, die Kenntniß der uns umgebenden Natur auf eine freie und ästhetische Weise zu fördern, zu beleben. Mehreres dahin gehörige war vorbereitet, einzelnes vollendet worden, — dann aber hatten andre Unternehmungen die Aufgabe verdrängt, und nun, nachdem ich bereits im zweiten Theile meines Tagebuchs über Paris u. d. Rheingegenden, einen einzelnen Brief über die Entstehung der Erde mitgetheilt hatte, übergebe ich hier, aufgefordert, zwei andre das Unternehmen einleitende Briefe dem geneigten Leser. — Finden sie Beifall, so könnten ihnen später noch andre folgen, ja vielleicht könnte noch einmal das Ganze zur Reife kommen. —

anvertrauten Güter zurück wenn wir kommen und sie wieder fordern. Wie unglücklich wären wir, wir die es so nöthig haben, auch die Freuden der Vergangenheit haushälterisch zu unserm Eigenthume zu schlagen, wenn wir diese fliehenden Schätze nicht bei dieser unveränderlichen Freundin in Sicherheit bringen könnten! — Unsre ganze Persönlichkeit haben wir ihr zu danken. Denn würde sie morgen umgeschaffen vor uns stehen, so würden wir umsonst unser gestriges Selbst wiedersuchen.“ — Diese Worte Schiller's, welche in einem seiner von Frau von Wollzogen herausgegebenen Briefe vorkommen, fühlte ich mich gedrungen, gleich einem Salve! auf die Schwelle dieser Dir längst versprochenen Mittheilungen über die Erscheinungen des Erdlebens niederzuschreiben. Ich thue dies um so lieber, da das von jedem zu tieferm Bewußtsein gekommenen Menschen wohlgekannte Verlangen ein reines Verhältniß zu der uns umgebenden Natur sich zu bewahren, in jenen Worten mit großer Innigkeit und Bestimmtheit ausgesprochen ist, und gerade ein solches Verlangen vorausgesetzt wird, wenn man Mittheilungen, wie wir sie hier beabsichtigen, mit Ernst und Liebe aufnehmen will. Ja theuerster Freund! gewiß sie ist schön diese Welt und ich habe es immer als einen besondern Beweis des gesunden Sinnes der Griechen betrachtet, daß sie für die Welt und das Schöne nur ein und dasselbe Wort: Kosmos, gebrauchten; auch ist es nicht zu sagen in wie vieler Beziehung erfreuend, erregend, kräftigend, mit einem Worte fortbildend die Erscheinungen dieser Welt auf uns wirken können und bei rechter Stellung wirken müssen. Aber um dies recht zu empfinden, habe man nur

erst den Muth diese Welt näher zu kennen, man lerne wie in jeder ihrer Erscheinungen die wunderbarsten Geheimnisse verschleiert liegen die, wenn ein ernstes Hinschauen uns von einer Stufe dieser Mysterien zur andern führt, uns das freudige Gefühl einhauchen welches wir etwa haben würden wenn wir in der reichsten Gemäldegallerie bei noch dunkler Frühe erwachten und nun das auftauchende Licht des Morgens uns ein Meisterwerk nach dem andern zur Anschauung brächte! — Wenn ich mich an meine frühern Knabenjahre zurückerinnere, wie wunderlich eng mir die Welt war, eng weil mir so gar wenig davon zur Erscheinung kam, und nur weit genug weil ich von dem was hinter dem nahen Horizonte lag so gar keine Kenntniß hatte; und wenn ich jetzt um mich blicke und bei dem deutlichen Gefühl wie unendlich Vieles mir verborgen geblieben ist und bleiben wird; doch am Himmel und auf Erden tausende von Erscheinungen erkenne die mich wie alte Bekannte und Freunde umgeben, wenn ich empfinde wie eben durch diesen vertrautern Umgang mit der Natur, das ihr in jedem Baumblatte und jedem Krystall aufgedrückte Siegel des göttlichen Ursprungs, mir leserlicher geworden, und die innige Freude an ihrer unvergänglichen Schönheit immer heller aufgegangen ist, so kann ich nicht umhin Dir und der Welt es immer von neuem zu wiederholen: es sei das Studium der Natur im freien und reinen, ächt menschlichen Sinne getrieben, eins der schönsten und wirksamsten Förderungsmittel nicht nur zur immer vollkommnern Entwicklung aller unsrer geistigen Kräfte, sondern überhaupt zur Erreichung einer freudigen Genüge am Dasein und Wirken. — Daß die-

ses nicht allgemeiner und bestimmter erkannt wird, ist aber um so sonderbarer, da es nur einer aufmerksamen Vergleichung des Alterthums mit der neuern Zeit bedarf, um darzuthun daß gerade Naturstudium ganz eigentlich eine Hauptaufgabe der Neuern ausmacht, und zwar eine solche aus deren Erfüllung dieser Zeit allerdings ein wesentliches Heil erwachsen muß, und in deren Richtung sie sich auch bereits weit mehr über das Alterthum erhoben hat als es vielleicht in der andern der Zeitfolge nach ihr nicht minder eigenthümlichen d. i. der religiös sittlichen Richtung, bisher hat gelingen wollen. — Möge denn doch auch Jeder, dem hierin eine Stimme zusteht, das Seinige thun, damit ein lebendiger Sinn für diese wichtige Bedeutung eines solchen Naturstudiums immer allgemeiner verbreitet werde! —

Allerdings hat es uns aber wie Du wohl weißt, oft genug eigene Gedanken gegeben, wenn wir bemerkten wie eine Menge sonst wohl ausgebildeter Menschen in der sie umgebenden Natur so ganz fremd waren, wie der Boden auf den sie treten ihnen unbekannt, wie die Luft die sie athmen, das Licht das ihnen leuchtet ganz unbeachtet geblieben waren, und wenn sie dann oft klagten wie sie bei ihren freilich einseitigen egoistischen Bestrebungen in der weiten schönen Natur, als ihrer mütterlichen Freundin entfremdete Söhne, sich einsam und unglücklich fühlen mußten. — Bei solchen Betrachtungen hast Du mich dann häufig an eine Stelle meiner landschaftlichen Briefe erinnert wo es heißt: „Es wäre also einestheils wohl ein Buch zu wünschen, worin frei von den Fesseln der Schule, mit griechischer Einfachheit und auf eine rein menschliche Weise die mancherlei Seiten des Erdlebens dem Leser er-

schlossen würden, wo er Hand in Hand mit Wissenschaft und Kunst und doch von keiner lehrhaftig belästigt, vielmehr als im Gespräche mit lieben Freundinnen sich umzusehen angeregt fände auf dem Wege, den so Viele wie das beladene Thier zur Mühle, ohne die Augen von ihren Schrittsteinen zu erheben, zurücklegen." — Ja Du hast mich aufgefordert den Versuch eine solche Lücke auszufüllen selbst zu wagen! — Die Sache hat indeß große Schwierigkeiten, denn wie die Brunhildis in der Nibelungen-Sage mit der heiligen Lohe umgeben ist, welche nothwendig durchschreiten muß wer die Jungfrau zu erwerben gedenkt, so ist die Freudigkeit des Ueberblicks welche irgend ein genügendes Wissen gewährt nicht zu erreichen ohne gewisse ernste und strenge Bestrebungen welche Ausdauer und Aufopferung fordern mittels deren allein jene Höhe breiterer Umsicht erworben werden kann, welche das wahre Genügen gewährt. Nun ist indeß auch nicht zu läugnen daß ohngefähr eben so wie viele Künstler denen es nach mannichfaltigen Anstrengungen gelungen ist das Material ihrer Kunst beherrschen zu lernen, doch darum der Kunst selbst und ihrem poetischen Leben um nichts näher getreten sind, so es auch mit vielen Gelehrten und Naturforschern sich verhalte, welche, ganz in die genaue Sonderung des Einzelnen vertieft, eben weil das Einzelne seiner Unendlichkeit wegen doch am Ende ihrer Bemühungen spottet, bei allem mühseeligen Abarbeiten nie den freudigen Ueberblick des großen und freien Naturlebens gewinnen. Man könnte sie etwa dem Wanderer vergleichen der, stets die Augen auf den betretenen Fußpfad der Felsen und dessen besondre Beschaffenheit geheftet, mühsam die

Alpen überstiege und freilich am Ende weder eine Vorstellung von der Eigenthümlichkeit der Physiognomie eines Alpengebirges noch einen Begriff von der Größe und Schönheit seiner Gesammterstreckung erhalten haben würde. — Nun müssen wir ferner auch bedenken daß es doch zweierlei sei ob Jemand in einer Kunst oder Wissenschaft sich selbstthätig regen, und das erwählte Feld fortbildend bearbeiten, oder ob er nur den Ueberblick desselben sich zu eigen machen und mit Sinn und richtiger Orientirung dasselbe durchwandern wolle. Gar wohl kann es ja ein gebildeter Geist erlangen die Schönheit eines Gedichtes oder eines Werkes der bildenden Kunst rein aufzufassen, innig sich daran zu erfreuen und durch wiederholte Betrachtung in seiner innern Entwicklung gefördert zu werden, ohne daß ihm deßhalb die Fähigkeit nothwendig einwohnen müßte selbst ein solches Werk zu schaffen; und ein solches Verhältniß muß im Wissenschaftlichen denn allerdings gleicherweise anerkannt werden. — Der Bau eines kunstgemäß und schön gegliederten wissenschaftlichen Werkes muß nothwendig auch dem Gebildeten der nicht selbst Forscher ist, auf eine klare und übersichtliche Weise dargelegt werden können, ja man darf behaupten daß die durchgreifendere und allgemeinere Bildung einer Nation erst dann als möglich erscheint, wenn durch solches Zugänglich-Werden der verschiedenen Wissenschaften jedem Gebildeten und jedem in irgend einer Sphäre Selbstthätigen auch der gesunde und klare Ueberblick der übrigen Reiche menschlichen Wissens und Könnens zugänglich geworden. Freilich ein gewisses Organ solche Mittheilungen aufzunehmen wird allemal nothwendig vorausgesetzt, und

wenn ich hier zu Dir dessen Gesinnung ich kenne, frei und unumwunden von den Erscheinungen des großen Naturlebens sprechen werde, so möchte ich dies nicht ohne Unterschied zu jeden Andern, denn allerdings sind mir nicht selten wunderliche Individuen vorgekommen die alles andere mehr hätte beschäftigen können als gerade das Naturleben. Ich mag dieses nicht sowohl mangelnde Anlage für dergleichen Erkenntniß nennen, denn welchem Menschen sollte, da er selbst einer Seits Naturwesen ist, der Sinn für Natur ursprünglich fehlen? — Aber ohngefähr eben so wie an unserm Körper manche Muskeln, wenn wir sie von Klein auf nicht üben, verkümmern und für's Leben gänzlich unbrauchbar werden, so geschieht es auch mit dem Natursinn, er kann durch pedantische oder läppische Erziehung zu Grunde gehen, er kann durch harte Mühseligkeiten des Lebens verdorben werden, ja er kann durch ein verkehrtes erzwungenes Naturstudium sich verlieren und in bleibende Misachtung der herrlichsten Erscheinungen ausarten. Jedenfalls das glücklichste Organ für allgemeine Auffassung der tiefern Bedeutung der Naturerscheinungen bringt Derjenige mit, der gesunden und offnen Sinnes von Jugend auf sich gern in frischer freier Welt bewegt und indem er lebendig den Reiz der Schönheit der Natur empfand, den Sinn für irgend eine andere Seite ernster Wissenschaft und zugleich innige Freude an dem Schönen der Kunst in sich sorgsam und treu gehegt hat. — Wie empfänglich wird ein solches Gemüth sein wenn ihm Schilderungen wie die eines Alex. v. Humboldt, eines Hugi, eines Hausmann und Anderer dargeboten werden, wie werden sich gleichsam die

noch eng zusammengefalzten Blätter seiner Vorstellungs-*welt* ausdehnen und öffnen, und wie dankbar wird er Aufschlüsse vernehmen über Gegenstände deren selbstthätige Ergründung nicht im Bereiche des Feldes seiner eigenen Arbeiten gelegen war! — Und so denke ich mir nicht nur Deine Individualität, ich glaube zu wissen daß sie so ist und in dieser Ueberzeugung will ich Dir denn offen mitzutheilen suchen was ich in den gedachten Beziehungen mitzutheilen habe! — Man spricht ja anders zu einem in dem man innige Empfänglichkeit für den Stoff der Mittheilung voraussetzt und anders zu dem der nur mit Mühe einige Aufmerksamkeit ihm zuzuwenden im Stande ist. — Neulich fand ich übrigens aus dem geistreichen Werke von A. Bertrand: Traité du Somnambulisme et des differentes modifications qu'il presente; eine Parabel ausgezogen die mir für Schilderung des Verhältnisses gewöhnlicher Menschen zur Natur zu treffend scheint als daß ich sie hier nicht noch mittheilen sollte: „In einer großen Stadt" so erzählt der Verf. da wo er vom Vorhersehungsvermögen der Thiere spricht „deren Bewohner, eingewiegt in alterthümliche Gewohnheiten und eingeschläfert durch das Gewühl und Geräusch der sogenannten großen Welt, taub für die leisern Töne der stillen allgütigen Natur waren, langt ein Reisender an; er erzählt Wunder von einer Zauberinsel, auf der er gelandet hatte, deren Thiere durch einen übernatürlichen Geist getrieben, das Vermögen besitzen, die Zukunft zu erkennen und in ihr zu lesen, was vorher zu wissen ihnen einst höchst erspriesslich sein wird. Sie sorgen für ihre künftigen Bedürfnisse mit einer verständigen Geschicklichkeit, die Alles

übertrifft was sich der Mensch einbilden könnte. Ein Vogel zog unter Andern seine Aufmerksamkeit auf sich, der lange zuvor ehe er Eier legt, sobald er sich gepaart hat, mit Lust an einer Wohnung baut, die ihn und die Seinigen aufnimmt, schützt und wärmt; ja, die Zukunft liegt so offen vor ihm da, daß er zum Voraus weiß wie viel Eier er legen werde, und von welcher Größe; daher er seine Wohnung nach den verschiedenen Dimensionen, den künftigen Bedürfnissen seiner Familie gemäß, einrichtet, weder zu groß noch zu klein. Nichts aber gleicht der vorhersehenden Sorge des Vogels, die er seinen Jungen widmet; er giebt seine vorige Lebensweise auf und lebt einzig und allein, vorsorgend, für sie, ohne durch Nachahmung und Gewohnheiten geleitet zu werden u. s. w. — Leicht begreiflich wird nun unser Reisender mit seiner Wundererzählung von der Mehrzahl verlacht, verspottet, der einfältigsten Selbsttäuschung oder gar der absichtlichen Erdichtung und Lüge beschuldigt. Nichts destoweniger bildet sich eine kleine Gegenparthei von Leuten, die nicht alles gleich verwerfen, noch auf's bloße Wort hin glauben wollen. Sie senden nach der angeblichen Wunderinsel eine Untersuchungs-Commission ab, deren Bericht aber, nach ihrer Zurückkunft noch weit wunderlicher lautet, denn alle Thiere der Insel besitzen in ihrem Naturzustande die prophetische Gabe. Was bietet nicht schon das Reich der Insecten für Wunder dar: die Biene, die Wespe, die Ameise &c. mit ihrem vorhersehenden Bautalente! Nur eins von den vielen Wundern werde hier aus dem Commissions-Berichte angeführt. Die Einsiedler- oder Mauer-Biene, die nur einige Monate lebt, paart sich, legt ihre Eier und

beschäftigt sich von nun an mit nichts als mit der Vorsorge für ihre Jungen. Sie muß in kurzem sterben; aber wie wunderbar sieht und sorgt sie in die Zukunft für ihre Hinterlassenen! Sie legt ihre Eier in die schickliche Oeffnung einer Mauer, durchstreift dann das Feld und sucht einen Wurm von besondrer Art, sie findet und erkennt ihn, bemächtigt sich seiner und bestimmt ihn zur künftigen Entwicklung ihrer Waisen. Sie trägt ihn in die Maueröffnung, wo ihre Eier liegen. Sie soll jetzt aufhören zu leben, aber wenn später die Jungen herauskriechen, so finden sie in dem Körper des Wurms ihre passende Nahrung. Doch das ist noch nicht das Wunderbarste; denn wenn die Biene den Wurm ganz gesund gelassen hätte, so würde er leicht entschlüpfen können; würde sie ihn hingegen gleich ganz getödtet haben, so könnte sein faulender Stoff gewiß nicht die Jungen ernähren. Was thut also die Biene gleich anfänglich? Sie sticht ihn, doch so, daß er weder zu lebensstark bleibt, um zu entschlüpfen, noch zu lebensschwach, um sterben zu müssen; und schmachtend muß er so lange leben bis die Jungen zu seiner Speisung reif geworden sind. — Doch um nun zur Auslegung der Fabel zu kommen, so schließt der Verf. seine Erzählung mit der schon erwarteten Frage: Wer ist die Zauberinsel anders als die Zauberwelt in der wir selbst leben? **Und** wer sind die unwissenden Großstädter anders als wir Blinden und Tauben, die wir, von den Mauern und Thoren der falschen Cultur eingeschlossen nicht sehen und nicht hören, was wir täglich draußen in der großen und weiten Natur vernehmen könnten?" —

Und ach! möchte ich hinzusetzen, liegt nicht bei den Meisten die Vorstellung von dem was sie sich unter dem Worte Natur denken sollen überhaupt ganz im Dunkeln? — Ich habe oftmals schon behauptet es sei ein wahres Unglück für die Mehrzahl der Völker Europa's, daß nicht ein jegliches anstatt des Wortes Natur ein eigenthümliches in eigner Sprache gebildetes bedeutendes Wort besitze um jenes offenbare Geheimniß damit zu bezeichnen. — Gewiß man glaubt nicht was so ein fremdartiger selten seiner ursprünglichen Bedeutung nach verstandener und doch von Kindheit auf gehörter Klang beiträgt uns von einem Gegenstande zu entfremden! — Wollte man auf den Grund gehen man würde vielleicht Menschen genug finden die am Ende mit dem Worte Natur nichts anders verbänden als die Vorstellung der weiblichen Bildsäule mit den unzähligen Brüsten wie sie ihnen die Bilderbücher ihrer Kindheit gezeigt hatten! — Dem würde gewiß nicht so sein wenn das was wir natura nach seiner Ableitung von nascor, ich entstehe, nennen und als das im Göttlichen und durch Göttliches rastlos Entstehende Vergehende und wieder Entstehende anerkennen, in jeder Sprache durch ein eigenthümlich gebildetes Wort sich bezeichnet fände! — Die deutsche Sprache deren innerer philosophischer Sinn und schöne Bildsamkeit sich um so deutlicher hervorhebt je mehr man in ihre Ramificationen eindringt, würde hier am wenigsten einer schicklichen Wortbildung entbehren, ja sie besitzt bereits eine solche in den Worten von Goethe:

„Das Werdende, das ewig wirkt und lebt"

Denn was ist denn Natur anders als das stets Wer-

dende, das was keinen Stillstand kein beharrendes Sein kennt, das was in unendlich wechselnden Bildungen die göttlichen Urbilder (Ideen) zu stätiger Verwirklichung bringt und so der eine ewige Grund der gesammten Welterscheinungen wird, während die unwandelbaren, göttlichen Urbilder die Gottgedanken, wenn man so sagen darf, den andern urwesentlichen ewigen Grund derselben darstellen. — Sagt daher nicht Göthe auf das treffendste von diesem Verhältniß der in ewigen Verwandlungen sich allein gefallenden Natur.

„Und umzuschaffen das Geschaffne
Damit sich's nicht zum Starren waffne
Wirkt ewiges lebendiges Thun.
Und was nicht war nun will es werden
Zu reiner Sonnen, farbigen Erden,
In keinem Falle darf es ruhn."

Denn wirklich ist ja von keinem Naturkörper ein absolutes Beharren zu denken und der scheinbar in größter Ruhe beharrende Stein durchfliegt mit der Erde in jeder Sekunde große Räume der Sonnenbahn und erfährt fortwährend unmerkliche chemische Aenderungen. — Weiter heißt es dann und nicht minder treffend:

„Es soll sich regen, schaffend handeln
Erst sich gestalten, dann verwandeln;
Nur scheinbar steht's Momente still.
Das Ewige regt sich fort in allen:
Denn Alles muß in Nichts zerfallen,
Wenn es im Seyn beharren will."

Sollte ich übrigens einem in diesem Felde gänzlich Neuen durch Gleichnisse das Verhältniß von Natur und

Idee noch näher heranzubringen versuchen, so würde ich etwa sagen: denke Dir einen senkrecht, glatt und breit niederstürzenden Wasserfall, dies sei das ewig Werdende, das rastlos bewegte Phänomen der chaotischen Naturelemente an sich, und nun denke Dir die Schatten der Bildsäulen einer an den Wassersturz herangebauten Gallerie welche von den Strahlen der Sonne auf dieser stürzenden Wasserfläche gezeichnet werden. — Jene Bildsäulen seien aber die Gleichnisse der göttlichen Ideen jener Urbilder, durch welche aus dem Chaos des allgemein Werdenden, oder dem Naturelemente, hier unter dem Gleichniß des stürzenden Wassers ausgesprochen, bestimmte Gestalten hervortreten. — Da würden sich dann weiter mancherlei Betrachtungen anstellen lassen, wie bald dasselbe Wassertheilchen jetzt das eine, und dann ein andres der Bilder abschattet, und bald ein und dasselbe Bild solange es auf einer Stelle beharrte von einer Menge verschiedener Wassertheilchen rastlos durchzogen wird, und alle solche Betrachtungen könnten wohl ohngefähr versinnlichen wie das Phänomen der Welt aus stätiger Durchdringung von Urbild und Naturelement hervorgehe, ganz eben so wie wir in unserm eignen Seyn empfinden können, es sei dasselbe ganz und gar bedingt durch die in den stets wechselnden Elementen unsres Körpers sich offenbarende Monas der Seele, welche in sich, nichts andres als eins jener unendlichen göttlichen Urbilder ist und sein kann. Halten wir nun den Begriff der Natur in diesem Sinne als ein Concretes, als das Bild eines bestimmten Seyenden fest, (wie den Göthe in seinem früh geschriebenen Aufsatze:

„die Natur" *) es auf sehr merkwürdige Weise gethan hat) so wird uns bald auch ein andrer Irrthum verschwinden, welches den Wissenschaften selbst zu nicht geringer Noth gereicht hat und noch gereicht. Dieser Irrthum besteht darin daß man wunderlicher Weise gleichsam zweierlei Naturen neben einander bestehend dachte, von denen die eine belebt, die andre unbelebt sei, zu deren einer, der Belebten, Thiere und Pflanzen gerechnet wurden, während zu der andern, der Unbelebten, Erd und Himmel mit ihren Erscheinungen, als etwas durchaus Heterogenes gezählt wurde. Es ist dieses aber eine Unterscheidung welche ich durch nichts gerechtfertigt wüßte, es müßte denn der engherzige und beschränkte Standpunkt sein, welchen ein Mensch annimmt der sein Auge für das Große und allgemeine Naturleben deßhalb verschließt weil er egoistisch nur für das was ganz zunächst sein eignes Leben angeht Sinn hat. — Gewiß aber! wer irgend mit Hingebung und ohne durch Vorurtheile gefesselt zu sein, das Leben der Natur selbst beobachtet, findet durchaus ein und dasselbe Werden und Wirken in dem Leben der Weltkörper wie in dem Leben der uns näher stehenden irdischen Einzelwesen, er erkennt in der rastlos kreisenden Kugel des Planeten, mit ihren Ein- und Ausathmungen, mit dem bestimmten Kreislaufe ihrer Gewässer, ihren magnetischen und electrischen Lebensäußerungen u. s. w. nichts wesentlich anderes als in dem durch gewisse Oscillationen im Wasser umrollenden Infusorium und in dem durch magnetische und electrische Gegensätze bedingten Kreis-

*) Göthe's nachgelassene Schriften 10. Bd. S. 1.

laufe der Säfte in höheren Geschöpfen. — Du kennst wahrscheinlich den Traum in welchem der treffliche Lichtenberg in seiner humoristischen Art schildert wie ihm vom Weltgeiste die Erde im unendlich verjüngten Maaßstabe zur chemischen Analyse gereicht wird und wie er dabei gar arme Resultate seiner Untersuchung gewinnt; mir ist dabei oft eingefallen einen Traum zu dichten wo einem starren Verfechter des Unterschiedes zwischen einer lebendigen animalen und vegetabilen Natur, und einer todten tellurischen und kosmischen Natur, vom Weltgeiste die Anweisung kommt durch ein im weiten Aether schwebendes Mikroskop zu blicken. Da sieht er denn bald leuchtende bald erleuchtete Kügelchen in regelmäßigen Rotationen einander umkreisen, er bemerkt dunst- und tropfbarflüssige Stoffe derselben in regelmäßigen Schwankungen, er sieht wie sie aufeinander anziehend wirken, wie hie und da ein Kügelchen zerfällt und verstäubt, während an andern Stellen aus nebelhaften Stoffen neue Pünktchen entstehen und nach weiten excentrischen Umherrollen sich zu den gemessenen Kreisen der andern gesellen, sich dort durch Einsaugung nähren und vergrößern und durch Ausscheidung wieder verringern u. s. w. und alles ruft ihm seine frühern mikroskopischen Beobachtungen über die leuchtenden Seeinfusorien und über die ohne Mund und Eingeweide regelmäßig umherrollenden Kugelthiere so bestimmt zurück daß er sich schon bereit macht diese Aetherinfusorien als neue und besondre Sippe in sein System einzutragen. Aber da ertönen ihm nicht ohne Beschämung die seltsamen Worte: „Was Du gesehen war die Bewegung von Son-

nensystemen und während du eine Stunde zu beobachten glaubtest ist ein Weltenjahr vorübergegangen!"

Es macht mir sonach allemal den wunderlichsten und ich möchte wohl sagen unheimlichsten Eindruck wenn ich vom absoluten Unterschiede lebendiger organischer Substanzen oder Kräfte, und physischer, unorganischer, hören muß! — Ich frage was sind denn die ausschlußweise so genannten organischen Substanzen anderes als die physischen? Sind es nicht immer dieselben alten Elemente, derselbe Wasserstoff, Sauerstoff, Kohlenstoff, Stickstoff, dieselben Metalle und Metalloide welche in der gesammten irdischen Natur verbreitet, auch die individuellen Organismen ja den Menschenleib selbst zusammensetzen? sind es nicht dieselben elementaren Wirkungen, welche als Anziehung und Abstoßung, electrische oder chemische Thätigkeit sich äußern zwischen den Schichten der Erde und des Luftkreises und im Wachsen der Pflanze wie in den Bewegungen des Thieres? — Ist, um dieß mit einem Worte auszudrücken, die Natur nicht **ein Meer des Werdens** in welchem unendlich verschiedene Ideen sich tausendfältig spiegeln; und dessen Tropfen in tausendfältigen Formen erscheinen je nachdem sie momentan und freilich ohne zu beharren, nach dem Gesetz der einen oder der andern Idee sich ordnen? — Derselbe Kohlenstoff lebte gestern vielleicht in unseren Blute, schwebt heute immer thätig in der Erdatmosphäre und wirkt vielleicht morgen in der keimenden Pflanze! — Wo wir das Auge des Geistes hinwenden ein stätes Ziehen, Drängen und Werden der Elemente, die so oder so erscheinen, je nach-

dem eine oder die andre Idee sie erfaßt, ordnet und (erlaube mir das Wort!) begeistigt. — In Wahrheit also kann hier von einem Unterschiede organischer und nicht organischer, belebter und todter Elemente auf keinen Fall die Rede sein! — Nicht das Werdende real oder substantial Wirkende des Steines und des Thieres sind wesentlich andere, sondern die Urbilder welche das Dasein des Thieres und das Dasein des Steins als Theil des Erdenleibes begründen sind es. — Gewiß! hier liegt der Hauptschlüssel zu allem näheren Verständniß der Natur! wer einmal hier durchgedrungen ist zur reinern Ansicht, wer einmal das in ewigem Wechsel vorüberziehende Wesen der Naturerscheinung, das ist eben das Wesen des unendlich Werdenden, und seine Beziehung zur tausendfältig darin sich spiegelnden Welt der Gottesgedanken scharf aufgefaßt hat, dem wird sich gleich als einem Geweiheten die ihm zur Erforschung wie zur Vollbringung vorliegende Erscheinungswelt überall verwandt und befreundet bezeugen, so gering oder so groß der Kreis ist innerhalb welchem seine Erforschung oder sein Wirken sich bethätigt, er wird bei der klaren Einsicht in die Unendlichkeit dieser Erscheinungen im Voraus sich resigniren nur wenige derselben umfassen zu können, aber er wird sich im Verhältniß zur Natur überall heimisch empfinden, etwa wie der Bürger seines ihm durch Sprache und Sitte Blutsverwandten Landes, nennt er dort auch nur eine noch so kleine Besitzung sein eigen, doch im ganzen übrigen Lande sich heimisch fühlt. — Ich weiß nicht ob es Dir eben so vorkommt, aber mir scheint gerade diese tiefste und sinnigste Ansicht der Natur auch die einfachste und verständ-

lichste! — Doch, könnte vielleicht noch Jemand einwerfen wenn auch aus solchen Betrachtungen hervorgehet daß die Naturelemente für das organische und unorganische Reich ein und dieselben sind und daß in dieser Hinsicht nicht zwei verschiedene Reiche der gesammten Welterscheinung statuirt werden dürfen, so ist es doch eine andre Frage ob die Idee des Organischen und des Unorganischen nicht so total verschieden sei daß die durch diese verschiedenen Ideen begründeten Naturerscheinungen auch als absolut entgegengesetzt betrachtet werden müssen? — Aber auch dem ist nicht so! nur der leichter oder schwerer zu gewinnende Ueberblick der organischen Gestaltung eines gewissen Phänomens und nur die größere oder geringere Verwandtschaft zu der Art unsres eigenen Daseins, haben jene Unterscheidung herbeigeführt welche sogleich sich verliert, wenn wir erstens den Begriff des Organischen uns deutlich machen und zweitens uns zu einen größern und freiern Ueberblick erheben wollen.

Was das erstere betrifft, so ist es ja für einem Jedem der sich deutlichere Vorstellungen von Natur und organischem Leben erwerben will unerläßlich, daß er sich klar zu machen suche welche Bewandtniß es eigentlich mit den so häufig gebrauchten Worten „organisch" und „Organismus" habe und welche Begriffe damit zu verbinden seien. — Leitest Du aber ab Organismus von Organ, Werkzeug, (organon) was kann dann Organismus anderes sein als ein, nach Leitung des ihm einwohnenden gleichviel ob bewußten oder unbewußten Urbildes, aus sich Werkzeuge, Organe, d. i. Glieder — Erzeugendes, Hervorbildendes und durch dieselben sein Leben Aeußerndes? — —

Jeder solcher Organismus oder Gliedbau ist nun aber, inwiefern er ein Werdendes ist, der Natur angehörig, ist eine Erscheinung ihrer stets wechselnden Elemente und schon dadurch mannichfaltig; hingegen inwiefern sein Dasein durch ein Urbild, durch ein Bild seines Seins vor seinem Sein bedingt ist, ist er der Ideenwelt angehörig und hierdurch eine Einheit, ein Individuum. Die erstere Seite bedingt das an ihm was wir Leib, oder Körper zu nennen pflegen, die zweite das was wir mit dem Namen der bald unbewußten, seltner bewußten Seele bezeichnen. Inwiefern seine Gesammterscheinung dadurch bedingt ist daß stätig und innig die Idee desselben die in ihm wechselnden Elemente durchdringt, sagt man: die Idee, die Seele, verkörpere, verleibe sich in ihm, sie leibe sich ein, und er selbst sei dadurch leibend — lebend. — Leben (von Leib abzuleiten) kann also eigentlich nichts anders heißen als stätiges Einleiben des Urbildes in das Werdende oder der Idee in die Natur. Erheben wir uns nun aber zweitens, zu einem größern und freieren Ueberblicke der Welt, so wird uns unser innerstes Bewußtsein bald sagen daß auch das All der Welt, nur dadurch vorhanden sein könne, daß innerhalb eines höchsten göttlichen sich dadurch selbst anschauenden Urwesens das unermeßliche Reich der Ideen und der Natur sich wechselseitig und unabläßlich durchdringen, daß daher der gesammten Welterscheinung der Begriff dieses Einleibens dieses „lebendig seins" ganz eben so wie jeglichem einzelnen Organismus zukomme, und daß demnach nothwendig Leben durch alle Sphären des Weltalls herrschen müsse, so daß dann auch der

wahrhafte und absolute Gegensatz des Lebens, d. i. ein wahrhafter und vollkommner Tod gänzlich unmöglich sei indem er durchaus zusammenfalle mit dem Begriffe eines absoluten Zero oder eines vollkommnen Nichts. —

Und so hätte ich Dir denn theurer Freund! den Gedankenzug bezeichnet; welchen langjähriges Vergleichen und Nachdenken über diese Gegenstände mir als den einfachsten sachgemäßesten dargethan hat, und hat es Dir gefallen dieser Richtung ebenfalls nachzugehen, so wird Dir deutlich sein daß von solchen Betrachtungen die nothwendige Folge ist die organische Wesenheit des Weltalls und aller durch göttliche Idee gestalteten Natur, d. i. aller Welterscheinung anzuerkennen, und schon von hieraus ein unorganisches Reich, ein Reich des Todten als unmöglich zu betrachten, sondern immer nur verschiedene Reiche des Lebens zu unterscheiden. In allem Organischen, Gliedbaulichen, ist ja dasselbe Einleben einer Idee in das elementare Werdende der Natur, dasselbe in fortwährender Entwicklung irgend einer Individualität bestehende Leben anzuerkennen, gleichviel ob von werdenden Sonnensystemen oder einer werdenden Pflanze die Rede ist; und nicht minder organisch, d. h. nicht minder zu einem größeren Organismus gehörig, ist der Fels zu nennen mit seinen krystallinischen Fügungen oder die Quelle mit ihren rhythmischen Strömungen in Beziehung zum Erdganzen, als das Knochengebilde mit seinen Krystallfasern oder der Blutstrom mit seinem pulsirenden Wellenschlage in Beziehung auf das Leben des Thieres. — Von hieraus gehend, würde man demnach überhaupt schwer dazu gelangt sein eine Unterscheidung zwischen be-

lebter und lebloser, organischer und unorganischer Natur sich zu erlauben wenn nicht das was wir Sterben des Individuums nennen, das was ich mit dem Namen des relativen Todes bezeichnen möchte, hierzu verleitet hätte. Mögest Du mir daher gestatten daß ich auch hierüber in meinem nächsten Briefe einige Gedanken Dir ausspreche, denn über den Standpunkt, welchen wir bei unsern spätern Betrachtungen des uns umgebenden Naturlebens festhalten und behaupten wollen, müssen wir nun doch einmal uns bestimmt aufgeklärt haben wenn irgend ein Verständniß auch weiterhin gelingen soll. Gewiß! verdrüßlicher kann ja kaum etwas begegnen als zu finden daß man lange Mittheilungen über secundäre Phänomene an Personen gegeben habe, die, eben weil sie über die Ur-Phänomene in geradem Gegensatze sich mit uns befinden, von keinem Theile jener Mittheilungen ein wahres Verständniß erfaßt haben. Besser und unerläßlich ist es daher zuerst über die Ur-Phänomene sich auszusprechen, und scharf hinzustellen wie man es eigentlich meine, — dann werden alsbald verwandte Geister sich zu uns wenden, während anders Herangebildete sich abwenden. Und so soll es sein! Völlige Gleichheit der Ansichten und Urtheile würde den Geistestod herbeiführen wie absolutes Aufheben des Widerstreites physischer Kräfte die Vernichtung der Welterscheinung veranlassen müßte! — Sei es also genug daß wir aussprechen so meinen wir es — und hiermit sei gegen die von andern Seiten Eintretenden alle Polemik verbannt! dann mögen sie doch zusehen wie weit sie mit der Vorstellung von einer todten Natur im frischen Reiche des Lebens vorwärts kommen! —

Zweiter Brief.

Daß Dir meinem vieljährigen vertrauten Freunde der Ideengang meines vorigen Briefes zusagend und aufklärend gewesen ist freut mich um so mehr da es mir Muth giebt mich weiter und weiter ganz so auszusprechen wie es mir die innere Stimme weißsagt. Auch billige ich es ganz wenn Du darauf dringst gerade den Begriff des individuellen Sterbens des im gewöhnlichen Leben sogenannten Todes genau auseinanderzusetzen und in Beispielen zu erwägen, indem die falsche Ansicht von organisch belebter und unorganisch todter Natur nur auf Mißverständniß des Todes beruhe. — Wie gesagt! recht magst Du hierin haben aber die Ausführung dieser Discussion ist sicher mit nicht unbedeutenden Schwierigkeiten verknüpft. — Es ist eine gar sonderbare Sache um das was wir individuellen Tod nennen! — Sehen wir uns um in der Natur, so scheint auf den ersten Blick uns überall Tod und Vernichtung zu umgeben, da alle Phänomene, ihrer Zeitlichkeit und Endlichkeit nach, über lang oder kurz dem Verschwinden bestimmt sind; und blicken wir nun doch wieder schärfer auf den einzelnen Fall, so suchen wir vergebens den wirklichen Tod, denn bald überzeugen wir uns daß da wo wir ihn zuerst zu sehen glaubten immer nur andere und neue Lebensregungen sich hervorthun, daß im Phänomen der sogenannten Verwesung sogleich der Quell für unendliche Neue Lebenserscheinungen sprudelt, und daß was uns eben als Tod erschien nur eine Verwandlung einer Lebensform in die andere war. — — Da machen mir denn zuweilen

manche larmoyante Dichter einen wunderlichen Eindruck, die, vielleicht eben weil sie im vollen frischen Leben sich zu regen nicht den Muth haben, gern bei allen kränklichen Empfindungen und bei Todesbetrachtungen verweilen; nach ihnen ruht auf einem ausgebrannten Vulkan, auf einem Gletscher der Hochalpen, auf allen sich wieder lösenden Vegetabilien oder Animalien der Begriff eines absoluten Todes, sie beklagen immerfort die arme Natur, die den Tod erleiden und in allen ihren Formen elendiglich zu Grunde gehen müsse, und doch ist nur ihr Auge selbst tod für das hier wie überall immer neu sich entwickelnde Leben! — Freilich wenn der gewöhnliche und eigentlich mit großem Unrecht sogenannte Weltmensch durch irgend einen Zufall einmal in die Gletscherregion der Alpen verschlagen wird und er die schroffen Felsen und die bläulichen Zacken der Eismassen in scheinbar unerschütterlicher Ruhe erblickt, da wird er stets aus diesen für ihn todten Regionen ohngefähr mit denselben Empfindungen wie aus einem Leichengewölbe von dannen eilen. — Wie ganz anders aber stellt dieselbe Scene sich dar wenn ein Forscher wie Hugi in das bewußtlose Bildungsleben der Gletscher hineinblickt! — Ich kann wirklich nicht umhin Dir eine eigentlich für spätere Schilderungen bestimmte Stelle seiner Betrachtungen schon hier mitzutheilen. Da erzählt er z. B. über das sonderbare Ausstoßen fremder Körper aus der Gletschermasse: „Noch Niemand sah wohl" sagte er, „wo immer der Gletscher abschmilzt, in unzählige Schründe sich trennt, oder über Felsen abbricht, auch nur faustgroßes Gestein eingeschlossen. Was in eine verengte Spalte stürzt, oder

sonst in den Gletscher gelangt, ist nach einiger Zeit wieder auf die Oberfläche getrieben, auch die ungeheuersten Lasten. Im Jahr 1828 grub ich mehrere Steine 10—12 Fuß tief in die Gletschermasse, und deckte sie mit derselben zu. Die Gletscherhöhe, die Schichten u. s. w. wurden genau bezeichnet. Das folgende Jahr war alles auf der Fläche; ohne daß der Gletscher abgenommen hatte. Jeder Gletscherkenner betrachtet dieses Ausstoßen eben so gut, als das Vorrücken der Gletscher als Thatsache. Ohne jenes Ausstoßen müßte die Gletschermasse durch und durch mit Steingetrümmer untermischt sein, da man nur erdige und färbende Stoffe in und zwischen seinen Schichten entdeckt. Erkennen doch jene zwei oder drei, die das Ausstoßen läugnen, die Gletscherschichten als alte Oberflächen; warum enthalten sie denn kein Steingetrüm, das die jetzige Fläche bis empor zum Firne deckt? — Wie der Firn d. i. der zusammengefrorene Schnee der höchsten Alpen von oben herab seiner untern Gränze sich nähert, beginnt er sein unbestimmtes Korn zu fügen, und in Gletscher sich zu wandeln. Auf seinem Grunde jedoch ist auch der 13000 Fuß hohe Firn schon gletscherartig. Es ist nur die Gegend der Firngränze wo jene vollendetere Bildung die Oberfläche erreicht, und da beginnt jedes Steingetrüm, auch die ungeheuersten Lasten, von unten nach der Oberfläche ausgestoßen zu werden, ja endlich auf dem Gletscher noch über selbe sich zu heben. Nicht der Firn, sondern der aus Firn sich bildende und dann sich immer mehr entwickelnde Gletscher stößt aus. Oft sah ich zwar todte Gemsen anfänglich in die Gletschermasse einsinken, aber zu meiner größten Ver-

wunderung eben so oft die reinen Knochen derselben vom Gletscher ausgestoßen werden. Die Knochen, als solche, scheinen mehr als kalkige, erdige Masse sich zu verhalten. Vor einigen Jahren stürzte auf dem Gries ein Pferd in einen Schrund. Den ganzen Sommer sank es tiefer, bis alles verschwand. Vor zwei Jahren aber wurden die reinen Knochen vom Gletscher auf die Oberfläche ausgestoßen. Ich konnte aus ihnen noch fast das ganze Scelet construiren."

In solchen Betrachtungen empfindet man nun freilich sogleich die innere Lebensthätigkeit des scheinbar *todten* und unorganischen, und leicht würde man sogar, auf diese Weise fortfahrend den neu Hinzutretenden zu dem andern Extrem bringen und ihm glauben machen können, daß dieses Leben von einer willkührlich wirkenden Seele geregelt werde, da es doch nur einzelne bewußtlose äußere Regungen eines in tiefem Geheimniß schlummernden Planetenlebens sind welche sich hier in diesen Hebungen und Senkungen der Eisfelder, wie in den Hebungen und Senkungen der Gebirgsschichten offenbaren. — Gerade so verhält es sich ferner mit der zweiten beispielsweise angeführten Erscheinung des Erdlebens, mit dem ausgebrannten Vulkan. Wirf zuvor einen Blick auf folgende Dir vielleicht noch unbekannte Schilderung Rüppell's vom ausgebrannten Krater der Insel Volcano und dann laß uns in unsern allgemeinen Betrachtungen jener sogenannten Todesbilder im Kreise des großen Naturlebens weitergehen. — Rüppell erzählt: „Der Krater von Volkano ist, wie alle andre vulkanische Feuerschlünde ein abgestumpfter Trichter, der sich in einen etwa 900

Fuß hohen Kegel vertieft: der äußerste Rand dieses Trichters ist ellipsoidisch geformt; sein größter Diameter, welcher sich von Osten nach Westen erstreckt, mag wohl 1100 Fuß messen, der kleinere ungefähr 700 Fuß. Der Krater selbst vertieft sich, auch wo sein Rand am niedersten ist, wenigstens 400 Fuß, und die untere Abstumpfungsfläche des Trichters mag sich zu der vom obern Randsaum eigeschlossenen ungefähr wie 1 zu 2 verhalten. Ueber die Hälfte der Vertiefung ist beinahe senkrechte Felswand; nur der obere Theil, der durch ausgeworfene vulkanische Asche gebildet ist, verengt sich in kesselförmiger Gestalt. Die Lava, welche die untern Felswände bildet, ist von gelblich weißer Farbe, wahrscheinlich eine Folge der immer auf sie wirkenden Gasentwickelungen; sie ist von vollkommen dichten Bruch ohne Blasenräume, frei von Einmengungen fremdartiger Fossilien, und wild in scharfkantigen Bruchstücken zerklüftet. Fast überall aus diesen Zerklüftungen dringen Dämpfe hervor, stark mit Schwefel und andern Ingredienzien geschwängert, und selbst der Felspfad, der auf der Südwestseite ausgearbeitet ist, bahnt sich den Weg durch mehrere Stellen, ganz heiß von rastlos aufquellenden Dampfmassen. — Ist man auf diesem Felspfad zu der untern Fläche des Kraters gelangt, die übrigens nichts weniger als eben ist, so fesselt vor allem die Aufmerksamkeit eine komische Erhöhung, die sich auf der nördlichen Seite etwa 60 Fuß über die Fläche erhebt: aus ihr steigen viele Rauchsäulen auf, aber eine ganz vorzüglich stark aus einer ungefähr 14 Zoll großen Oeffnung, an der Ostseite der Spitze. Man kann sich ihr kaum auf 2 Schritte nähern, weil ein

glühender Luftzug unaufhörlich ausströmt. Hier ertönt ununterbrochen ein schauerlicher Lärm dem Toben einer großen Masse siedender Flüssigkeit ähnelnd. Rund um die Oeffnung sind sublimirte nadelförmige Schwefelkrystalle, und eine gelb und roth gefärbte Krüste von salzsaurem Ammoniak, an 4 Linien dick. Alles umher ist voller kleiner Risse und Oeffnungen, aus welchen beständig mehr oder weniger starke Dampfsäulen aufsteigen, die mit Schwefel, Ammoniak und Salzsäure gemischt sind. Der Boden ist hier überall sehr warm, ja oft unerträglich heiß, und es ist dieser kleine Konus wahrscheinlich jetzt der Hauptsitz der vulkanischen Thätigkeit. Auf der Ost- und Westseite dieses Kegels, am Fuß der Felswände ist die Stelle, wo vorzugsweise die ausstoßenden Dämpfe krustenförmig längs der Oberfläche jene natürliche Borarsäure absetzen, welche zuweilen wie eine verunreinigte Schneekruste ganze Strecken bedecken soll. Auch jetzt ist übrigens der ganze untere südwestliche Theil der Kraterwand und die daran stoßende Bodenfläche mit dünnen sich überdeckenden Inkrustationen von Alaun und Gyps bedeckt, von wenig Festigkeit, so, daß man oft Fuß tief in dieselbe hineinsinkt, auch viel Eisenvitriol findet sich bei diesen Inkrustationen. Auf dieser Seite, so wie auf der gegen Süd- und Südost gelegenen, brechen die wenigsten Schwefeldämpfe aus; aber desto gewaltsamer hauchen sie aus der Ostseite. Hier ist alles voll sublimirten Schwefels, der sich zuweilen in tropfsteinartige Gruppen concentrirt hat; auch Ammoniak und die obenerwähnte Borarsäure findet sich häufig. Stark ist die Hitze des Bodens; auch ist an der Felswand gleichfalls eine große

Oeffnung, aus welcher bei der Dampfentwicklung immerwährend ein brausendes Getöse, gleich dem einer siedenden Flüssigkeit ertönt. Und so sehen wir also den Krater von Volkano täglich erzeugen Alaun, Schwefel, Steinsalz, Vitriol, Ammoniak und Borarsäure, theils durch Sublimation; theils durch Efflorescenz tropfsteinartig. Doch wie viele andere, die doch nicht minder zur vulkanischen Thätigkeit mitwirken, mögen nicht hier noch aufzufinden sein nachdem sie bisher unter der Menge übersehen worden sind?" — So weit denn diese Schilderung! — und gewiß wer nur aufmerksam hinblickt wie an solchen oft für Bilder des Todes genommenen Stätten alles innerlich arbeitet, sich fortwährend umbildet und regt, der wird auch hier bald vom Todesbegriff zum Begriff des Lebens sich bekehren — ja er wird es wohl viel natürlicher finden, eher gleich den Alten, die bewußtlos sich regende Seele solcher Erscheinungen zur Persönlichkeit einer untergeordneten Gottheit zu erheben, als das Leben derselben überhaupt zu verkennen. — Sicher ist es indeß daß nur von dem Auffassen gewißer Phänomene in der Form individuellen Todes alle Unterscheidung zwischen unorganischer todter und organisch lebendiger Natur ausgegangen ist, und so mag es uns denn nicht gereuen wenn wir jetzt etwas dabei verweilen uns den Begriff dieses individuellen Todes zu einer deutlichern Anschauung zu bringen. — Allerdings wird es aber immer eine der wunderbarsten und nicht ohne gewisses Grauen wahrzunehmenden Erscheinungen bleiben, wenn ein lebendes vielleicht unter unsern Augen gebildetes, noch vor kurzem selbstkräftig sich regendes Wesen, plötzlich zusammenstürzt,

regungslos und gefühllos vor uns daliegt und das Aggregat von Naturelementen in welcher die ihm eigenthümliche Idee, sich eingeleibt oder eingelebt hatte, nun allmählig zerstäubt und von andern Lebensformen angezogen wird. — Wir fühlen daß ein besonderes Geheimniß hier vor uns liegt, ja wir fühlen daß über kurz oder lang auch wir diesem Geheimniß verfallen! — sind wir nun bestrebt uns die Lösung dieses Geheimnisses zu erwerben, so fordert dies vor allen Dingen daß wir uns wohl erinnern wie zu Folge der in einem höchsten göttlichen Mysterium begründeten Weltordnung, eben so nothwendig ein ewiger Wechsel und eine unendliche Mannigfaltigkeit zukomme dem Naturelement (dem ewig Beweglichen im Raume wie Kant schon die Materie definirte), als eine ewige Einheit und ein stetes sich selbst gleich sein der Idee, und daß demnach, wie etwa ein Kind oft in sonderbarer Vereinigung die Eigenschaft vom Vater und Mutter zu erkennen giebt, jede einzelne Erscheinung, jeder besondre Organismus in welchem sich diese beiden Momente durchdringen, auch die wesentlichen Eigenschaften dieser Momente, gleichsam als Siegel und Document ihrer Abstammung theilweise in sich vereinigen müsse. — So also ist demnach jedes Entstandene, jede individuelle Naturerscheinung einestheils, der ihrer einwohnenden Idee nach, unvergänglicher ewiger Art, und anderntheils, inwiefern ihre Erscheinung durch Naturelemente bedingt wird, wechselnder vergänglicher zeitlicher Art; sie ist unsterblich als Idee, sterblich als Phänomen. — Was aber ist dieses sogenannte Sterben dann wenn die dem sterbenden Phänomens einwohnende Idee ewig ist, anders als

Verwandlung der Lebensform? — Die Idee hört auf durch gerade diese Combination des Werdenden sich zu offenbaren, und wie nach herausgehobenem Schlußstein der Bogen eines Gewölbes plötzlich einstürzt so fallen nach dem Wegwenden der Idee die bisher ihr gehorchenden Elemente auseinander um von neuem der Manifestation anderer Ideen zu dienen. Wie indeß das fortsegelnde Schiff noch einige Zeit die Spur seines Durchschneidens auf der Wasserfläche hinter sich läßt, bevor die Glätte des Wasserspiegels hergestellt wird so bedarf es auch bald längerer bald kürzerer Zeit ehe das Phänomen der hier nicht mehr wirkenden Idee ganz aufgehoben ist, und dieser noch einige Zeit rückbleibende Schatten welcher sich zur Lebenden verhält wie das Scheinbild der Sonne welches noch über dem Horizonte gesehen wird nachdem die eigentliche Sonne untergegangen, dieser ist es welchen wir statt Leib — Leichnam (nach urdeutscher Ableitung soviel als Lebenshülle) nennen und woraus wir den Begriff des individuellen oder relativen Todes entnehmen. Wir dürfen freilich hierbei nie vergessen daß dasselbe Phänomen, welches wir in einer Beziehung erstorben nennen, in einer andern Beziehung die Geburtsstätte immer neuen Lebens ist, daß z. B. wie das Pflanzenblatt stirbt und im Wasser verweset, unendliche Infusorien und niedere Pflanzenformen zur Entstehung oder Fortbildung kommen, woraus sich denn zuletzt ergiebt daß es mit diesem relativen sogenannten Tode eigentlich doch nur eine Form der Rede sei; denn wer hindert mich mit eben dem Rechte zu sagen daß der Mensch dessen Bildung fortwährend durch Zuführen erstorbener animaler und vegetativer

Stoffe unterhalten wird, nichts anderes sei als ein Aggregat von Pflanzen- und Thierleichen, als ich etwa sagen könnte daß die, Leben mancherlei Art bedingende und entwickelnde Erde eines Kirchhofs aus dem Aggregat menschlicher Leichen bestehe. — Ich wiederhole es also, es kommt nur darauf an welche Lebensform man ins Auge faßt! denn da jeder Organismus nur durch Transformation oder Metamorphose anderer Organismen entstehen kann, so ist überall, jenachdem wir die jetzige oder die vorige Form beachten, frisches Leben, oder Tod und Verwesung vorhanden. — Hat man nun diese Ansicht einmal tiefer erfaßt, so wird man alsbald auch gewahr, wie es gar wohl kommen müsse daß der in seinem Gesichtskreise noch enger begränzte Mensch gewöhnlich einen Theil der ihn umgebenden Welterscheinung für lebendig und organisch, und einen andern für todt und unorganisch betrachten werde. Denn: nur allmählig erweitert sich der Blick des Menschen, zunächst interessiren ihn nur menschliche Zustände und Umgebungen, dann fällt die Thier- und Pflanzenwelt ihm ins Auge, und daß er ihr Leben erkennt, daß er es, so gut als es ihm eben möglich, wirklich begreift, davon liegt der Grund eigentlich und wesentlich darin, daß er es vor seinen Augen entstehen sieht; denn, wie Göthe schon einmal sehr tiefsinnig bemerkt, von dem was bereits entstanden ist, was nicht mehr entsteht, davon erlangen wir überhaupt nie den vollständigen und lebendigen Begriff, als welcher immer nur aus Beobachtung der Entwicklung auf dem genetischen Wege gewonnen werden kann. — Nun ist aber von dem Organismus eines Planeten den Ueberblick

des Lebens zu gewinnen, eine Aufgabe, viel zu schwer der erst erwachenden Seele, ja in ihrem vollen Umfange uns für immer unlösbar, und so verbirgt sich denn Anfangs das Leben der Erdenglieder hinter den ungeheuren Formen des Erdkörpers, ja es umgeben den Menschen wirklich viele losgerissene Glieder desselben, welche individuell erstorben durch Verwitterung und Zersetzung zum Eingehen im Pflanzen- und Thierleben sich vorbereiten und alles das veranlaßt dann leicht in diesen Dingen, eine festere Gränze zwischen Lebendem und Todtem eintreten zu lassen als wir aufzustellen streng genommen, berechtigt sind, eine Gränze deren Unhaltbarkeit freilich alsdenn bald erkannt werden muß wenn ein tieferer Blick in das Geheimniß des Todes sich erschlossen hat. Alsdann nämlich erkennen wir wohl wie jede Idee früher oder später aufhören muß in dieser oder jener einzelnen Lebensform sich thätig zu offenbaren, wir erkennen aber auch wie sogleich das Material der bisherigen Erscheinung dieser Idee wieder das Mittel wird, durch welches eine Andre Idee im Leben sich zu manifestiren beginnt. Kurz wir sehen wie das Phänomen des Einzelwesens erlischt und sogleich sich in den aufgegebenen Elementen ein neues von einer andern Idee begründetes Leben offenbart, wie ein Phänomen als solches stirbt und doch kein absolut Erstorbenes als wahrhaft Todtes zum Vorschein komme. Kurz wir erkennen wohl: der Begriff des Todes sei da, es sei aber mit ihm wie mit dem Zero der Mathematik, welches als Zero allerdings dann existirt wenn ich etwa eine Zahl von der gleichem Zahl abziehe, wie wohl es nichts destoweniger unmöglich ist irgendwo ein absolutes

Nichts nachzuweisen. Und so gelangen wir denn endlich zu der Ueberzeugung wie ungerecht, wie unphilosophisch, und wie gänzlich unhaltbar es sei ein Reich des Todten, Leblosen Unorganischen vom ewigen Reiche des Lebendigen, sich fortbildenden Organischen, mit absoluter Unterscheidung zu trennen; denn wir sehen ein daß alles was uns auf Erden und am Himmel umgiebt immerfort eine lebendige Offenbarung fort und fortwirkender göttlicher Ideen ist, daß Erde und Wasser nichts anderes ist unserm Planeten, als Fleisch und Knochen und Blut unserm eignen Körper, daß wenn ein individueller Organismus zerfällt und relativ seiner Erscheinung der Tod eingetreten ist, damit doch nie das Substrat seiner Erscheinung aus dem allgemeinen ewigen Lebenkreise entweichen kann, und daß wenn auch das Phänomen individuellen Sterbens für einen Augenblick uns den Gedanken an den Unterschied einer lebendigen und einer todten Natur herbeiführen könnte, uns jedoch ein einziger fester Hinblick auf das große, auf das unendliche Meer des Lebens im Weltall alsbald von diesem Irrthum, vollkommen und auf immer heilen müsse. Doch es lag uns ja hier eben nur daran einzusehen wie doch so sonderbarer Weise der Mensch zur Unterscheidung einer todten und lebenden Natur gelangt sei, und scheint auch Dir daß wir in der Reihe unsrer Betrachtungen dieses Ziel erreicht haben so darf ich nun wohl zu andern Gegenständen unsres Sinnens mich wenden.

Wo wir jedoch jetzt den ersten Signalstab einschlagen zum Ausmessen der uns umgebenden erkennbaren Welt, wo wir den Faden anknüpfen, welcher uns durch das La-

byrinth dieser unendlichen Erscheinungen leiten soll, darauf möchte am Ende weniger ankommen als wir denken, denn die belebte begeistigte Natur darf verglichen werden einer unendlichen Sphäre deren Centrum an jeder gedenkbaren Stelle, deren Peripherie nirgends gefunden wird, und also wie Goethe einmal gar treffend sagt: „da wo wir sind, sind wir im Innern!" Indeß wir werden doch, wir mögen so wenig systematisiren wollen als nur irgend möglich, es nicht umgehen können zunächst noch einige Grundbegriffe der Lehre von organischem Leben zu näherer Erwägung vorzunehmen. Und hier möchte ich denn sogleich einige Bemerkungen anknüpfen an den eben gebrauchten Ausdruck: „die Natur sei zu vergleichen einer unendlichen Sphäre deren Centrum in jeder Stelle deren Peripherie nirgends vorhanden ist." Ich möchte nämlich keinesweges etwa daß Du denselben blos für ein poetisches Gleichniß, für ein Bild ansehen wolltest, denn allerdings läßt er sich wirklich mit mathematischer Schärfe nachweisen, und ich bitte Dich sehr hierbei noch etwas zu verweilen da die Betrachtung dieses Satzes uns für die Folge wohl noch zu manchen weitern Aufklärungen leiten könnte. — Ich frage demnach zuerst was ist denn das Merkzeichen und der eigentliche Begriff der Kugel wohl anders, als daß es eine Gestalt sei in welcher jeglicher möglicher Durchmesser dem andern vollkommen gleiche? — wenn aber die Unendlichkeit der Natur an sich zugegeben werden muß, würden dann nicht alle mögliche in Gedanken durch irgend einen gegebenen Punkt gezogenen Durchmesser derselben sich gleich d. i. gleich unendlich sein? und würde nicht durch die Gleichheit der Durchmesser die sphärische Gestalt

erwiesen werden, während allerdings die Unendlichkeit der Sphäre, von welcher es abhängt daß eine begränzte Peripherie nirgends angenommen werden kann, es wieder zuläßt jeglich möglichen gegebenen Punkt als Mittelpunkt anzunehmen und durch denselben jene unendlichen, sich ewig gleichen Durchmesser dieser Sphäre gezogen zu denken? — Die Folgerung ist offenbar ganz rein und scharf, nur daß in solchen Dingen der Geist ganz besonders seine innere Göttlichkeit durch Ausweitung der Gedanken und Verlassen der Schranken enger Sinnesvorstellungen zu bewähren wissen muß! — Gerade an diese Betrachtungen aber schließen sich nun mit größter Einfachheit unmittelbar wichtige Folgerungen über die Urform alles Organischen überhaupt, und laß mich nun auch diese Folgerungen Dir sogleich vorführen, denn gerade diese Urphänome des Lebens sind es, welche wir mit recht geläutertem und klarem Geiste auffassen müssen, wenn wir dann die spätern abgeleiteten Phänomen uns auch nur einigermaßen genügend aneignen wollen. Sind wir also zunächst bestrebt zu dem reinen Begriffe von der Urbildung organischer Wesen uns hindurch zu arbeiten, so wird vor allen Dingen nöthig sein zu lernen, oder sich zu erinnern, daß nur die Gesammtheit der begeistigten, von göttlichen Ideen durchdrungenen Natur, der Makrokosmus, oder das große unermeßliche, als ein Ganzes aufgefaßte Lebendige selbst, zu betrachten sei als die Quelle und der Inbegriff jeder besondern Gestaltung und Lebenserscheinung; woraus denn aber auch wiederum ganz einfach folgt, daß jedes Einzelwesen, jedes Individuum, jeder besondre Organismus, nur als ein Theil und zwar als ein integrirender Theil

jenes unermeßlichen Ganzen angesehen werden könne und dürfe. Nun wird aber ferner bald aus sich selbst klar, daß jeder integrirende Theil eines Ganzen auch an gewissen wesentlichen Eigenschaften dieses Ganzen Antheil haben müsse, und daß um so wichtiger, dem Ganzen ähnlicher ein Theil sein werde, auch um so mehrere von den Eigenschaften des Ganzen sich an ihm nothwendigerweise wiederholen werden. — Ist nun aber, wie sich oben ergab, das Princip der sphärischen Gestalt dem All der Natur wirklich ganz eigentlich und nothwendig eigenthümlich, so möchte sich auch alsbald vollkommen erklären, warum jeder als Einzelwesen hervortretende Organismus ebenfalls die sphärische Gestalt, als seine Urbildung darstellen, oder besser gesagt, darleben müsse, wie ich Dir denn davon daß dies wirklich geschehe, die merkwürdigsten Beispiele späterhin vorzuführen Gelegenheit finden werde. Haben wir indeß aus der Erkenntniß der Wahrheit daß der Theil nothwendig auch an den Eigenschaften des Ganzen Antheil haben, und jeder besondre Organismus nur ein Theil des allgemeinen Urlebendigen d. i. des Makrokosmus sei, hier in der That und alsbald eine so wesentliche und wichtige Folgerung ziehen können, so erlaube mir nun auch hierbei sogleich noch zu bemerken, daß es mir immer scheinen wollte als ob überhaupt gerade in dem Mißkennen eben dieser so bedeutungsvollen Wahrheit, eins der wesentlichsten Hindernisse der Entwicklung jeder tiefer begründeten und ergiebigern Naturwissenschaft gegeben sei! — Der Mensch nämlich nach seiner Einseitigkeit und Beschränktheit, gewöhnt sich nur zu leicht irgend eine Erscheinung die er zur Betrachtung sich vornimmt, durch-

aus abgesondert zu denken. Wie der Botaniker die wissenschaftliche Abbildung einer Pflanze ohne allen Hintergrund, rein auf weißem Papier darzustellen pflegt, so lernt der Mensch insgemein die Natur nur so kennen daß ihm eine Erscheinung nach der andern aus ihrem Zusammenhange mit tausendfältigen andern Erscheinungen herausgerissen wird, und gewöhnlich zieht er dann auch vor, sie eben so späterhin lieber gleichsam im absolut Leeren, anstatt in allen ihren natürlichen Verbindungen zu betrachten. Es ist gewiß sonderbar genug wie dann doch so oft ganz vergessen werden kann, daß nicht ein Sandkorn, ja nicht ein Sonnenstäubchen ohne Einwirkung und gleichzeitiges Dasein des Weltganzen zu denken sei, und wie also noch viel weniger jedes nur einigermaßen entwickelte organische Einzelwesen ohne tausendfältige Beziehung auf die Gesammtheit aller übrigen die göttlichen Ideen darbildenden Natur zu bestehen vermag. — Laß es mich daher immer noch einmal wiederholen und kurz zusammenfassen, was Du an manchen andern Orten ausführlicher nachgewiesen lesen kannst: „wo irgend eine besondre Idee in den Naturerscheinungen sich darstellen, wo irgend ein besondres organisches Ganzes sich entwickeln will, da muß in der Darstellung dieses untergeordneten Ganzen immer eine der wesentlichen Eigenschaften jenes großen Ganzen von dem es eben integrirender Theil ist, und in und aus welchem es entspringt, also eine Eigenschaft des Makrokosmus oder der Gesammterscheinung der Welt sich wiederspiegeln." Erinnern wir uns nun, wenn wir die Gestaltung organischer Körper betrachten wollen, an das was über Gestaltungsprincip des Makrokosmus ich Dir kurz

zuvor so gut es mir gerade möglich war, nachzuweisen versucht habe, erinnern wir uns daß bei der Unendlichkeit der Natur die völlige Gleichheit ihrer Durchmesser und somit das wesentliche und characteristische der Kugelgestalt anerkannt werden mußte, so erkennst Du auch sogleich hierin die entschiedene Nöthigung warum als die Urgestalt jedes besondern Organismus eine mehr oder weniger vollkommne Wiederholung jener Gestaltungs-Eigenthümlichkeit des Makrokosmus, nämlich unendlich viele unter sich selbst gleiche Durchmesser zu haben, gefordert wird; mit einem Worte warum jeglichem organischen Einzelwesen die Gestalt der Kugel als früheste Grundform seines Daseins zukommen muß. — Diesem Satze welcher als eins der Fundamental-Gesetze alles Bildungslebens anzuerkennen ist, und den ich hier in seiner tiefern Begründung nachzuweisen versuchte, erlaube mir jedoch noch sogleich die Erwähnung eines andern Gesetzes anzureihen, nämlich daß nicht minder alle Entstehung eines organischen Ganzen nur aus dem Elemente des Flüssigen möglich sei. — Wie sollte denn aber auch sonst die Bildung des Bestimmten, Begränzten, Gestalteten hervorgehen als aus dem Unbestimmten, noch Unbegränzten noch nicht fest Gestalteten? — Schon in den alten Sagen war ein schwankendes chaotisches Unbestimmtes die Mutter alles wirklich Werdenden! — Ist jedoch das Flüssige eben diejenige Erscheinungsform der Substanz, welche durchaus unbestimmt begränzt, und, doch was die Begränzung betrifft, in's Unendliche bestimmbar ist, so erkennt man von hieraus wohl auch sogleich die innere nothwendige Begründung dieses zweiten großen

Naturgesetzes, nämlich daß alles organisch sich bildende nur aus der Form des Flüssigen hervorgehen könne! —

Man könnte nun übrigens hieran die Erwähnung noch eines dritten großen und allgemein-gültigen Naturgesetzes anreihen, und Du mußt mir schon erlauben daß ich auch dessen Auseinandersetzung noch beifüge um sodann erst zur Betrachtung einzelner Beispiele aus der Bildungsgeschichte lebendiger Wesen überzugehen; denn mag auch die Betrachtung eines solchen Abstrakten für den ersten Anblick etwas Schroffes und Unersprießliches haben, so erkennt man doch bald daß es hier ist wie etwa bei den Alpen, wo auch die höchsten, schroffsten und scheinbar abgestorbensten Felsen indem sie den zu Bächen schmelzenden Schnee bewahren, den Segen der Fruchtbarkeit im Sommer über die Niederungen ergießen. — Dieses dritte Bildungsgesetz ist aber so auszusprechen: es müsse uns jedes sich bildende, sich gestaltende Individuum um so mehr einfache durch die ersten geometrischen Constructionen bestimmbare Formen, und um so mehr Einfachheit in dem Wechselspiele seiner Thätigkeiten, sowohl zwischen seinen innern Gliederungen als nach seinen äußern Verhältnissen darstellen, je weiter wir in der Geschichte seines Bildungslebens zurückgehen, so daß er also in jeglicher Beziehung stets von größerer Einfachheit zu höherer Mannichfaltigkeit heraufwachse. Es leuchtet hierbei allerdings sogleich ein daß dieser als drittes Bildungsgesetz aufgestellte Satz gewissermaßen eine Erweiterung des ersten Bildungsgesetzes abgiebt, denn wenn es keinem Zweifel unterliegt daß unter allen möglichen Gestalten die Kugel die

von einfachster Construction sei und wenn das erste Bildungsgesetz nachwieß daß eben deshalb die Kugel die Urform jedes organischen Gebildes sein müsse, so erscheint freilich dieses dritte Gesetz in einer Beziehung als völlig zusammenfallend mit dem ersten. Ein Unterschied dagegen von dem Letzterwähnten liegt darin daß dieses nur die Bestimmung des Uranfangs enthält, da hingegen jenes die Geschichte der Fortschreitung der Entwicklung begränzt, ja sie ihrer Modalität nach bestimmt.

Laß uns jedoch nun aus dem Felde dieser abstracten Betrachtungen heraustreten und uns eingehen in die Regionen der freien und großen Naturerscheinungen selbst, allwo denn glaube ich, nichts geeigneter sein wird zum Beispiel, ja ich darf wohl sagen zum Beleg der obigen Sätze zu dienen, als wenn wir unsern Blick zuerst auf diejenigen Momente richten, welche uns von der Entstehung der größten uns bekannten Organismen d. i. der in einem unendlichen Weltraum schwebenden Himmelskörper bekannt sind. Ich meine damit nicht daß ich Dich bloß darauf aufmerksam machen wollte wie in allen diesen Körpern so weit wir sie bisher näher beobachten konnten, auf das entschiedendste die Form der Kugel hervortritt, und wie somit in dieser wahrhaft primitiven Gestaltung die Bestätigung des ersten Gesetzes sich ausspreche, sondern ich meine vielmehr das was ein geistreicher Naturforscher uns über die Entstehung gewisser allgemein weltlicher (kosmischer) Bildungen bekannt und begreiflich gemacht hat, so daß uns dadurch ein Schluß auf die Entstehung auch der andern Himmelskörper möglich geworden ist; denn wieder mögen wir uns hier an das Goeth'sche Wort erinnern

„daß der Mensch nur das Entstehende nicht aber das bereits Entstandene, jetzt nicht mehr Entstehende zu begreifen vermöge!“ — Ich habe aber hier Chladni im Sinne, welcher indem er eine Menge Beobachtungen und Erfahrungen zur Geschichte der Meteorsteine sammelte, zwar vielleicht zunächst nur die Absicht hatte alte lange Zeit unter die Fabeln gerechnete Erzählungen in Schutz zu nehmen und gegen einseitige, fälschlich sogenannte Aufklärer zu vertheidigen, dabei aber, ich möchte fast sagen unwillkührlich, ein weit Höheres leistete indem er uns einen Blick in die Entstehungsgeschichte dieser so zu sagen kosmischen Infusorien öffnete. Er machte es nämlich aus Beobachtungen höchst wahrscheinlich, daß im Weltraume unendliche bald kleinere, bald größere sphärische Dunstmassen entstehen und schweifen, welche erst wenn sie mit dem Dunstkreise der Erde in Berührung kommen in electrischer Wechselwirkung sich entzünden und entweder nur momentan leuchtend und erlöschend als sogen. Sternschnuppen vorübergehen oder als Product tieferer Entzündung bald in größere bald kleinere Tropfen zusammenschmelzen, sodann aber von der Masse eines Planeten angezogen auf ihn herabstürzen und als Meteorsteine sich verhalten. Bedenken wir nun daß die Beobachtung über das uns zunächst bekannte und uns selbst mit in sich begreifende System von Weltkörpern auch gewisse beharrende Formen zeigt, welche die beiden Erscheinungsformen der erwähnten kosmischen Infusorien im Großen darstellen, nämlich 1) nebelhaft unbestimmter begränzte und 2) dichtere, deutliche Zeichen ursprünglicher Schmelzung in sich tragende Kugeln, wovon die einen unter dem Na-

men der Kometen, die andern unter dem Namen der Planeten bekannt sind, so erscheinen uns jene Beobachtungen in einer weit höhern Bedeutung; sie versprechen uns selbst über die Bildungsgeschichte des Weltkörpers welchen wir bewohnen manche nähere Aufschlüsse und können außerdem zugleich dienen als treffliche und erläuternde Beispiele zu den oben erwähnten drei Bildungsstufen. Sehen wir nämlich auch davon ab daß hier wieder die Kugelgestalt als Document erster Bestrebung zu individueller organischer Gestaltung sich kund giebt, so ist die Dunstmasse selbst als primitive flüssige Substanz ein Beleg zu dem zweiten Bildungsgesetze und endlich dürfen wir nur die mannichfaltigen einzelnen krystallinischen Gestaltungen fester herabgefallener Meteormassen erwägen und wir erkennen wie gerade in dieser erstarrten Form, eben weil sie eine spätere ist, durch ihre nun auch größere Mannichfaltigkeit innerer Gestaltung, zugleich eine Bestätigung und Erläuterung des dritten obigen Bildungsgesetzes erscheinen muß. — Wie indeß in großen Welterscheinungen jene Bildungsgesetze mannichfaltig sich bewähren so mögen wir auch im Kleinen unter tausendfältigen oft dem unbewaffneten Auge für immer unsichtbar bleibenden Bildungsvorgängen erwägen welche wir wollen, und immer werden wir denselben Gesetzen begegnen. Das einfache Phänomen des Wassertropfens hat mir in dieser Beziehung schon oft zu den mannichfaltigsten und bedeutungsvollsten Betrachtungen Anlaß gegeben. In ihm nämlich erkennen wir eines jener Urphänomene deren Erwägung mir stets von großem Gewicht erschienen ist, denn wurde ein solches Urphänomen einmal richtig gefaßt und gedeutet so muß

nothwendig aus ihm das Verstehen unzähliger andrer Erscheinungen hervorgehen. Nun ist aber das Urphänomen d. i. die einfachste primitive Erscheinung einer gewissen Reihe, erst alsdann für uns klar, wenn wir zur Anschauung, oder richtiger (weil es durch die Vernunft geschieht) zur Vernehmung seines innern bedingenden Gesetzes, d. i. seines Urbildes, seiner Idee gelangt sind, denn erst unter dieser Bedingung kann die Gleichung desselben mit unserm eignen ebenfalls aus selbstbewußter Idee und dem Phänomenen der Leiblichkeit hervorgehenden Dasein mit Beruhigung empfunden werden. So etwa sagen wir von einem Menschen auch nicht daß wir ihn kennen und näher verstehen, wenn wir die äußere Form seiner Erscheinung aufgefaßt haben, sondern wir fordern dazu daß uns die seine Erscheinung bedingende Idee, d. i. sein inneres Seelenleben vernehmbar geworden sei. Auf diese Weise wird daher Alles was bei andern secundären Naturerscheinungen Erklären oder Verstehenlernen genannt wird, zu nichts anderm als zu einem Zurückführen derselben auf jenes in seiner Einfachheit vernommene Urphänomen und sie sind dann deutlich weil dieses seinem Urwesen nach vernehmlich war. — Was also den Wassertropfen betrifft, so soll er uns wichtig sein da in ihm jenes merkwürdige organische Element des reinsten Tropfbarflüssigen in einfachster Form der Individualisirung sich sinnlich darstellt; und — ist es denn etwa nicht wunderbar! ich reiße eine noch so geringe Menge dieses Flüssigen von anderm ihm gleichen Flüssigen oder oon der Berührung mit festern Körpern los, kurz ich isolire sie indem ich sie in möglichst leeren Raume schweben lasse; und sogleich erwacht in die-

ser Menge von durchaus unbestimmter aber in's Unendliche bestimmbarer Begränzung, das alles Seiende durchdringende Lebensprinzip, die Idee der Einheit bethätigt sich in ihr durch Beziehung ihrer gesammten Masse auf ein Centrum, und da diese Beziehung in der durchaus gleichförmigen Masse nothwendig überall dieselbe ist, so entsteht sofort diejenige Gestalt deren Durchmesser oder Radien überall unter sich vollkommen gleich sind, d. i. die Kugel, und, diese Wassermenge, — nun Tropfen — hat den ersten Schritt zur Organisation gethan, bleibt aber ohne weitere Anregung auf dieser Stufe festgebannt und gehemmt, denn die in ihr lebendig gewordene Idee ist nicht mächtig genug ihre Erscheinung mit irgend einer Stätigkeit gegen den rastlosen Zug der Elemente zu behaupten. Ueberhaupt wäre ein wahrhaft isolirt ruhender Wassertropfen eigentlich nur zu denken im Weltraum, da wo die Anziehungs-Sphären zweier Weltkörper sich das Gleichgewicht hielten, etwa gleich dem der Legende nach freischwebenden Mahometssarge, welcher durch gleiche gewaltige Magnete im freien Luftraume gehalten werden sollte, denn darin zeigt sich stets das Herrschen des Mächtigern über das Schwächere, daß letzteres von ersterem fortwährend angezogen und bei dieser Anziehung nothwendig in seinem Wesen modificirt werden muß. So können wir daher bei unsren Betrachtungen nur den Tropfen wie er durch die Luft fällt, oder wie er auf festen Körpern haftet (dann aber freilich allezeit in seiner Form schon einigermaßen geändert) zum Gegenstande nehmen. Und doch sind auch so noch manche nicht unwichtige Beobachtungen an dieser Wasserkugel welche wir wohl

ein Prototyp oder Vorbild aller primitiven organischen Bildung nennen könnten, anzustellen. Denn wie wir unter alten Mährchen so manche Geschichten von Zauberringen finden, welche so oder so gedreht ihre Besitzer bald sichtbar bald unsichtbar machen konnten, so ist es der Fall mit der irgend ein individuales Phänomen bedingenden Idee, welche so oder so gewendet bald gewisse Erscheinungen hervortreten, bald sie wieder verschwinden läßt, und zwar so verschwinden, daß ein Dasein, ja ein nichts destoweniger immerfort herrschend sein des eben jene Erscheinungen bedingenden Grundes, von irgend einem sich nur an's Sinnliche haltenden Menschen wohl geradezu geläugnet werden müßte. Was also das Wasser betrifft, so schwebt über demselben als Vorbild seines Seins oder als geistiges Urbild, ein Gesetz in welchem auch die Eigenthümlichkeit einer festen unter gewissen Bedingungen hervortretenden Gestaltung bestimmt ist. Wir nennen aber ein solches Hervortreten einer früher unsichtbaren, festen, durch inneres Gesetz bestimmten Gestalt aus dem Flüssigen — Krystallisiren, und erkennen dasselbe als einen der merkwürdigsten Vorgänge, als einen Vorgang, eine That, durch welche ursprünglich alles was in beharrender fester Gestalt uns erscheint, mag es Stein oder Pflanze, Erd- oder Thierleib genannt werden, bedingt ist. Du magst mir daher nur um so eher erlauben daß ich Dir über die Krystallisationserscheinung des Wassertropfens meine Gedanken ausführlich vorlege, da diesen einfachen Bildungsvorgang recht begreifen, eigentlich alles Bildungleben begreifen heißt. Denn, wie es sattsam bekannt ist daß unter den Pflanzen manche nur ein-

mal aufschießen um sogleich nach beendigter Samenbildung ihren Lebenscyclus zu beschließen und zu sterben (Du magst nur an Pilze und manche einjährige Pflanzen denken!) während andere fortwährend, und namentlich mit jedem Erdumlaufe um die Sonne, ihre Bildungen durch immer neue Wiederholungen der ersten Samen- oder Knospenform, durch neue Blatt- und Blüthenknospen vermehren und neuen Lebenskreislauf beginnen, so verhält es sich eigentlich mit den organischen Bildungen überhaupt. — Einige, möchte ich sagen, zeigen das Leben, das Einleiben der Idee in die Natur, nur in der ersten Potenz d. i. ohne alle Wiederholung ihrer anfänglichen Bildung, andere wiederholen dieses Einleben oder Darleben der Idee mehrfältig und erheben es zur zweiten, dritten, ja in den höheren Formen zur unendlichmaligen Potenz, um so ein Leben darzustellen welches durch immer größere Mannichfaltigkeit innerhalb der innern Einheit zu einer deutlichern Wiederspiegelung der unendlichen Mannichfaltigkeit des großen kosmischen Lebens wird. — Nun! eben die Bildung welche in Folge eines einmaligen Lebensaktes entsteht, dann aber nicht weiter schreitet, dieser Organismus in erster Potenz, dessen Leben mit dem ersten Einleben des urbildlichen Sein's in das Werdende (d. i. in die Natur) erlischt, dies ist es was den reinen Begriff des Krystalles giebt. Denn das Wort Krystall kommt von dem Worte κρυω, welches Gerrinnen, aus Flüssigem Festwerden, und also eben jenen ersten Bildungsakt mit dem alle organische Gestaltung beginnen muß, bezeichnet. Es ergiebt sich dann freilich daß wir hiernach den Begriff des Krystalls etwas weiter müssen ausdehnen

lernen als bisher der Gebrauch war, denn wie schon bei den Griechen das Wort κρυω eben so vom Gerinnen der Milch als vom Krystallisiren des Wassers oder Gefrieren gebräuchlich war, so werden wir späterhin allerdings gewahr werden daß manche einfachere unter den gewöhnlich ausschließend organisch genannten und eine gewisse Selbstständigkeit behauptenden Körpern gänzlich in den Bereich dieses Begriffes gehören. — Doch nun zurück zu unsren Metamorphosen des Wassertropfens! — Klingt es denn aber nicht wirklich wie eine wunderbare Mythe, wenn man erzählt: es schwebt durch die Luft eine krystallhelle Kugel des reinsten tropfbar Flüssigen; in ihr waltet ein geheimer Zug zur festen Gestaltung welcher bestrebt ist die geometrisch elementaren Theilungen der Kugel entschieden zu verwirklichen. So lange elektrische Spannung zwischen verschiedenen Theilen des Planetensystems welche wir Wärme nennen diese Wasserkugel in höherem Grade durchdringt gelingt es ihr nicht ihr Streben zu individueller Bildung zu befriedigen; sinkt dagegen jene Spannung bis auf einen gewissen Grad, so löst sich auch jenes Band des Allebens einigermaßen und das Einzelleben gewinnt Kraft sich hervorzuheben. Alsdann ist es wo die geheimnißvollen Wirkungen erwachen, das Maaß der Kugel, nämlich einer ihrer größten Kreise, reißt die nun unbeweglich d. i. starr werdende Wassermasse der Kugel in seine Ebene, und in dieser Kreisfläche ordnet wieder das ihr selbst einwohnende Maaß d. i. der Halbmesser, welcher allemal den Umfang dieser Fläche genau in sechs Theile zerfällt, das Erstarrende nach der Richtung des Sechsecks. So geschieht es denn höchst wunderbar daß das was vor kurzem als helle und

flüssige Wasserkugel in der Luft schwebte, nun durch Kälte krystallinisch geronnen, plötzlich als fester sechsstrahliger Wasserstern weiterschwebt, bis endlich erneuerte Durchdringung des Sterns mit elektrischer Strahlung der Wärme, mittels rückschreitender Metamorphose die elementarflüssige Wasserkugel wieder hervorruft, den festen Stern zum sphärischen Tropfen umwandelt. — Gewiß es ist von der äußersten Wichtigkeit solche einfache Vorgänge mit aller Kraft des Geistes und anhaltend zu betrachten; denn wie Plato einmal gar bedeutungsvoll sagt: daß alle Philosophie anfange mit dem Bewundern d. i. mit dem Ergriffensein des Menschen von dem Wunderbaren im großen Räthsel der Welt und des menschlichen Daseins, so fängt auch alle philosophische Naturforschung nothwendig an mit der tiefen Empfindung des Wunderbaren im einfachsten Vorgange des Lebens, und gerade durch dieses bewundernde Gefühl, durch diese Ehrfurcht vor dem Mysterium in den einfachsten primitiven Erscheinungen unsres eignen innersten Lebens, entsteht dann die Liebe die uns zur Erforschung immer neuere Seiten des unendlichen Lebens der Welt hinzieht, — aber aus der Befriedigung dieser Liebe erwächst uns endlich das Glück, das innere Genügen, welches eben so den ächten Philosophen als den wahren Naturforscher durchdringen und gegen die Pfeile des gewöhnlichen Lebens stählen wird. — Wer hingegen diesen Weg vom Einfachen zum Mannichfaltigen verläßt und sich im Naturbetrachten sogleich an die combinirtesten Erscheinungen wenden, ja oft dieselben durch künstliche Experimente und Zusammenstellungen noch mehr zu verwirren versucht, der beklage sich dann nicht wenn ihm seine For-

schungen fortwährend ein klares beruhigendes Resultat versagen, und wenn die fortwährende Zerstreuung ja ich möchte sagen Zerklüftung seiner Bestrebungen ihn selbst mit innerer bleibender quälender Unlust erfüllen muß.

V.

Gedichte aus den Bergen,

von

Dr. Mises.

1.

Ich 'sitz' auf dem Berge,
Den Blick unverwandt,
Das Auge ist König
Vom ganzen Land.

Ihm Unterthanen
Die Hügel und See'n;
Die Lüfte, die Boten,
Sie kommen und gehn.

Im Thale liegt Nebel,
Schläft menschliche Noth;
Am Berge, im Herzen,
Wacht's Morgenroth.

Gedanken tummeln
Hervor sich wild,
Und schweifen und jagen
Durch das Gefild,

Und springen wie Gemsen
Von Stein zu Stein,
Und fliegen wie Vögel
In's Blaue hinein;

Und fliegen hinüber
Ueber die Wand
Am Horizonte
In's Heimathsland;

Und lassen sich nieder
Auf schneeweißen Flaum,
Und bringen der Liebsten
Den schönsten Traum.

2.
Das Edelweiß.

Die Blumen in dem Thale
Sind jedem gleich zur Hand;
Die Blumen und die Dirnen
Mag pflücken und umzwirnen
Da unten jeder Fant.

Auch's rothe Alpenröslein
Wohl mancher steckt am Hut.
Die Senn'rin ist nicht spröde,
Ist nur der Bub' nicht blöde
Und hat er muntern Muth.

Doch eine Blume weiß ich,
Die hat wohl höhern Preis;
Die wächst auf höchster Spitzen,
Wo nur die Adler sitzen,
Das ist das Edelweiß.

Wer die sich will gewinnen,
Muß kühner Steiger sein;

Sich über'n Abgrund bücken;
Die Blume will ich pflücken
Der hohen Herrin mein.

3.

Des Schnee'es weiße Mütze
Bedeckt des Berges Spitze;
Darunter dunkelgrün
Ein Band die Tannen ziehn.

Im Grünen ganz gemüthlich
Die Kühe thun sich gütlich;
Es hüpft die junge Geis
Und knuspert an dem Reis.

Und auf des Berges Mitte
Steht eine kleine Hütte,
Von Holze schlecht erbaut,
Davor ein Beet mit Kraut;

Da sitzt die alte Mutter,
Macht täglich Käs und Butter;
Der Sohn ist auf der Freit
Im Dorf, es ist nicht weit.

Wie ich's heut hier erfahren,
War's schon vor hundert Jahren,
Im Land bringt jeder Tag
Neu' Volk und neue Plag'.

4.

Rings ruht die grüne Alpenhut,
Rauscht grüner Wald, springt frische Fluth,
Im Wald und Quell, was rauscht und schäumt,
Hab's in der Hütte mitgeträumt.

Der Morgen kommt, vom Berge rollt
Die Sonn' herab ihr erstes Gold;
Der Senne von dem Lager springt;
Das Alphorn klingt, der Finke singt;

Frisch auf, frisch auf, bin auch dabei!
Der Tag ist jung, die Lust ist neu!
Die Bergluft ruft: zieh aus! hinaus!
Weiß noch manch schönes Alpenhaus.

5.

Die Welle wie träge,
Die Lüfte wie schwül,
Wie staubig die Wege;
Nur Schenken das Ziel.

Die Dirnen hier unten
Gefallen mir nicht,
Die Kurzen und Runden
Mit breitem Gesicht.

Wie anders springet
Dort oben der Quell;
Manch Glöcklein klinget
Dort wunderhell;

Es weht durch die Zweige,
Es weht durch die Brust,
Wie höher ich steige,
Steigt höher die Lust;

Und steigt bis zur Spitzen,
Da will ich stehn;
Da will ich sitzen
Bei der Sennerin schön.

6.

Droben wo man konnte senden
Rings den Blick nach allen Enden,
Stand ich, für die weitre Reise
Auszusuchen mir die Gleise.

Ach was lagen da für Seeen;
Wohl nach allen mocht ich gehen;
Was für schöne Bergesspitzen,
Wohl auf allen mocht ich sitzen.

Theilte ein die Tag' und Stunden,
Hatt' es richtig ausgefunden,
Wie ich alles wollt' beschreiten,
Heim noch sein bei rechten Zeiten.

Doch die Stunden, Tage gehen;
War bei keiner noch der Seeen,
War auf keiner noch der Spitzen,
Blieb in enger Hütte sitzen.

Ja die Seeen wohl die blauen
Konnt ich von dem Berge schauen,

Und für See und Berg die Stunden
Waren leichtlich aufgefunden;

Doch nicht schau'n konnt ich des braunen
Mädchens Augen, Mädchens Launen;
Und berechnen nicht die Stunden
Die sie mich hier hat gebunden.

7.

Adje, lieb' Dirnel, und gieb mir 'ne Hand,
Und schenk' mir vom Hute dein grünes Band,
Giebst noch einen Kuß mir mit auf den Weg,
Wird frisch mir's Herz auf dem felsigen Steg.

„Viel Glück auf die Reise, da habt ihr die Hand,
Doch selber behalt ich mein grünes Band,
Auch stünd's euch schlecht zu dem blassen Gesicht,
Und eure Küsse, die mag ich nicht."

Lieb Dirnel, ich bringe Dir für dein Band
Den schönsten Strauß von der Felsenwand,
Und für den Kuß, sag selber an,
Was wär dir lieb, ich will dir's fahn.

„Hei seht doch, wie die Gems' dort springt,
Wenn ihr die Gems' mir eben fingt,
Geb ich euch Band und Kuß noch drein;
Nun macht, sonst holt ihr sie nicht ein."

8.

Nun gehts auf den verwunschnen Berg;
Habt ihr, Frau Wirthin an die Zwerg'
Was droben zu bestellen? —
„Behüt mich Gott, nehmt euch in Acht;
In ihrer Wirthschaft hergebracht
Ist's, Reisende zu prellen."

Die Sorg', Frau Wirthin, thut von euch,
Ich war schon in der Zwerge Reich,
Umsonst ward ich tractiret:
Was ihr von ihnen eben spracht,
Das haben sie von euch gesagt,
Mein Beutel hats gespüret.

9.

Wir fuhren auf dem See,
Der See war dunkelblau,
Der Mond stieg in die Höh,
Die Luft war lind und lau.

Das Schiff fuhr langsam hin;
Gar still ein Jedes saß,
Weil Jed's in seinem Sinn
Was Andres wohl ermaß.

Der denket in die Fern'
Wohl an die Liebste sein,
Dran dacht ich auch wohl gern,
Doch nannt ich keine mein.

Dem kehrte wohl zurück
Im fremden schönen Land
Der Jugend heimisch Glück,
Das hab ich nie gekannt.

Deß Antlitz hat gelacht;
Die schönste Melodie
Bracht ihm wohl diese Nacht.
Ach das geschah mir nie.

So fuhr ich auf dem See,
Von seiner Pracht gedrückt;
Ach, selbst des Herzens Weh
Hätt' heute mich beglückt.

10.
Das Kötschachthal.

Dort, wo die Kötschach brauset,
Der alte Berggeist hauset,
Der Geist war Menschen scheu,
Ihn selber siehst du nimmer
Im öden Felsgetrümmer,
Doch seine Spur stets neu.

Am langen Thales Ende
Erheben sich die Wände
Des hohen Tischlkar;
Da liegt sein weißes Bette,
Ein Schmuck der Bergeskette
Schon viele tausend Jahr.

Wenn lang' der Frühling glänzet
Und Hügel lachend kränzet,
So schlummert er noch fest,

Doch, steigt der Sommer nieder,
Regt er die Riesenglieder,
Geweckt vom lauen West.

Das giebt ein mächtig Tönen,
Das Thal, die Berge dröhnen,
Die Deck' wirft er zurück,
Die stürzet als Lawine
Herab in's Thal, in's grüne,
Mit manchem Felsenstück.

Er sprengt des Frostes Klammern,
Da öffnen sich die Kammern
Des Gletschers, und heraus
Bricht seine Silberherde,
Sich sehnend nach der Erde
Aus ihrem kalten Haus.

Froh, daß sie nichts mehr zwinget,
Vom Berg herab gleich springet
Die weiße muntre Schaar;
Sie schäumen und sie spritzen
Und alle Wände glitzen
Am stolzen Tischlkar.

Von einem Fels zum andern
Beginnt er jetzt zu wandern,
Du hörst nicht seinen Schritt,
Hörst nur die Kötschach grollen
Wenn Felsentrümmer rollen
Herab von seinem Tritt.

Du siehst nicht seine Mienen,
Siehst nur die Wälder grünen,
Wie er sie angeschaut;
Ob dir auch nichts geschähe,
Dran fühlst du seine Nähe,
Wie es der Seele graut.

Er will, du sollst ihn meiden,
Mag nicht den Menschen leiden
In seiner Freuden Kreis;
Nur einem einzgen Sennen
Will er die Stätte gönnen,
Der nichts vom Geiste weiß.

11.
Der Königsee.

Gar stille ruht der Königsee;
Rings ragen Felsen in die Höh,
Da ist nicht Platz für Hirt noch Heerden,
So einsam ist kein Ort auf Erden.

Still wie im See war's in der Brust,
Es schwieg der Gram, es schwieg die Lust,
Nur heimliche Gedanken zogen
Hindurch, wie durch den See die Wogen.

Da zu ermuntern das Gemüth
Die Schiffer heben an ein Lied
Und rufen auf des Seees Mitte
Das Echo an nach alter Sitte.

Das Schiff flog eilend seine Bahn,
Wohl rudern starke Arme dran;
Was will dabei die Maid, die feine,
Die abseits sitzt dort und alleine.

Sie rudert emsig und gewandt;
Doch Stärke, sieht man, fehlt der Hand;
Wohl könnten ihre Wangen blühen,
Doch sind sie bleich von schweren Mühen.

Im Schiffe war manch schönes Weib,
Getauscht hätt' jed' mit ihrem Leib,
Nicht künden's ihre edeln Mienen,
Daß sie geboren sei zu dienen.

Ist, Alter, ist das euer Kind,
Die dort so traurig sitzt dahint,
Und stimmt nicht ein in Red' und Singen,
So schönem Mund müßt's wohl gelingen.

„Nicht, Herr, mein Kind ist diese Magd;
Und weß sie sei, Gott sei's geklagt,
Das konnten nimmer wir erkunden;
Als Kind am See ward sie gefunden.

Wir haben Gut's an ihr gethan,
Zur Arbeit hielten wir sie an,
Doch mag sie uns nur wenig nützen,
Ihr seht das schwache Ding ja sitzen.

Viel Redens ist nicht ihre Art, —
He, Mary, munter auf der Fahrt!
Und willst von Schloß und Prinzen träumen
Mußt doch das Rudern nicht versäumen."

12.

Noch nie hat mir die Seele
Ein Bild so sehr erbaut,
Als das, was ich geschaut,
Wie ich's euch jetzt erzähle.

Im Lande der Citronen
Ging ich in einer Schlucht;

Dort in des Felsens Bucht,
Ein Steinmetz mochte wohnen.

Im Grünen Dante's Büste
Auf hohem Sockel stand;
Gar wohl war mir bekannt
Der Züge ernst Gerüste.

Der sang den Tod der Seele,
Deß Bild steht stumm von Stein;
Doch drauf ein Vögelein
Sang laut aus voller Kehle

Ein Lied, wohl möcht ich's wissen; —
Dabei ein Kindlein schlief
Den Schlaf, der noch nicht tief,
Auf eines Grabsteins Kissen.

VI.

Literaturblätter.

1.

Deutsche Lyris und Wilhelm Müller.

Von

Dr. Mises.

Wilhelm Müller starb im J. 1827; er ist todt; er ist wirklich todt; man kennt und nennt ihn nicht mehr. Seine lyrischen Spaziergänge wurden mir vom Verleger als Maculatur geschenkt, weil sich niemand mehr in ihnen ergehen mochte; und selbst unsre Kritiker erwähnen ihn kaum noch, die doch so oft Gelegenheit hätten, junge Dichter an ihm zu messen oder zu ihm in die Schule zu schicken, wenn diese in der leichten Gattung unbeholfen Versuche wagen, da sie ja doch bei Göthe nicht Alles lernen können. Sonderbar, daß man, während man im gewöhnlichen Leben das Maß stets kleiner nimmt, als das zu Messende, im Geistigen umgekehrt verfährt. Nach Göthe, Schiller, Rückert, Heine, Uhland, mißt man Alles; freilich sind es vortreffliche Maßstäbe; aber es sind Feld- und Meilenmaße; und wo hätten wir eine so gute Elle für leichte Waare als W. Müller.

Die Deutschen vergessen sonst nicht leicht Verdienste, die sie einmal anerkannt haben; ihr Gedächtniß gleicht ihren Bibliotheken, aus denen nie ein Buch wieder verschwindet, was einmal darin Platz genommen; ja es behält denselben um so sicherer, je älter und unbrauchbarer es wird. Ihren Opitz, Bodmer, Uz, Gleim, Geßner, Hagedorn, Ramler, Klopstock, lesen sie zwar auch nicht mehr, denn die, welche letzteren noch gelesen haben, sterben von Jahr zu Jahr mehr aus; aber ihr Andenken blüht darum nur um so schöner, und ihr Ruhm bleibt nur um so unbestrittener. Sie sind und bleiben unsere Klassiker, die man nicht vergessen darf, auch nachdem schon alles lebendige Interesse an ihnen erloschen ist. Müller steht uns näher, hat Freude und Leid lebend und dichtend noch mit uns getheilt, seine Laune und Leichtigkeit wäre niemand dienlicher als den Deutschen; warum wird er dennoch vergessen? —

Erklärlich scheint es mir durch folgende Gründe: Paßt auch der Zopf und Puder der genannten Dichter nicht mehr zum heutigen Geschmack, vielleicht sogar zu keinem: sie stehen am Anfange unserer Literatur, die man ja doch nicht gleich mit Schiller und Göthe beginnen kann, obschon sie freilich Manche mit letzterem nicht blos anfangen sondern auch schließen. Auf jene mußten zu ihrer Zeit die Deutschen stolz sein, wenn sie überhaupt auf jemand stolz sein wollten; zu Müllers Zeit waren sie stolz genug, auf ihn nicht mehr stolz zu sein zu brauchen. Jene waren die Vorläufer der Zeit, die es eben wegen ihres Vorsprungs bequem hatten, Müller nur ein rascher Beiläufer einer noch rascher fliegenden Zeit. Sie haben

uns die Thüren des Tempels der Poesie geöffnet; wir sind hineingegangen und haben uns anbetend vor einigen Göttern und Götzen niedergeworfen, neben denen wir nun keine anderen mehr anerkennen wollen, aber wir schämen uns nun so undankbar zu sein, jene, welche uns eingeführt haben, selbst auszuschließen; wir ehren sie durch die obersten, freilich zugleich uns entbehrlichsten, Plätze, die wir ihren Büsten, Portraits und Schriften in unsern Bibliotheken anweisen; die Ehrfurcht vor ihnen wird jedem schon in der Schule eingeprägt, und läßt sich dann nie mehr ganz verwischen.

Müller aber hat zur Blütenzeit der deutschen Poesie mit geblüht, nicht ein Pistill, das in der Mitte ragend, den Samen der folgenden Zeit in sich schließt, sondern ein Blatt aus einer Blumenkrone, was abfallend der Vergessenheit verfällt, ein munter aber am Tage fliegender Leuchtkäfer, dessen Licht im Glanze der Sonne oder der Sonnen, die den Tag beherrschen, erlischt. Als er lebte, war der deutsche Jüngling viel zu sehr beschäftigt, Schillers Laura zu declamiren, und der deutsche Kenner, Göthes Faust zu commentiren, und Beide, die Schlacht, wer von ihnen König sein solle, auszufechten, als daß sie sich um Müller, der sich seitwärts vom Kampfplatz mit Handwerksgesellen und Trinkern umhertrieb, sehr ernsthaft hätten kümmern sollen. War doch sogar Deutschland ganz erstaunt, als es nach Göthes Tode plötzlich fand, daß es noch einen großen Dichter habe, den es bei Göthes Lebzeiten ganz vergessen, ich meine Rückert. Wer übrigens auch Notiz von Müller nahm, der fand ja doch, daß er weder Göthe, noch Schiller war; es gab aber

eine Zeit lang nur Göthe und Schiller, und die etwas sein wollten, mußten Stücke von ihnen sein.

Ein anderer, obschon sehr äußerlicher, Grund ist doch gewiß nicht einflußlos. Es ist der, daß unser Dichter Müller, Wilhelm Müller, heißt und sich dadurch verliert in der Zunft der übrigen unzähligen Wilhelme und Müller, die Jahr aus Jahr ein zum täglichen Brode der deutschen Literatur beitragen. Wer kann einen Müller von allen andern Müllern unterscheiden; die Vornamen steuern der Verwirrung nicht, sondern befördern sie noch durch ihre Wiederkehr, und genug hat man zu thun, die lebenden Müller zu merken und zu sondern, wie soll man auch der Todten noch gedenken. Am gerathensten wäre es sicher für die schreibenden Müller, ihre Namen wie die Fürsten Reuß in fortlaufender Reihenfolge zu numeriren; auch einen Karl XII. und Gregor VII. unterscheidet und behält man ja leicht im Gedächtniß. Allerdings dem Geschichtschreiber Johannes v. Müller ist es gut gelungen, den Nachtheil seines Namens zu überwinden; schon der Hals des Wörtchens v o n macht ihn um einen Kopf größer als die andern; er bleibt nun immer der große Johannes v. Müller, das Muster der Geschichtschreiber, den man schon nicht mehr zu lesen braucht, um ihn bewundern, oder, wenn man das Gegentheil bei großen Männern liebt, verketzern zu können, weil seine Bewunderung einmal deutsches Gemeingut geworden ist. Aber einen um so schlimmeren Stand haben nun alle andern Müller. Wie weit besser hatten es M a t t h i s s o n, S a l i s, K o s e g a r t e n; die halbe Elegie, die schon in ihren Namen liegt, erspart ihnen eine halbe in ihren Gedichten; ihr Name

reicht beinahe hin, ihnen einen Namen zu machen. Wie viel aber hat ein Müller zu thun, die Prosa und Gemeinheit seines Namens wieder gut zu machen. Hätten jene Wilhelm, Traugott, Karl Müller geheißen, wer wüßte wohl noch etwas von ihnen, aber so schöne Namen, wie sie führen, lassen sich ja gar nicht wieder vergessen.

Jedoch ein dritter Grund ist wohl der wichtigste. Wenn das Schwere und selbst Schwerfällige in Johannes von Müllers Styl und Gedanken und das Elegische in den Gedichten der oben Genannten unläugbar mit dazu beigetragen hat, ihren Namen Bahn unter den selbst schweren und kopfhängerischen Deutschen zu brechen, so ist wohl erklärlich, daß die entgegengesetzten Eigenschaften bei Wilhelm Müller auch eine entgegengesetzte Wirkung gehabt haben. Mit den Wölfen muß man heulen und diese Wölfe sind die Deutschen. Was nicht melancholisch und tiefsinnig ist, ist ihnen nicht recht, wenigstens muß etwas Melancholie und Tiefsinn dabei sein. „Ich kann wohl manchmal singen, als ob ich lustig sei, doch heimlich Thränen dringen, da wird das Herz mir frei;" das ist so recht aus der Seele der Deutschen gesprochen, das gefällt ihnen; alle ihre anerkannten Lyriker haben, wenn sie überhaupt den Ton der Lust anschlagen, was selten genug ist, auf diese Weise gesungen: Uhland, Kerner, Heine, Chamisso, Eichendorf und wie sie alle heißen, und jedes so gesungene Lied trifft und klingt wieder im deutschen Herzen; aber das Singen eines Dichters nicht als ob er lustig sei, sondern aus Lust, findet keinen oder nur einen halben Anklang bei ihnen, weil eine rein lustige Seite in ihrer Seele gar nicht vorhanden ist. Gewiß

auch das hat beigetragen, daß Rückert so lange keinen Eingang gefunden, weil er nicht trübselig genug ist, und nur durch ihre Trauerspiele, nicht durch ihre Lustspiele sind unsere besten Dichter populär geworden. Die Deutschen wollen wohl Blumen, aber Blumen auf Gräbern, Ruinen, an Wassern, ihre Lust soll elegisch und tief sein; Müllers Lust ist aber blos lustig und hat keinen Grund als sich selber; sein Schmerz ist nur eine Laune, seine Liebe eine Tändelei. Seine Poesie ist ein leicht und seicht hinlaufender Bach, durchscheinend bis auf den Grund und einladend mit ihm fortzulaufen durch blumige Strecken; nach verborgnen Schätzen kann man nicht darin wühlen, wie in Göthes theilweis dunkler und tiefer Poesie, noch in seiner Tiefe den ganzen Leib baden; er giebt nur einen frischen Trunk auf einem heiteren Spaziergange. Das Füllen der Fröhlichkeit springt bei ihm ungesattelt und ungezäumt herum auf grünen Wiesen; sein Einfall ist ihm seine Regel. Die Deutschen haben dieß Füllen wohl auch, nur sitzt noch ein schwerer Reiter von Gelehrsamkeit, Philosophie, kurz irgend etwas Schwerfälliges, Nützliches, Gründliches darauf, welcher das Füllen nöthigt, im langsamen Schritte zu gehn und es bald steif reitet. Sie haben sich zu Müllers Zeit wohl auch an seinem freien Wander-Schritt und Lied ergötzt, aber da sie auf dem Rücken des leichten Wanderers kein schweres Ränzel wahrgenommen, worin etwas stecke, ihn doch zuletzt für einen Habenichts gehalten, mit dem dauernde Freundschaft zu schließen begabten Leuten nicht wohl anstehe. So ist Müller durch seine Zeit durchgeschritten, ohne daß man ihn irgends zu dauernder Einkehr eingeladen Er

ist fort; man singt ihm sein sangbares Lied nach und denkt des Sängers selbst nicht mehr.

Der Hauptfehler von Müller ist, daß er uns gar nichts zu rathen aufgiebt; bei einem Gedichte Pfizers läßt sich doch etwas denken und in einem Gedichte Platens geht man oft ganz in Betrachtungen auf. Was aber giebt es bei Müller zu betrachten und zu studiren. Man findet, daß die poetischen Lieblingswerke der Deutschen alle etwas an sich haben woraus man nicht recht klug werden kann; es sind alles Berge mit etwas hinter dem Berge, was gewöhnlich in Nebel liegt, so daß jeder etwas anderes dahinter suchen kann. Kaum dulden sie den Vorzug der Klarheit, weil freilich Klarheit und Tiefe selten beisammen sind. Hamlet ist darum ein Lieblingsstück der Deutschen, weil jeder seine eigne Lampe in dessen Dunkelheit setzen kann und Göthes Faust brauchte zu seinen übrigen außerordentlichen Vorzügen blos noch den einzigen mehr zu haben, daß das, was mit dem Ganzen und dem Einzelnen in Bezug zum Ganzen gesagt sein soll, sich unmittelbar klar ausspräche, und mit der Anschaulichkeit, die eigentlich der Poesie Beruf ist den Ideen zu verleihen, jedem aufdrängte, so würde er aufhören das Lieblingswerk der Deutschen zu sein, die ein Werk mehr schätzen, in das sie etwas hineintragen, als aus dem sie etwas heraustragen können; und die meinen, die Tiefe der Poesie bestehe vielmehr darin, daß man zu Tage liegende Schätze in den Brunnen versenkt, als daß man sie aus dem Brunnen herausholt. Der kluge Göthe, der seine Leute kannte, hat dieß immer vortrefflich zu benutzen gewußt: der Quell seiner Poesie ist

am klarsten, wo er am reichlichsten fließt, aber er trübt ihn sofort, wo derselbe seichter zu fließen anfängt; weil er weiß, daß der Deutsche schließen wird: wenn schon die klaren Stellen so tief sind, wie tief müssen es erst die sein, wo man keinen Grund sieht. Beispiel: die Wanderjahre nach den Lehrjahren; der zweite Theil des Faust nach dem ersten. Ein Gedicht soll aber doch nichts anderes, als ein Auszug aus der Natur sein, worin das, was in der Natur durch das Eingreifen fremder Sphären gestört, getrennt, verdeckt, verworren, mit Fremdartigem verwachsen erscheint, sorgsam herausgeschält, in seinem eigenthümlichen Zusammenhange oder seinen Folgen dem Auge rein und klar hingestellt wird. Es soll einen wissenschaftlichen Commentar entbehrlich machen, aber nicht selbst einen solchen brauchen; sonst gleicht es einem Tanzmeister, dem man die Füße setzen muß. Wenn freilich die Ausleger einen finstern Sack loben, weil sie ihre eigene Weisheit darin zu Markte bringen können, so wird doch ein Beutel voll sorgsam gezählten und gewognen Goldes, den der Dichter jedem in die Tasche steckt, viel mehr werth sein, und ich behaupte, daß in einer Poesie, in der man vielerlei finden kann, im Grunde nichts von allem diesen enthalten ist, selbst das nicht, was der Dichter bezweckt hat. —

Müllers Lieder sind freilich weder das Höchste noch das Tiefste der Poesie; aber die Poesie besteht ja nicht blos aus dem Höchsten und Tiefsten, und es kann etwas weder das Eine noch das Andere, und doch ganz poetisch sein. Das grüne Leben wie es ist in seiner Regsamkeit und Frische, spielend mit sich selbst, unwissend höherer

Beziehungen, tieferer Bedeutungen, will so gut seinen poetischen Ausdruck haben, als das vertiefte und erhöhte Lebensgefühl, und hat ihn in Müllers Liedern mit einer, noch von keinem Deutschen übertroffenen, Unmittelbarkeit gefunden. Weder Heines unheimlicher Herzensspuk und reiche Romantik, noch Göthe's Kraft, die Gegenstände von Außen nach Innen bis zum Mittelpunkte wärmend zu durchdringen, noch Uhlands Weise, die Spalten wie die kleinsten Ritzen der Seele mit lebendigem Grün zu durchwachsen, sind in Müller zu finden; er fährt blos wie ein bald neckender, bald erquickender, Wind über die Oberfläche der Gegenstände hin, aber willkommen jeder offnen, sangeslustigen Brust, die, um zu singen, den Athem nicht erst mühsam zusammen suchen, sondern athmend singen und singend athmen will. Wenig Lieder sind sangbarer und häufiger componirt, als die von Müller; der beste Beweis, daß sie aus der Brust kommen, deren natürlicher Ausweg die Kehle ist. Andere viel schönere Gedichte, die nur aus dem Hirn kommen, gehen auch durch die Augen nur wieder zum Hirn und wenn sie gesungen werden, so ist es am Fortepiano vor einer klatschenden Gesellschaft, nicht das Reiselied auf der Reise, das Trinklied zum Trunke, wohin sie doch gehören. Müllers Lieder werden nicht mehr gelesen; aber sie werden überall gesungen, sie sind bekannter als Müller selbst; denn wie heutzutage das Singen betrieben wird, kümmert sich freilich der Sänger sogar kaum um das Lied, viel weniger um den Dichter; und es ist ein alltäglicher Fall, daß er wenn er, die Noten mit Text nicht bei der Hand hat, zwar die Melodie, aber nicht das

Gedicht, d. h. nicht, was sie ausdrückt, weiß. Daher kommt Müllern die Popularität seiner Lieder wenig zu Statten; und ich brauchte von vielen blos den ersten Vers, den doch jeder im Gedächtniß zu behalten pflegt, herzusetzen, so würden viele meiner Leser sagen: „ach ist das Lied von Müller!"

Müllers Lieder würden wegen ihrer Sangbarkeit noch mehr geschätzt und verbreitet sein, wenn der Deutsche selbst mehr zum eigentlichen Gesange aufgelegt wäre; aber sein gewiß reicher Gefühlsquell ist zugleich so tief und ruhig, daß er nicht leicht durch die Kehle überschwillt. Unter Müllers Liedern finden sich gar viele, die sich recht eigentlich zu Volksliedern eignen; die gewissermaßen den Ton als Flügel brauchen, und ohne ihn matt liegen bleiben; aber unser Volk singt nun eben nicht. Aus wahrem innern Drange singt der deutsche Mann nicht leicht anders als wenn er zu viel oder doch viel getrunken, und das deutsche Mädchen nicht anders, als wenn sie Sommerabends im Mondschein vor der Thüre sitzt; das sind Lagen, in denen sie ihr Gefühl nicht mehr bemeistern können; im Uebrigen fühlen sie ohne zu singen und singen ohne zu fühlen. Der gemeine Mann singt gar nicht, denn was man manchmal von ihm hört, verdient diesen Namen nicht. Die Gebildeten singen freilich, aber nicht um zu singen, sondern zeitlebens nur um sich im Singen zu üben; fast aller Gesang in Deutschland ist nichts, als eine solche Uebung, und ein Produciren, wie weit man es in dieser Uebung gebracht hat, wobei das Gefühl als ein Accidenz und Verschönerungsmittel des Singens freisich nicht fehlen darf, vielmehr dringend und von Nie-

mand mehr als dem Deutschen begehrt wird; während es ihm kaum je beikommt, das Singen zum Accidenz des Gefühls zu machen; er verlangt, daß man die Natur zur Nachtigall sperre, statt die Nachtigall in der Natur zu suchen. — Uebrigens haben die Deutschen außer W. Müller allerdings noch manche andere sangbare Dichter; ja sie sind im Ganzen nicht arm daran; nur sind gerade ihre ersten Dichter nicht zugleich auch immer die sangbarsten. Schiller hat, so viel mir eben von seinen Gedichten beifällt, nur zwei componible geliefert: „der Eichwald brauset, die Wolken ziehn," und: „Ach aus dieses Thales Gründen." Von Rückert, dem Reichen, dem tief Gemüthvollen, dem nach allen Richtungen hin Unerschöpflichen, ist doch fast nichts componibel. Warum aber? Ich glaube den Grund im Folgenden zu finden:

Gesang ist wie Tanz nur der Ausdruck eines bewegten oder wogenden Gefühls von einer gewissen Intensität. Das Gefühl theilt seine bewegende Kraft dem ganzen Geiste mit, ist aber ein Ueberfluß daran vorhanden, welcher nicht vom Geiste verbraucht werden kann, so fließt er auf die körperlichen Organe über und setzt diese in eine dem Gefühle selbst adäquate Bewegung, woher es kommt, daß Leute von wenig geistigem Gehalt oft schon bei der schwächsten Gemüthsbewegung in Singen oder Tanzen ausbrechen, weil ihr Geist den erhaltenen Anstoß nicht erschöpft.

Außerdem liegen manche Gefühle dem Körperlichen näher als andere; wie alle, die, ohne selbst rein materiell zu sein, doch von sinnlichen Einwirkungen unmittelbar abhängig sind; diese brauchen nicht erst durch den ganzen

Geist durchzuwirken, um die körperliche Bewegung anzuregen, sondern wirken durch wenigere Mittelglieder, daher ungeschwächter auf sie ein. Deshalb reizt nichts mehr zum Singen und Tanzen, als das Gefühl körperlichen Wohlbehagens, deshalb sind Wein- und Reiselieder fast die sangbarsten von allen. In allen Fällen aber ist fortgesetzte Bewegung des Gefühls nicht nur nöthig, den Gesang anzuregen, sondern auch zu unterhalten.

Daher ist kein Gedicht sangbar, in welchem ein lebendiges Gefühl erst als Resultat des Ganzen hervorgeht, in welchem der Totaleindruck sich aus Elementen zusammensetzt oder sich allmälich entwickelt, in welchem das Gefühl erst geboren wird, und nicht gleich von vorn herein da ist; denn erst das geborne Kind kann seine Glieder regen und seine Stimme hören lassen. Rückerts meiste und schönste Gedichte pflanzen das Gefühl nicht schon in Blättern und Blüten entwickelt in das Gemüth ein, sondern stecken es wie einen quellenden Kern, der sich nun erst im Gemüth entwickelt; sein Lied fängt oft erst an, wenn seine Worte zu Ende sind; Müllers Lied fängt mit der ersten Zeile an, und ist auch freilich mit der letzten Zeile zu Ende.

Die Gegenstände, welche Müller am liebsten zum Thema seiner Lieder macht, sind die Liebe, der Schmerz, die Freude, die Behaglichkeit und Thätigkeit eines wandernden Handwerkers, Musikanten, Schäfers, Jägers, Zechers. Freilich hat Müller nicht einmal versucht, diesen ein ideales Gewand umzuhängen; vergebens sucht man einen Göthischen Fischer, ein Heinisches Fischermädchen, einen Uhlandschen Schmidt darunter; sein Mül-

lerknecht hat nur einen gewöhnlichen Sonntagsrock an und sein Zecher nicht undeutlich eine rothe Nase. Was sich in Müllers Liedern darstellt, ist nur das Alltägliche, Gewöhnliche, aber es stellt sich mit einer, wenigstens unter den Deutschen nicht alltäglichen Munterkeit, Ungezwungenheit und Frische dar, welche nicht verfehlt, den gleichen Eindruck im Gemüthe dessen zu reproduciren, dem die Anlage dazu noch nicht erstorben ist. Die Poesie ist freilich mächtigerer Leistungen fähig, aber diejenige Poesie, welche diese größern Leistungen hervorbringt, ist nicht zugleich fähig, diese kleinen zu vollbringen, die doch auch nicht nur berechtigt, sondern selbst gefordert sind. Denn die Poesie soll für jeden etwas haben, etwas für seinen Standpunkt Verständliches, Wahres, Förderndes; und so würden für manche Altersstufe, manchen Stand, manche Stimmung, manche Umgebung Müllers Lieder mehr werth seyn, als Göthes und Uhlands und Rückerts, wenn gleich dieses Alter, dieser Stand, diese Stimmung selbst noch auf einer tiefern Stufe stehen, als die, welchen jene genügen.

Indem ich die Handwerkslieder Müllers durchgehe, fällt mir die Frage ein, worin es liegt, daß nur gewisse Handwerke und Beschäftigungen einer poetischen Auffassung fähig sind, andre nicht. Es scheint, daß man Schuhe, Kleider und Bücher im Reiche der Poesie gar nicht braucht, denn ein Schuster, Schneider und Gelehrter würden, wo sie sich nur darin blicken lassen, gehöhnt und gemißhandelt, dagegen Schäfer, Fischer, Schiffer, Bergleute, Müller, Jäger fast mit Königen gleichen Rang haben. Man erkennt leicht, daß alle Handwerker, die in

der Natur und an der Natur arbeiten, von der Poesie, die trotz ihres Namens Kunst ja eigentlich nur der unsichtbare Geist der Natur ist, den wir unter manchen Bildern anbeten, gern gesehen sind, alle Stubenhocker dagegen, welche, sei es nun Leder, Lappen oder Ideen zuschneiden, von ihr verachtet und gehänselt werden. Sie macht in dieser Hinsicht sogar feine und interessante Unterschiede. Ein herumziehender Fiedler, der in Dorfschenken und unter freiem Himmel aufspielt, eine Dirne oder ein junger Bursch, die ihren Waldgesang singen, sind ihr willkommne Musikanten; ja man hört blos solche Musik in ihrem Reiche; von einem Stadtmusikus, einer Kammersängerin, einem Conzert von Flöten und Geigen, die doch alle der Poesie den Hof machen, mag sie nichts wissen. Selbst der Bettler, dessen Obdach ein Baum ist, ist poetisch, wenn seine Lumpen nicht gar zu unreinlich sind. Freilich kommt es noch auf Mehreres an. Alles Träge und Kriechende ist der Poesie verhaßt, weil in der Natur selbst nur das Gemeine und Faule kriecht oder still steht. Daher ist der Fuhrmann nur halb poetisch, weil er gar zu schneckenähnlich mit seinem Wagen fortzieht, der Postillon aber ganz poetisch, der rasch in die Weite fliegt, freilich auch deßhalb, weil jener nur Waaren, dieser aber uns selbst fährt, und er würde es noch mehr sein, wenn nicht seine Livree an den Mangel seiner Freiheit erinnerte. Dem Schäfer verzeiht die Poesie seine Trägheit nur deshalb, weil er so ununterscheidbar zur Natur zu gehören scheint, wie etwa ein Bach, ein Baum oder die Heerde selbst; übrigens sind es doch auch mehr die etwas anders beschaffenen Schäfer aus dem Alter-

thume, als die aus unsern jetzigen hochveredelten Schäfereien, welchen die Poesie hold ist. Der Schmidt ist poetisch, weil er mit zwei Elementen, dem Eisen und Feuer verkehrt, weil seine Producte meist wieder zum Verkehr mit der Natur dienen, und weil er bei seiner Arbeit mächtig ausholt und zuschlägt; den Uhrmacher, der das durch die Kunst schon ter Natur Entfremdete durch neue Zusammensetzung und Verfeinerung ihr noch ferner rückt, kennt aber die Poesie nicht einmal dem Namen nach. Eines der schlechtesten Objecte der Poesie ist jedenfalls ihr Subject, der Dichter selbst in seinem Thun und Treiben, auch sogar wenn er in der Natur herumgeht oder herumsitzt und die schönsten Sträußer aus Blumen, Sonnen und Wonnen flicht. Die Dichtkunst will Gestalten von anschaulicher Lebendigkeit und Eigenthümlichkeit, des Dichters Leben ist aber nicht an ihm, sondern in ihm spürbar, er erscheint äußerlich nur als ein fauler Müssiggänger mit Frack und Weste wie andere Stadt-Leute. Ein Bänkelsänger ist daher viel poetischer, als ein Dichter, weil in ihm die Lebendigkeit mehr äußerlich zu Tage liegt. Aber das Innere des Dichters, diese lebendige Natur in der Natur, worin es quillt und wogt und strebt und blitzt, vermag sich gar wohl poetisch herauszustellen; ich kanns nicht besser beweisen als durch folgenden Anfang eines Rückertschen Gedichtes.

Es ist kein Stand auf Erden,
Er reizt des Dichters Neid:
Der Schäfer bei den Heerden
Ist eine Herrlichkeit.

Der Jäger in den Wäldern
Ist vollends eine Lust.
Den Landmann in den Feldern
Trag ich in meiner Brust.

Der Schnitter, der die Halmen
Vom Feld nach Hause bringt,
Der Priester, der die Psalmen
Für die Gemeinde singt.

Der Bergmann mit der Zither
Bewegt das Gold im Schacht.
Zu Roß der kühne Ritter
Bewegt sich in der Schlacht.

Der Schiffer in dem Nachen
Schwebt auf der klaren Fluth.
Der Wächter hat zu wachen
Vom Thurm, wenn alles ruht. u. s. w.

Noch folgende Bemerkung fällt mir bei Müllers Handwerksliedern ein. Gemeiniglich haben Handwerkslieder etwas Hergebrachtes. In den Müllerliedern wird in der Regel jemand gefoppt; den poetischen Müllerstöchtern ist nicht über den Weg zu trauen und auch unser Müllerscher Müller hat das erfahren müssen; dem Jäger schwebt immer das lichte Bild vor; dem Schäfer wird immer gar zu weh und entweder sieht er den Berg herauf oder herunter; und der Fischer ersäuft regelmäßig zuletzt. Dieß liegt nun wohl theils in der Natur dieser Handwerke selbst, theils in Göthe, der diese Natur gut aufgefaßt hat, und durch den die Deutschen nun ihrerseits die Natur wieder gut aufzufassen sich bemühen.

Zum Belege mögen z. B. folgende Stellen aus Schäferliedern von Müller hier stehen.

Schaust Du herab vom Berge
Wohl in der dunkeln Nacht, (Wanderlieder
Tief unten brennt ein Feuer, I. 114.)
Wo Dein Geliebter wacht.

Gehüllt in meinen Mantel,
Den Spieß an's Herz gedrückt, (Wanderlieder
Schau ich empor zum Berge I. 116.)
Und träume mich beglückt.

Wenn auf dem höchsten Fels ich steh',
In's tiefe Thal hernieder seh', (Wanderlieder
Und singe — II. 3.)

Wie man in den Handwerksliedern Müllers nirgends unter dem Kittel einen verkleideten Philosophen suchen darf, so ist auch in seinen zahlreichen Weinliedern nicht versucht, dem Wein eine edlere Bedeutung abzugewinnen, als daß er gut schmeckt und den Menschen lustig macht. Deshalb werden aber auch diese Lieder einem wahren Weintrinker immer am willkommensten sein, weil man, man mag über den Wein sagen, was man will, doch beim Trinken selbst immer nur diese beiden Entzwecke zu haben pflegt. Wenn ein Trinker fest sitzt und sich ganz behaglich in seinem Genusse fühlt, so greife er zum Gesange nur nach Müllers Liedern; hat er es vorher blos unbewußt gefühlt, daß die ganze Welt doch nichts gegen eine Flasche guten Wein's sei, so wird er es hier mit Gründen ausgesprochen finden, wie sie nur eben sein

müssen, um einen, der eben im Rausch ist, auf das Genügendste zu überzeugen. Man kann freilich noch ganz andere und bessere Dinge im Wein finden, als Müller hineingelegt hat, und es wird daher auch noch andere und schönere Weinlieder geben können; nur wird nicht jeder Trinker Lust haben sie zu singen.

Was einen großen Theil von Müllers Liedern besonders auszeichnet, ist eine Art naiver Pointe, die sich darin findet, aber mehr kitzelt als sticht. Man kann Müllers Liedersammlung mit einem schwärmenden Bienenstocke vergleichen, einem leichten Volke, was nur im heitern Tage fliegt, nur von Blumen Honig nippt und keine Früchte einträgt, und jedes Bienchen hat neben dem Honigrüssel noch einen kleinen Stachel, nur keinen so bösen. Am selbstständigsten hat sich das Talent zu solchen Pointen in seinen lyrischen Spaziergängen hervorgethan, worin sich die vortrefflichsten Epigramme finden, freilich auch darunter spielige und gesuchte. Wo alles zur Spitze geschnitten werden soll, schneidet man ja auch wohl einmal die Spitze selbst weg. Auch in seinen eigentlich lyrischen Gedichten artet nicht selten die Tändelei in Spielerei aus, ja manche darunter sind fast blos läppisch. Dafür sind manche von Schiller blos schwülstig, manche von Göthe fast blos trivial, manche von Heine fast blos unsauber, und manche von Uhland überhaupt gar schwach.

Vielleicht mehr Ruf noch als durch seine übrigen Lieder, die ich, als die Mehrzahl bildend, bisher hauptsächlich im Auge gehabt, hat übrigens Müller durch seine Griechenlieder erworben; ja wo man ihn noch nennt, nennt man ihn gewöhnlich als den Sänger derselben.

Ich finde diese Lieder sehr sinnreich; allein ich läugne nicht, daß Lieder im Charakter eines Volkes außerhalb des Volks über nicht selbst erlebte Thaten gedichtet, mir doch im glücklichsten Falle nur erscheinen wie Portraits nach Beschreibungen entworfen. Was auch der Maler für Kunst aufwenden möge, doch ist man überzeugt, sie seien nicht getroffen. Als einen andern Beleg hierzu will ich Stieglitz anführen; als ein Beispiel dagegen indeß will ich Rückert gelten lassen.

2.
Studien über Diderot.

Von

Karl Rosenkranz.

Es dauert lange, bevor ein großer Mann nach seiner ganzen Bedeutung begriffen wird. Diderot gehört, wie ich schon bei einer frühern Gelegenheit auseinandergesetzt habe*), zu den Naturen, die erst jetzt ihrem höheren Verständniß reif werden. Karl Mager in seiner Geschichte der französischen Nationalliteratur, Schlosser, obwohl er zu sehr da, wo er in ihm nicht gerade Waffen für seinen Vossianismus findet, den Schwätzer in ihm sieht, in dem zweiten Theil seiner Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts, haben so eben Diderot diejenige Gerechtigkeit widerfahren lassen, die ihm wahrhaft gebührt. Hegel hat schon in der Phänomenologie des Geistes in dem Abschnitt, der von der Bildung des sich entfremdeten Geistes handelt und die geistreiche Zerrissenheit, die sich im Aus-

*) Vgl. Dioskuren, herausg. v. Mundt, Bd. I. S. 67 flgd.

sprechen ihrer Zustände zu befriedigen sucht, mit den ergreifendsten Zügen schildert, beständig den damals gerade erschienenen Dialog von Rameau's Neffen im Auge gehabt und einige Stellen daraus wörtlich eingeflochten. Lerminier hat in seinem Werke de l'influence de la philosophie du XVIII siècle sur la legislation et la sociabilité du XIXme, chap. IX eine brillante, von Mager hochgestellte Schilderung Diderots gegeben. Aber Lerminier selbst stellt die von St. Beuve, critiques et portraits littéraires II, 1832, p. 119 — 169 als die trefflichste hin. Lange schon mit Diderot beschäftigt, aber durch tausendfache andere Arbeit immer von ihm zurückgeworfen, erlaube ich mir, als Weiterführung des früheren Aufsatzes und mit dem Vorbehalt noch fernerer Mittheilungen über diesen Stoff eine Uebersetzung des St. Beuve'schen Portraits zu geben. Man glaube nicht, daß dies überflüssig sei, denn in Deutschland ist diese Charakteristik, die so sehr bekannt zu sein verdient, kaum dem Namen nach einheimisch. St. Beuve schreibt sehr durchdacht, geräth aber in seinem Streben nach Periodicität zuweilen in solche Einschachtelung von Satz in Satz, daß öfter eine Vereinfachung nöthig wurde. Auch wird er im Streben nach prägnanter Individualisirung mitunter bis an die Grenze der Affectation geführt. Nichts destoweniger bleibt seine Arbeit eine ganz außerordentliche, mit der sich zu befreunden es sich gewiß lohnt und die ich in unsere Literatur, welche mit der französischen jetzt ein Dioskurenwechselleben angesponnen hat, einzuführen mir zur Ehre rechne.

Von großen Schriftstellern habe ich immer die Correspondenzen, Unterhaltungen, Einfälle, alle Einzelheiten des Charakters und der Sitten, mit Einem Wort, die Biographie, geliebt; besonders wenn eine solche vergleichende Biographie noch von keinem Anderen entworfen ist und man sie noch auf seine eigene Rechnung zu gestalten hat. Man schließt sich auf ein paar Wochen mit den Schriften eines berühmten Todten, eines Dichters oder Philosophen, ein; man studirt ihn, kommt immer auf ihn zurück, befragt ihn in völligster Muße: er muß uns Stand halten. Es ist beinahe so, als brächte man vierzehn Tage auf dem Lande zu, um das Portrait oder die Büste eines Byron, Scott oder Goethe zu verfertigen. Nur ist man mit seinem Modell bequemer daran. Die vertrauliche Nähe fordert freilich etwas mehr Aufmerksamkeit, gewährt aber dafür auch mehr Familiarität. Jeder Zug fügt sich an Ort und Stelle ein und nimmt in der Physiognomie, die man zu reproduciren versucht, von selbst Platz, wie im Rahmen einer schönen Nacht jeder allmälig dem Blick erscheinende Stern auf seinem Punct leuchtet. Dem flachen, unbestimmten, allgemeinen Typus des ersten Ueberblicks mischt und incorporirt sich stufenweise eine individuelle, scharfe, mehr und mehr betonte, lebenstrahlende Realität. Man fühlt die Aehnlichkeit entstehen. Der Tag, der Augenblick, wo man den familiären Tic, das offenbarungsreiche Lächeln ergriffen hat, den unerklärbaren Riß, die geheime, schmerzliche Narbe, die sich umsonst unter den schon dünngesäeten Haaren verbirgt, — in diesem Moment geht die Analyse in der Schöpfung unter: das Bild spricht und lebt, man hat den Menschen gefunden. Diese

Gattung stiller Studien wird immer Vergnügen machen und für das, was ein lebendiges und reines Gefühl daraus schöpfen kann, wird immer Raum sein. Geschmack und Kunst werden stets auch den kürzesten und individuellsten Werken Dauer und angemessenes Dasein verleihen, wenn sie, sollten sie auch nur einen beschränkten Theil der Natur und des Lebens ausdrücken, mit jenem diamantenen Siegel der Einzigkeit bezeichnet sind, dessen Stempel man von vornherein erkennt, das sich unveränderlich, keiner Vervollkommnung fähig, durch die Jahrhunderte hin überliefert und das zu erklären oder nachzumachen man sich vergeblich bemühen würde. Die Revolutionen erschüttern die Völker und lassen die Könige wie Mohnhäupter fallen; die Wissenschaften vergrößern sich, thürmen sich auf; die Philosophieen erschöpfen sich; aber die kleinste, im Gehirn des Menschen einst aufgeknospete Perle, ist sie anders nicht durch die Zeit und die Barbaren verloren gegangen, glänzt noch heute wie in der Stunde ihrer Geburt. Man kann morgen ganz Aegypten und ganz Indien entdecken und im Herzen der alten Religionen lesen, die Ode Horazens an Lykoris wird darum nicht mehr nicht weniger eine der Perlen sein, von denen wir sprechen. Wissenschaft, Philosophie, Religion, mit ihren Tiefen, ihren oft unermeßlichen Abgründen, stehen daneben. Was thut das? Sie, die durchsichtige, einmal geborene Perle, erblickt sich fest auf der Höhe ihres Felsens an dem Ufer, welches diesen unaufhörlich bewegten und veränderten Ocean beherrscht. Nach jedem Sturm strahlt sie der Sonne feuchter, krystallklarer entgegen. Damit soll nicht gesagt sein, daß die Perle und der Ocean,

aus dem sie einst hervorging, nicht durch viele tiefe und geheimnißvolle Beziehungen verbunden wären, oder, mit andern Worten, daß die Kunst von der Philosophie, von der Wissenschaft und den sie umgebenden Revolutionen unabhängig sei. O nein! Jedes Meer giebt seine Perlen; jedes Klima reift und färbt sie verschieden; die Muscheln des Persischen Golfs sind nicht die von Island. Nur hat die Kunst in der Kraft der ihr eigenen Zeugung etwas Fertiges, Abgeschlossenes, das in einem gegebenen Augenblick hervorbringt und dessen Frucht nicht stirbt. Kein Niveau verändert, keine Woge vergrößert es; man kann es nicht nach Gewicht oder Elle messen und mitten in den schnellsten Strömen organisirt es eine Anzahl von großen und kleinen, deren beste und auserwählteste, einmal den Wellen enthoben, nie wieder dahin zurückkehren können. Das muß die Künstler trösten und aufrechthalten, die in stürmische Tage geworfen sind. Sie können immer etwas hervorbringen; wenig oder viel, das Wesentliche ist, daß dies Etwas das Beste sei und in irgend einem Winkel das sorgfältig eingegrabene Merkzeichen der Ewigkeit an sich trage. Dies mußten wir sagen, bevor wir uns für die literarische Kritik dem besonderen Studium der Kunst und der aufmerksamen Prüfung der großen Individuen der Vergangenheit hingaben. Es scheint uns, als wenn ungeachtet des Lärms und der Bewegung der Welt ein Portrait von Regnier, Boileau, Lafontaine, André Chenier, eines jener Männer, die zu aller Zeit selten ihres Gleichen haben, auch heute noch so wenig ein kindisches Unternehmen wäre, als vor einem Jahr. Indem wir diesmal Diderot, den Philosophen und Künstler, zu unserem Gegenstand

machen, indem wir uns in seine anziehende Nähe begeben, ihn sprechen sehen und in den vertrautesten Stunden seine Gedanken vernehmen, so haben wir außer der Bekanntschaft mit einem großen Mann noch den Gewinn, das traurige Schauspiel der uns umgebenden Welt, so viel Elend und Drang in den Massen, eine so wüste Kälte, einen so verzehrenden Egoismus in den höheren Klassen, die Regierungen ohne Ideen, ohne Größe, heldenmüthige Nationen, die man hinopfert, den unersetzlichen Verlust des Vaterlandsgefühls, den Rückfall der Religion in die Arena, von wo aus sie die Welt zu überwinden hat, und die stets trübere Zukunft, die ein Ufer birgt, das immer noch nicht erscheinen will, dies Alles auf einige Tage zu vergessen.

So war es nicht gerade zur Zeit Diderots. Das Werk der Zerstörung begann damals in den philosophischen und politischen Theorieen sich lebhaft zu entwickeln. Der Zweck schien trotz der Schwierigkeiten des Augenblicks einfach. Die Hindernisse waren scharf gesondert. Mit erstaunlicher Uebereinstimmung, mit eben so nahen als unendlichen Hoffnungen stürmte man vorwärts. Diderot, so verschieden aufgefaßt, ist von allen Männern des achtzehnten Jahrhunderts der, in welchem die philosophische Empörung mit ihren bedeutendsten Charakteren sich am Vollständigsten zusammennimmt. Mit der Politik beschäftigte er sich wenig und überließ sie an Montesquieu, Jean Jacques und Raynal. Aber in der Philosophie war er gewissermaßen die Seele und das Organ des Jahrhunderts, der vorzugsweise dirigirende Theoretiker. Jean Jacques war Spiritualist und auf Augenblicke eine Art

calvinistischer Socianer. Er verläugnete Kunst, Wissenschaft, Industrie, Vervollkommnung. In allen diesen Rücksichten stieß er mehr mit seinem Jahrhundert zusammen, als daß er es in sich spiegelte. In gar manchem Betracht war er in dieser leichtfertigen, materialistischen, von ihrer eigenen Aufklärung geblendeten Gesellschaft eine Ausnahme. D'Alembert war klug, umsichtig, nüchtern und mäßig in seinen Behauptungen, schwach und furchtsam von Charakter, skeptisch in Allem, was über die Geometrie hinausging, mit doppelter Rede, einer für das Publicum und einer für das Privatleben, ein Philosoph aus Fontenelles Schule, wogegen das achtzehnte Jahrhundert die Kühnheit auf der Stirn trug, die Indiscretion auf der Lippe, den Glauben im Unglauben, und, ausgelassen im Reden, Wahrheit und Irrthum mit vollen Händen spendete. Büffon fehlte es nicht am Zutrauen zu sich und seinen Ideen, aber er verschwendete sie nicht. Er bearbeitete sie im Stillen und theilte sie nur von Zeit zu Zeit in einer prachtvollen Form mit, deren Glanz in seinen Augen das siegreiche Verdienst war. Das achtzehnte Jahrhundert gilt mit Recht für fruchtbar an Ideen, für umgänglich und thatfertig. Es war Allen Alles und verschmähete das Hauskleid nicht. Hatte es sich im warmen Eifer der Rede, wenn es im Salon für oder gegen Gott sprach, zu sehr erhitzt, so machte sich das gute Jahrhundert wahrhaftig nichts daraus, seine Perücke abzunehmen, und sie, wie der Abbé Galiani, über die Lehne eines Armstuhls aufzuhängen. Condillac, wegen seiner subtilen und scharfsinnigen Analysen seit seinem Tode so oft belobt, lebte nicht im Herzen seiner Epoche und stellt

durchaus nicht die Fülle, die Bewegung, die Gährung derselben dar. Einige berühmte Männer citirten ihn mit Auszeichnung, andere zollten ihm eine ziemlich dünne Achtung. Kurz, man beschäftigte sich wenig mit ihm und er hatte gar keinen Einfluß. Er starb einsam, von einer Art Marasmus ergriffen, den die Vergessenheit erzeugte. Beurtheilt man die Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts nach Condillac, so entscheidet man sich im Voraus, sie in einer armseligen Psychologie beengt zu finden. Was man auch daraus mache, sie war mehr als dies. Cabanis und Herr v. Tracy haben selbst auf ihre Verbindung mit Condorcet mit rednerischer Vorsicht hingewiesen. Was aber die metaphysischen Begriffe von Grund und Zweck, Substanz und Ursach, so wie die physiologischen der Organisation und Sensibilität anbetrifft, so hängen sie weit enger mit Condorcet, mit Holbach und Diderot zusammen; über diese Räthsel ist Condillac stumm und über sie gerade verzehrte sich die Wißbegier seines Jahrhunderts. Voltaire war ein unermüdlicher Anführer, von einer bewundernswerthen Gewandtheit im Handeln; in diesem Sinn war er praktischer Philosoph, aber es kümmerte ihn wenig, eine Metaphysik zu construiren oder auch nur die damalige ihrem Umfang nach in sich aufzunehmen. Er hielt sich an das Klarste, stürzte sich in den Drang, faßte den rechten Punkt und verlor keinen seiner Streiche, indem er Götter und Menschen aus der Ferne, wie ein Parther, mit seinen sausenden Pfeilen zerfleischte. In der unerbittlichen Laune seines gesunden Menschenverstandes ging er sogar bis zum leichten Spott über die Arbeiten seiner Epoche, durch welche Chemie und Physiologie

die Mysterien der Zeugung aufzuklären suchten. Nächst der Leibnitzischen Theodicee schienen ihm die Aale Needhams eine der drolligsten Einbildungen, die man nur haben kann. Das philosophische Vermögen des Jahrhunderts bedurfte daher zu seiner Individualisirung eines Kopfes, der zum Auffassen geduldiger und ernster war als der Voltairesche, eines weniger engen und ausgedörrten Gehirns als Condillac. Er mußte mehr Ueberfluß, mehr frisches Leben und gediegene Erhebung besitzen als Büffon, mehr Weite und entscheidende Kraft als d'Alembert, eine enthusiastische Sympathie für die Wissenschaften, die Industrie und die Künste, wie Rousseau sie nicht hatte. Diderot war dieser Mensch; Diderot, eine reiche und üppige Natur, allen Keimen zugänglich und sie in seinem Busen befruchtend, sie fast wie im Zufall durch eine unmittelbar thätige und verworrene Kraft umwandelnd; eine ungeheure, kochende Form, wo Alles brodelt und gährt; die damals am meisten encyklopädische Capacität, aber eine gewaltsame Capacität, verschlingend und belebend zugleich, Alles versengend, was in sie fällt und es in Flammenströmen, auch wohl Rauchsäulen, wieder nach Außen entsendend; Diderot, von einer Strumpfmaschine, die er auseinander legt und beschreibt, übergehend zu den Schmelztiegeln von Holbach und Rouelle, zu den Betrachtungen von Bordau; wenn er will, den Menschen und seine Sinne ebenso geschickt zerlegend als Condillac und das sprödeste Haarfädchen verdoppelnd, ohne es zu zerbrechen, mit einem Mal wieder in den Schooß des Seins, des Raums, der Natur sich versenkend und in der geometrischen Metaphysik aus vollem Holz einige große Splitter hauend, einige

erhabene und lichtvolle Seiten schreibend, welche Malebranche und Leibnitz mit Stolz hätten unterzeichnen können, wären sie nicht Christen gewesen; ein Geist voll Kühnheit und Conjectur, wechselnd zwischen That und Traum, sich wiegend auf einem majestätischen Egoismus, gut bis in seine Unordnung hinein, ein wenig mystisch in seiner Ungläubigkeit und dem, wie seinem Jahrhundert, um Harmonie zu haben, nichts fehlte, als ein göttlicher Strahl, ein fiat lux, eine ordnende Idee, ein Gott.

So mußte im achtzehnten Jahrhundert der Mann gemacht sein, der in der Werkstatt der Philosophen den Vorsitz führen sollte, das Haupt der noch ungeschulten Denker, der die Macht hatte, sie zu Volontairen zu organisiren, sie freimüthig zu necken, sie durch seine hinreißende Wärme zur Verschwörung gegen die noch bestehende Ordnung aufzuregen. Zwischen Voltaire, Büffon, Rousseau und von Holbach, zwischen den Chemikern und Schöngeistern, zwischen den Geometern, Mechanikern und Literatoren, zwischen diesen letztern und den Künstlern, Bildhauern oder Malern, zwischen den Vertheidigern des alten Geschmacks und den Neuerern, wie Sédaine, war Diderot das Band. Er war es, der sie am besten alle zusammen und jeden für sich verstand, der sie aufs wohlwollendste schätzte, und sie aufs Behaglichste in seinem Herzen trug, der, mit dem Minimum von Personalität und Hinsicht auf sich, aufs gefälligste sich von einem zum andern begab. Er war also am besten geeignet, das lebendige Centrum, der Zapfen des Wirbels zu sein und den Bund mit Eintracht, Begeisterung und etwas Tumultuarischem, Großartigen im Gang zum Angriff zu führen.

Der Kopf hoch und ein wenig kahl, die Stirn weit, die Schläfe offen, das Auge voll Feuer oder feucht von einer großen Thräne, der Hals nackt und wie er sagt, aufgeknöpft, der Rücken gut und rund, die Arme der Zukunft entgegengestreckt; ein Gemisch von Größe und Trivialität, von Emphase und Naturell, von stürmischem Aufbrausen und menschlichem Mitgefühl: so wie er war, nicht, wie Falconet und Vanloo ihn verderbt hatten, stelle ich ihn mir in der theoretischen Entfaltung des Jahrhunderts vor, ein würdiger Vorgänger jener Männer der That, die mit ihm Familienähnlichkeit haben, jener Häupter einer ohne Hochmuth aufsteigenden Verwandtschaft, von einem mit Unreinheit befleckten Heroismus, ruhmvoll trotz ihrer Laster, riesenhaft im Handgemenge, im Grunde besser als ihr Leben: Mirabeau, Danton, Kleber.

Denis Diderot war zu Langres im October 1713 geboren. Sein Vater war Messerschmidt. Seit zwei Jahrhunderten vererbte sich dies Handwerk in der Familie mit den bescheidenen Tugenden, der Frömmigkeit, dem Sinn und der Ehrbarkeit der alten Zeit. Der junge Diderot war das älteste der Kinder und anfänglich dem geistlichen Stande bestimmt, um einem Oheim, der Canonicus war, im Amte nachzufolgen. Frühzeitig brachte man ihn zu den Jesuiten der Stadt, wo er reißende Fortschritte machte. Diese ersten Jahre, dies Familien- und Kindheitsleben, die er sich gern zurückrief und an mehreren Stellen in seinen Schriften geheiligt hat, hinterließen in seinem Gefühl tiefe Eindrücke. Zu Grandval 1760 bei dem Baron von Holbach, getheilt zwischen der verführerischsten Gesellschaft und den Arbeiten der alten Philosophie, die er für

die Encyklopädie redigirte, kamen ihm diese Umstände in den Geist zurück, so daß er Thränen vergoß. Träumerisch verfolgte er den Lauf seiner „trüben und krümmungvollen Landsmännin" der Marne, die er dort unter seinen Augen wieder fand, am Fuß der Hügel von Chonevière und Champigny. Sein Herz schwamm in Erinnerungen und er schrieb seiner Freundin, der Demoiselle Voland: „Einer der süßesten Augenblicke meines Lebens war vor dreißig Jahren, ich denke daran als wär' es gestern gewesen, als mein Vater mich vom Collegium kommen sah, die Arme mit den Preisgeschenken beladen, die ich gewonnen hatte, die Schultern mit Kränzen belastet, die man mir zuerkannt hatte und die, zu breit für meine Stirn, über meinen Kopf gerutscht waren. Wie er mich von Weitem erblickte, ließ er seine Arbeit, kam vor die Thür und fing an zu weinen. Das ist etwas Kostbares, einen wohlhabenden und strengen Mann weinen zu sehen." Madame v. Vandeul, Diderots einzige und so geliebte Tochter, hat uns mehrere Anekdoten aus der Kindheit ihres Vaters hinterlassen, die wir nicht wiederholen wollen und welche alle von der Lebhaftigkeit der Eindrücke, von dem Uebermuth und dem gutmüthigen Leichtsinn dieser jungen, frühreifen Natur Zeugniß ablegen. Unter den großen Männern des achtzehnten Jahrhunderts hat Diderot das Eigene, eine Familie besessen zu haben, eine durchaus bürgerliche Familie, die er zärtlich liebte und um die er sich mit Hingebung, Herzlichkeit und Theilnahme bekümmerte. Modephilosoph und ein berühmter Mann, hatte er immer noch seinen guten Vater, den Schmid, wie er sagte, seinen Bruder den Abbé, seine haushälterische Schwester,

seine theure kleine Tochter Angelica; er sprach von ihnen allen köstlich und ruhete nicht eher, als bis er seinen Freund Grimm nach Langres geschickt hatte, seinen alten Vater zu umarmen. Bei Jean Jacques, d'Alembert, dem Grafen von Büffon, oder bei diesem nämlichen Herrn von Grimm oder Herrn Arouet von Voltaire habe ich durchaus keinen ähnlichen Zug gesehen.

Die Jesuiten suchten Diderot an sich zu ketten. Er hatte eine Ader voll glühender Andacht. Gegen das zwölfte Jahr bekam er die Tonsur. Eines Tags versuchte man sogar ihn von Langres zu entführen, um bequemer über ihn gebieten zu können. Dies kleine Ereigniß bestimmte seinen Vater, ihn nach Paris zu bringen, in das Collegium von Arcourt. Der junge Diderot zeigte sich hier als einen guten Schüler und besonders als einen trefflichen Cameraden. Man erzählt, daß er mit dem Abbé von Bernis damals mehr als einmal im Wirthshaus die Person zu sechs Sous speiste. Als er seine Studien beendet hatte, trat er bei einem Procurator, Herrn Clement von Ris, seinem Landsmann, ein, das Recht und die Gesetze zu studiren, was ihn jedoch bald langweilte. Dieser Widerwille gegen die Chicane überwarf ihn mit seinem Vater, der das Bedürfniß fühlte, ein so leidenschaftliches Naturell durch Studium zu zügeln und zu kasteien und der in ihn drang, entweder irgend einen Stand zu wählen oder unter das väterliche Dach zurückzukehren. Aber der junge Diderot fühlte schon seine Kräfte und ein unwiderstehlicher Beruf entriß ihn den gewöhnlichen Wegen. Er wagte es, diesem guten Vater, den er verehrte, ungehorsam zu sein und allein, ohne Anhalt, entzweiet mit

seiner Familie, obschon ihn die Mutter von Zeit zu Zeit unter der Hand unterstützte, auf den Tag eingemiethet und täglich zu sechs Sous speisend, so versucht er es, sich für seine Studien eine unabhängige Existenz zu gründen. Die Geometrie und das Griechische beschäftigen ihn leidenschaftlich und er träumt vom Ruhm des Theaters. Unterdessen waren ihm alle Arten von Arbeit recht, die sich ihm darboten. Das Metier eines Journalisten, wie wir es kennen, bestand damals noch nicht, sonst wär' es das seinige gewesen. Eines Tags trug ihm ein Missionar sechs Predigten für die Portugiesischen Colonieen auf und er verfertigte sie. Er versuchte es als Hauslehrer bei den Söhnen eines reichen Financiers, aber dies Leben voller Unterwürfigkeit war ihm schon nach drei Monaten unerträglich. Seine sicherste Hülfsquelle war der Unterricht in der Mathematik. Er lernte selbst, indem er Andere unterwies. Mit Vergnügen findet man in Rameau's Neffen den „grauen Flausrock" wieder, womit er „im Sommer in der Seufzerallée des Luxemburg" spazieren ging, und wie er von hier über das Pflaster von Paris hintrabt „mit zerrissenen Manchetten und Strümpfen von schwarzer Wolle, die hinten mit weißen Fäden geflickt waren." Er beklagte späterhin so beredt „seinen alten Schlafrock"; wie mußte er nicht diesen Flausrock beklagen, der ihm sein ganzes Jugendleben mit seinem Elend und seinen Prüfungen wieder darstellte! Wie stolz würde er ihn in seinem vom neuesten Luxus strahlenden Cabinet aufgehängt haben! Wie würde er beim Anblick einer solchen Reliquie, wie er sie so gern hatte, mit vollkommenem Recht ausgerufen haben: „Sie bringt mir meinen

ersten Zustand zurück und der Stolz steht still beim Eintritt in mein Herz. Nein, mein Freund, ich bin nicht verdorben. Meine Thür öffnet sich stets dem Bedürfniß, das sich an mich wendet; es findet in mir dieselbe Zugänglichkeit. Ich höre es an, rathe, bedaure es. Meine Seele hat sich nicht verhärtet; mein Kopf hat sich nicht hochmüthig gereckt; mein Rücken ist tüchtig und rund, wie vormals. Derselbe freimüthige Ton, dasselbe Gefühl. Mein Luxus ist von frischem Datum und das Gift hat noch nicht gewirkt." Und was hätte er nicht noch hinzugefügt, wenn der ewige Flausrock gerade der nämliche gewesen wäre, den er an jener Fastnacht trug, wo er, aufs tiefste niedergeschlagen, erschöpft vom Gehen, hinstürzend vor Entkräftung, unterstützt vom Mitleid einer Wirthsfrau, es eidlich gelobte, so lang er noch einen rothen Heller hätte, nie einen Armen von sich zu weisen und eher Alles zu geben, als seines Gleichen einen Tag lang ähnlichen Qualen auszusetzen?

Seine Sitten waren in diesem unbestimmten Leben nicht, wie man sich etwa denken könnte. Aus einem Geständniß, das er an Demoiselle Voland (T. II. p. 108) macht, sieht man den Abscheu, den er schon früh vor leichtfertigen und gefährlichen Vergnügungen bekam. Dieser junge, verlassene, bedrängte, feurige Mensch, dessen Feder hinterher in den Ruf der Unreinheit kam, er, der, wie er selbst bezeugt, seinen Petron ziemlich gut inne hatte und drei Viertel von den schändlichen Madrigalen Catull's ohne Erröthen hersagen konnte, dieser junge Mann entkam der Corruption des Lasters und rettete in der Epoche der heftigsten Gewalt der Triebe die Schätze

seiner Sinne und die Illusionen seines Herzens. Diese Wohlthat verdankte er der Liebe. Das junge Mädchen, das er liebte, war sehr zurückgekommen, eine arme Arbeiterin, die mit ihrer Mutter sich ehrlich vom Erwerb ihrer Hände ernährte. Diderot lernte sie als Nachbarin kennen, verliebte sich in sie bis zur Tollheit, verlobte sich mit ihr und heirathete sie trotz der ökonomischen Einwendungen der Mutter. Doch vollzog er die Heirath im Geheimen, um dem Widerstand seiner eigenen Familie auszuweichen, die er durch falsche Berichte täuschte. Jean Jacques hat in seinen Bekenntnissen über Diderots Annette sehr schnöde geurtheilt und zieht ihr seine Therese bei weitem vor. Ohne etwas über die Gefährtinnen der beiden großen Männer auszusprechen, so scheint es in der That, daß Madame Diderot, obwohl im Grunde eine gute Frau, doch einen trätschigen Charakter, einen gewöhnlichen Geist und eine ordinaire Erziehung hatte, unfähig ihren Mann zu verstehen und seiner Neigung zu genügen. Alle diese schlimmen Uebelstände, welche die Zeit entwickelte, verschwanden damals in dem Glanz ihrer Schönheit. Diderot hatte mit ihr vier Kinder, von denen nur ein einziges, eine Tochter, am Leben blieb. Nach einem ihrer ersten Wochenbetten schickte er die Mutter und ohne Zweifel auch den Säugling nach Langres zu seiner Familie, die Versöhnung zu erzwingen. Dies sympathetische Mittel gelang. Alle Vorurtheile, die Jahre hindurch gedauert hatten, verschwanden in vier und zwanzig Stunden. Von neuen Sorgen bedrückt, schwierigen Arbeiten hingegeben, für den Sold der Buchhändler einige Englische Werke, eine Griechische Geschichte und

ein Dictionnaire der Medicin übersetzend und schon an die Encyklopädie denkend, enttäuschte sich Diderot schnell über diese Frau, für die er seiner Zukunft so großes Unrecht angethan hatte. Madame von Puisieur, ein anderer Irrthum, während sechs Jahre, Mademoiselle Voland, die einzig seiner Wahl würdige, während der ganzen zweiten Hälfte seines Lebens, vorübergehend einige Frauen wie Madame von Prünevaux, knüpften enge Verbindungen mit ihm, welche gleichsam das Gewebe seiner innern Existenz ausmachten. Madame von Puisieux war die erste; kokett und bedürfnißvoll, vermehrte sie Diderots Verlegenheiten und für sie übersetzte er den Versuch über das Verdienst und die Tugend, für sie schuf er die philosophischen Betrachtungen, die Interpretation der Natur, den Brief über die Blinden und die Bijoux indiscrets, eine besser passende und weniger strenge Opfergabe. Madame Diderot, von ihrem Mann vernachlässigt, beschränkte sich nach ihrem niederen Geschmack. Sie hatte ihre kleine Welt, ihre kleinen Umgebungen und Diderot fesselte sich erst später an die Häuslichkeit durch die Erziehung seiner Tochter. Man wird unter solchen Umständen einsehen, wie derjenige unter den Philosophen des Jahrhunderts, der in Gesinnung und That die Sittlichkeit der Familie am meisten darstellte, der die Verhältnisse eines Vaters, eines Sohnes und Bruders mit frommster Sorgfalt pflegte, zugleich einen so gebrechlichen Begriff von der Heiligkeit der Ehe hatte, die doch am Ende der Knoten des Ganzen ist. Man wird einsehen, unter welcher persönlichen Inspiration er den Otaheiter in dem Supplement zur Reise von Bou-

gainville sagen läßt: „Scheint Dir etwas unsinniger, als ein Gesetz, das die Veränderung in uns verbannt, welches eine unmögliche Beständigkeit heischt und die Freiheit des Mannes wie des Weibes verletzt, indem es sie für immer aneinander kettet; als eine Form, welche den eigensinnigsten Genuß auf dasselbe Individuum beschränkt; als ein Eid der Unwandelbarkeit von zwei Wesen von Fleisch im Angesicht eines Himmels, der keinen Augenblick der nämliche ist, unter Höhlen, welche den Einsturz drohen, am Fuß eines Felsens, der in Staub zerfällt, am Fuß eines Baumes, der berstet, auf einem Stein, der erzittert?“ Es war ein sonderbares und übrigens bei seiner naiven und ansteckenden Exaltation doch sehr erklärliches Geschick Diderots, in seinem Leben Gefühle empfunden oder erweckt zu haben, welche mit dem wirklichen Verdienst der Personen durchaus nicht in Verhältniß standen. Seine erste und heftigste Liebe verknüpfte ihn auf immer mit einer Frau, die gar keinen reellen Bezug zu ihm hatte. Seine heftigste Freundschaft, die eben so leidenschaftlich wie eine Liebe war, hatte zu ihrem Gegenstande Grimm, einen feinen Schöngeist, witzig, angenehm, aber ein selbstsüchtiges und trockenes Herz. Endlich die heftigste Bewunderung, die er erregte, war die Naigeon's, Naigeon's, der ein eben solcher Fetischdiener seines Philosophen war, als Brossetta seines Poeten, eine Art von Maulaffenschüler, ein fanatischer Famulus des Atheismus. Diderot vergriff sich also in der Wahl seiner Frau, seines Freundes und Schülers; Lafontaine hätte nicht unglücklicher sein können als er; doch scheint er, abgesehen von dem Capitel mit der Frau, seiner Mißgriffe niemals selbst inne geworden zu sein.

Jeder Mann von großem Talent, wenn er demselben Bahn machen kann, ist seinem Jahrhundert und der Menschheit für ein Werk verantwortlich, das mit den allgemeinen Bedürfnissen der Epoche in Beziehung steht und den Fortschritt beschleunigen hilft. Worin auch sein besonderer Geschmack, seine Laune, seine Trägheit, seine Phantasie in Nebenwerken bestehen möge, er ist der Gesellschaft ein öffentliches Denkmal schuldig, will er sich nicht durch ein Verkennen seines Berufs, durch ein Verzetteln seines Geschicks bestrafen. Montesquieu hat durch seinen Geist der Gesetze, Rousseau durch seinen Emile und den Contrat social, Büffon durch die Naturgeschichte, Voltaire durch die Gesammtheit seiner Arbeiten, diesem heiligen Gesetz des Genie's, kraft dessen es sich dem Fortschritt der Menschheit widmet, Zeugniß gegeben; Diderot, was man auch obenhin von ihm gesagt habe, nicht weniger. Man gesteht ihm schließlich humoristische Phantasieen, Einfälle eines unvergleichlichen Witzes, warme Skizzen, reiche Darlehen ohne Anspruch auf Rückerstattung in den Werken und unter dem Namen seiner Freunde zu; die Gabe, Romane, Briefe, Schwätzereien, Erzählungen zu schreiben, die kleinen Papiere, wie er sie nannte, d. h. die kleinen Meisterstücke, das Fragment über die Frauen, la Religieuse, Madame de la Pomerain, Mademoiselle la Chaux, Madame de la Carlière, die Erben des Pfarrers von Thivot; — woran wir uns hier halten, ihn aufrecht zu halten, das ist sein socialer Titel, sein Denkmal, die Encyklopädie! Anfänglich sollte sie nur eine revidirte und vermehrte Uebersetzung des Englischen Dictionnaire's von Chalmers sein, eine Buchhändler-

speculation. Diderot faßte zuerst den kühnen Plan eines universellen Repertoriums der menschlichen Kenntniß seiner Epoche. Fünf und zwanzig Jahre setzte er an die Ausführung. Er war eigentlich der lebendige Eckstein dieser Collectivconstruction von Innen und auch der Zielpunct aller Verfolgungen, aller Drohungen von Außen. D'Alembert, der sich hauptsächlich des Gewinnes halber angeschlossen hatte, und dessen sinnreiche Vorrede für die, welche nur Vorreden lesen, viel zu sehr den großen Ruhm des Ganzen hingenommen hat, ließ das Unternehmen mitten im Gange in Stich und ließ Diderot sich mit der Erbitterung der Frommen, mit dem Kleinmuth der Buchhändler und einem ungeheuren Zuwachs an Redactionsarbeit herumschlagen. Dank sei es seiner verschwenderischen Thätigkeitslust, der Universalität seiner Kenntnisse, dieser vielfältigen Leichtigkeit, die er sich früh in bedrängter Lage erwarb; Dank vor Allem diesem moralischen Talent, seine Arbeiter um sich herum aufzureizen und zu begeistern, er beendigte dies kühne Gebäude, von einer eben so drohenden als geregelten Masse. Sucht man den Namen des Baumeisters, so muß man den seinigen daran lesen. Diderot kannte besser als irgend einer die Mängel seines Werks. Er übertrieb sie gegen sich sogar in Rücksicht auf die Zeit und, da er sich für die Künste, für die Geometrie, das Theater, geschaffen glaubte, so beklagte er zuweilen sein Leben als in einer Angelegenheit von so geringem Nutzen und so zweideutigem Ruhm verloren. Auch war er für Kunst und Geometrie wunderbar organisirt, ich läugne es nicht, aber, wie er selbst bemerkt, es vollzog sich damals eine große Revolution, die in den Wissen=

schaften, welche mit der höheren Mathematik und der metaphysischen Betrachtung zusammenhängen, sich vollendete, um sich auf die Moral, auf die Belletristik, die Naturgeschichte, Experimentalphysik und Industrie auszudehnen. Ueberdies waren die Künste im achtzehnten Jahrhundert von ihrem höheren Zweck fälschlich abgewandt und dazu erniedrigt, als philosophisches Sprachrohr oder als Kampfwaffe zu dienen. Unter solchen Umständen war es für Diderot schwer, einen nützlichern, würdigern und dankenswerthern Gebrauch seiner mächtigen Begabtheit zu machen, als indem er sie der Encyklopädie widmete. Er nährte durch dies Culturwerk die Revolution, die er in den Wissenschaften verkündete. Ich weiß übrigens, welche schwere Vorwürfe, die das ganze Jahrhundert treffen, diese Lobsprüche ermäßigen müssen und ich unterschreibe sie gänzlich. Aber der antireligiöse Geist, von welchem die Encyklopädie und die ganze damalige Philosophie ausging, kann nicht ausschließlich von unserem heutigen Gesichtspunct aus beurtheilt werden, ohne fast eben so viel Ungerechtigkeit, als man ihm Vorwürfe zu machen berechtigt ist. Das Wort der Tagesordnung, das Kriegsgeschrei: écrasons l'infâme!, so entscheidend und unerbittlich es zu sein scheint, verlangt von selbst eine Analyse und Auslegung. Ehe man der Philosophie vorwirft, das wahre, ewige Christenthum, die innere, wirkliche Lehre des Katholicismus, nicht verstanden zu haben, muß man sich erinnern, daß sein Schatz damals einerseits den ränkesüchtigen und weltlichen Jesuiten, andererseits den wilden und finstern Jansenisten anvertraut war, daß diese von der Verschanzung der Parlamente aus ihre unglück-

selige und düstere Lehre von der Gnade durch ihre Henker, ihre Untersuchungen, ihre Torturen, verbreiteten und daß sie für die Häretiker Pascals entsetzlichen Abgrund in den Kerkerhöhlen verwirklichten. Das war die infame, welche täglich den Christianismus, dessen Namen sie usurpirte, bei den Philosophen verläumdete und welche die Philosophie zuletzt im Kampf zermalmte, indem sie dieselbe in einem gemeinsamen Sturz begrub. Besonders scheint Diderot, von seinen ersten **Pensées philosophiques** an, durch jenes tyrannische und launisch wilde Aussehen beleidigt zu sein, welches die Lehre Nicole's, Arnaulds und Pascals dem christlichen Gotte verleiht, und im Namen der verkannten Menschheit und mit heiligem Erbarmen für seines Gleichen geht er an die kühne Kritik, wo seine Aufwallung ihm keinen Stillstand gestattet. So vereinigt die meisten ungläubigen Neuerer in ihrer Tendenz dieselbe edelmüthige Protestation. Die Encyklopädie war also kein Friedensdenkmal, kein schweigsamer Klosterthurm, wo die Gelehrten und Denker von allen Gattungen durch die verschiedenen Stockwerke vertheilt wären; sie war keine Granitpyramide mit unbeweglicher Base; sie hatte nichts von der reinen Harmonie jener Kunstbauten, welche langsam durch die Jahrhunderte hin zu einem angebeteten und gesegneten Gott aufsteigen. Man hat sie dem gottlosen Babel verglichen. Ich würde darin eher einen jener Kriegsthürme, jener Belagerungsmaschinen sehen, aber ungeheuer, gigantisch, wunderbar, wie Polybius sie beschreibt, Tasso sie imaginirt. Baco's Friedensbaum ist hier in eine drohende Wurfmaschine verwandelt. Es sind darin trümmerhafte, ungleiche Theile, viel Kalkabfall, ci-

mentirte und unzerstörliche Fragmente; der Grund geht nicht tief in die Erde; das Gebäude rollt; es ist in Bewegung; es wird fallen; aber was thut das? Um hier ein beredtes Wort Diderots selbst anzuwenden: „die Natur des Baumeisters wird aufrecht bleiben mitten in den Ruinen, und der Stein, der sich vom Gebirge ablöst, wird sie nicht zerbrechen, weil ihre Füße nicht von Thon sind."

Der Atheismus Diderots, obwohl er ihn zuweilen mit beweinenswerther Prahlerei zur Schau stellt, und seine Gegner ihn zu grausam beim Wort genommen haben, beschränkt sich meist auf die Negation eines bösen, rachsüchtigen Gottes, eines Gottes nach dem Bilde der Henker von Calas und La Barre. Diderot ist häufig auf diese Idee zurückgekommen und hat sie unter den wohlwollenden Formen eines anmaßunglosen Skepticismus dargestellt. Bald, wie in der Unterhaltung mit der Marschallin von Broglie, ist es ein junger Mexikaner, der, müde von seiner Arbeit, eines Tags am Ufer des großen Oceans spazieren geht; er sieht ein Brett, das mit dem einen Ende in's Wasser ragt, während das andere auf dem Ufer ruht; er streckt sich darauf aus, wird von der Welle geschaukelt, schweift mit dem Blick in den endlosen Raum und verfällt auf Erzählungen seiner alten Großmutter von ich weiß nicht was für einem jenseits gelegenen, mit wunderbaren Einwohnern bevölkerten Lande. Sie kommen ihm wie Tollheiten vor. Er kann nicht daran glauben. Während er von dem Schaukeln und Träumen einschlummert, löst sich das Brett vom Ufer, der Wind wächst und der junge Raisonneur ist eingeschifft. Erst auf voller See erwacht er. Da steigt ein Zweifel in

seinem Geist auf: wenn er sich doch in seinem Unglauben betrogen, wenn seine Großmutter doch Recht gehabt hätte! Wohl hat sie Recht gehabt, fügt Diderot hinzu. Er treibt fort und kommt in das ungekannte Land. Der Alte, der Herr des Landes, ist da und empfängt ihn. Eine kleine Ohrfeige auf der Backe, ein Kniff in's Ohr, den ein Lächeln begleitet, wird das die ganze Strafe des Ungläubigen sein? Oder wird jener Alte den unbesonnenen jungen Menschen bei den Haaren packen und sich darin gefallen, ihn eine Ewigkeit hindurch auf dem Ufer hinzuzerren? — Bald, wie in einem Brief an Mademoiselle Voland, ist es ein Mönch, ein galanter, nichts weniger als verkutteter Mann, mit welchem ihn sein Freund Damilaville hat speisen lassen. Man sprach von der väterlichen Liebe. Diderot sagte, daß dies eine der mächtigsten Neigungen des Menschen wäre: „Ein Vaterherz! erwiderte ich; nein, nur die, welche Väter gewesen sind, wissen, was das ist. Dies ist ein Geheimniß, was glücklicherweise die Kinder selbst nicht wissen.“ Fortfahrend fügte ich darauf hinzu: „Die ersten Jahre, die ich in Paris zubrachte, waren sehr ungeregelt. Mein Betragen an sich reichte hin, meinen Vater aufzubringen, ohne daß man es hätte übertreiben brauchen. Indessen mangelte es nicht an Verläumdung. Man hatte ihm gesagt — Was hatte man ihm nicht gesagt? Es fand sich Gelegenheit, ihn zu sehen. Ich schwankte nicht. Ich reiste voll Vertrauen auf seine Güte ab. Ich dachte, daß er mich sehen, daß ich mich in seine Arme werfen, daß wir beide weinen und daß Alles vergessen sein würde. Ich dachte recht.“ „Da hielt ich inne und fragte meinen Mönch, ob er wüßte, wie weit

es von hier bis zu mir hin wäre?" „Sechzig Meilen, mein Vater; und wären es hundert gewesen, glaubt Ihr, daß ich meinen Vater weniger verzeihend und zärtlich gefunden hätte? — Im Gegentheil. — Und wären es tausend Meilen gewesen? — Ach! wie sollte man ein Kind mißhandeln, das so weit herkommt? — Und wär' es im Monde, im Jupiter, im Saturn gewesen?" Als ich diese letzten Worte sagte, hatte ich die Augen zum Himmel gerichtet und mein Geistlicher, die Augen niedersenkend, dachte über meinen Apolog nach."

Diderot hat seine Ideen über die Substanz, die Ursach und den Ursprung der Dinge in der Interpretation der Natur auseinandergesetzt, unter der Hülle von Baumann, der kein anderer ist als Maupertuis, und noch klarer in der Unterredung mit d'Alembert und dem sonderbaren Traum, den er von diesem dichtet. Die Bemerkung wird uns genügen, daß sein Materialismus kein trockener, mathematischer Mechanismus ist, sondern ein verworrener, fruchtbarer und mächtiger Vitalismus, eine spontane, fortschreitend sich entwickelnde Fermentation, worin, bis in das kleinste Atom, die verborgene oder frei gewordene Sensibilität überall gegenwärtig ist. Das war die Ansicht Bordeu's und der Physiologen, die nämliche, welche Cabanis seit dem mit solcher Beredtsamkeit dargestellt hat. Nach der Art und Weise, wie Diderot die äußere Natur in sich empfand, so zu sagen, die natürliche Natur, die, welche die Gelehrsamkeit noch nicht auf die Folter gespannt und verfälscht hat, die Wälder, Wässer, den Reiz der Felder, die Schönheit des Himmels und die Eindrücke, welche das Herz davon empfängt,

mußte er von Hause aus ein tief religiöser Mensch sein, denn Niemand hatte für das universelle Leben mehr Sympathie und Offenheit. Nur wollte er dies Leben der Natur und aller Wesen gern dunkel, und in gewissermaßen verworrenem Gewoge außer sich lassen, verhüllt im Keim, kreisend im Luftstrom, wallend über den Gipfeln der Wälder, sich verhauchend mit den Stößen des Windes. Er sammelte es in kein Centrum, er idealisirte es nicht zu einem strahlenden Muster einer ordnenden und wachenden Vorsehung. Doch hat er in einem Werk, das er im Alter kurz vor seinem Tode schrieb, in dem Versuch über das Leben Seneca's, folgende Stelle eines Briefs an den Lucilius übersetzt, die ihn zur Bewunderung entzückt: „Wenn sich euren Blicken ein großer Wald eröffnet, mit alten Bäumen, deren Wipfel in die Wolken ragen und deren verflochtene Zweige euch den Anblick des Himmels rauben, diese maaßlose Höhe, dies tiefe Schweigen, diese Schattenmassen, welche die Ferne verdichtet und continuirlich macht, so viel Zeichen, verinnern sie euch nicht die Gegenwart eines Gottes?" Diderot selbst unterstreicht dies Wort verinnern. Ich bin so glücklich, in demselben Werk ein Urtheil über La Mettrie zu finden, das bei Diderot vielleicht ein wenig Vergessenheit seiner eigenen cynischen und philosophischen Ausgelassenheit beurkundet, aber auch einen bittern Ekel, einen förmlichen Abscheu gegen den immoralischen, sittenverderbenden Materialismus. Mich freut es, daß er la Mettrie vorwirft, nicht „die ersten Begriffe der wahren Grundsätze der Moral" inne zu haben, „dieses unermeßlichen Baumes, dessen Haupt die Himmel berührt und dessen Wurzeln bis zur

Hölle dringen; wo Alles mit einander verknüpft ist, wo Scham, Anstand, Höflichkeit, die leichtesten Tugenden, wenn es deren gibt, wie das Blatt an den Zweig befestigt sind, den man verunehrt, wenn man es abpflückt." Dies ruft mir einen Streit zurück, den er eines Tags mit Helvetius bei Saurin hatte. Er macht davon an Mademoiselle Voland eine reizende Erzählung, die ein kleiner Spiegel der Inconsequenz des Jahrhunderts überhaupt ist. Diese Herrn leugneten den angeborenen moralischen Sinn, das wesentliche und uneigennützige Motiv der Tugend, welches Diderot vertheidigte. „Das Spaßhafte war, fügt er hinzu, daß diese ehrlichen Leute nach kaum beendetem Streit ohne es zu merken die stärksten Dinge zu Gunsten des Gefühls sagten, das sie eben bekämpft hatten, um so ihre eigene Meinung zu widerlegen. Aber Sokrates an meiner Stelle hätte sie ihnen entrissen." In Bezug auf Grimm sagt er: „die Strenge in den Grundsätzen unseres Freundes verliert sich; er unterscheidet eine Moral zum Gebrauch der Großen." Alle diese herrlichen Ideen über die Tugend, die Moral und die Natur, kamen ihm ohne Zweifel stärker als je in der Sammlung und der Art von Einsamkeit zurück, die er sich während der leidenden Jahre seines Alters zu schaffen suchte. Mehre seiner Freunde waren todt, andere zerstreut; Mademoiselle Voland und Grimm fehlten ihm oft. Jetzt zog er den Unterhaltungen, die ihn ermüdeten, den Schlafrock und seine Bibliothek im fünften Stockwerk unter dem Dache vor, an der Ecke der Straße Taranne und St. Benoit. Er las immer, meditirte viel und betrieb die Erziehung seiner Tochter mit Sorgfalt. Sein wohlthäti-

ges Leben voll guten Raths und guter Werke mußte ihm eine große innere Beruhigung gewähren und gar manchmal rief er sich vielleicht die Worte seines alten Vaters zurück: „Mein Sohn, mein Sohn! die Vernunft ist ein gutes Ruhekissen, aber ich finde, daß mein Kopf auf der Religion und den Gesetzen noch sanfter ruhet." — Er starb im Juli 1784.

Als Künstler und Kritiker war Diderot bedeutend. Seine Theorie des Drama's hat ohne Zweifel nur als Beschämung des falschen conventionnellen Geschmacks, der ewigen Mythologie der Epoche Werth, als ein Aufruf an die Wahrheit der Sitten; an die Realität der Gefühle, an die Beobachtung der Natur. Sobald er sie ausüben wollte, fiel er durch. Unstreitig beherrschte ihn die Idee der Moral übermäßig; ihr ordnete er alles Andere unter und im Allgemeinen verkannte er in seiner ganzen Aesthetik die Grenzen, die eigenthümlichen Quellen und den Umfang der schönen Künste. Er faßte das Drama zu sehr als Moralist, die Sculptur und Malerei zu sehr als Literator auf. Der wesentliche Styl, die geheimnißvolle Ausführung, der heilige Hauch, etwas Fertiges, Beschlossenes, das zugleich das Unentbehrliche ist, das sine qua non der Vollendung in jedem Kunstwerk, wenn es auf die Nachwelt kommen soll; — dieser köstliche Moment ist ihm gewiß oft entgangen; er hat daran umhergetastet, aber mit dem Finger nicht immer den rechten Punct getroffen. Falconet und Südaine haben in ihm eine Verblendung des Enthusiasmus erzeugt, die wir ihm nur für Terenz, für Richardson und Grouze können hingehen lassen. Das sind seine Mängel. Aber auch welche Fülle,

welche Vernunft im Einzelnen! Welch' eifriger Verfolg des Wahren, des Guten, dessen, was aus dem Herzen kommt! Welch' herrliches Gefühl der Andacht in diesem unandächtigen Jahrhundert! Welche durchdringende, ehrliche, verliebte, bis dahin ungekannte Kritik! Wie vermählt sie sich ihrem Autor, sobald sie Geschmack an ihm findet, wie folgt sie ihm, verhüllt, enthüllt ihn, betet sie ihn an! Und so optimistisch und ein wenig herunterwürgend sie ist, haltet sie nicht immer für getäuscht. Fragt lieber den Verfasser der Jahreszeiten, Herrn von Saint-Lambert, „der unter den Gelehrten eins der empfindlichsten Felle ist;" fragt de la Harpe „der Numerus, Beredtsamkeit, Styl, Vernunft, Weisheit hat über nichts, was ihm unter der linken Brust schlägt: quod laeva in parte mamillae nil salit arcadico juveni. (Juv.)" Fragt den Abbé Raynal „der mit Herrn de la Harpe auf Einer Linie stehen würde, wenn er etwas weniger Ueberfluß und ein wenig mehr Geschmack hätte." Fragt endlich den würdigen, weisen, honetten Thomas, der im Gegensatz zum selben de la Harpe „Alles in die Berge, wie jener in die Ebenen stellt", der, als er über die Frauen schreibt „ein Mittel gefunden hat, ein so gutes, so schätzbares Buch zu machen, aber ein Buch, das kein Geschlecht hat."

Indem wir das Wort Frauen aussprechen, haben wir die reichste und lebendigste Quelle Diderots als Künstler berührt. Seine besten Sachen, die köstlichsten unter seinen petit papiers, sind unstreitig die, wo er sie einführt, wo er von der Untreue und List erzählt, deren Mitschuldige oder Opfer sie sind, wo er die Macht ihrer Liebe, Rache und Hingebung, wo er irgend einen Winkel der

Welt schildert, einen Vorgang, worin sie verwickelt sind. Die kleinsten Berichte eilen dann unter seiner Feder, fortreißend, einfach, ohne System, ungesucht voll von den vertraulichsten Umständen und als von einem Manne kommend, der früh von dem Leben aller Tage gelebt und die Poesie darin empfunden hat. Solche Scenen, solche Portraits lassen sich nicht analysiren. Das Bekannteste übergehend empfehle ich denen, welche sie noch nicht gelesen haben, die Correspondenz Diderots mit Demoiselle **Jodin**, einer jungen Schauspielerin, deren Familie er kannte und deren Aufführung und Talent er durch eben so aufmerksame als uninteressirte Rathschläge zu leiten suchte. Es ist ein bewundernswerther kleiner, sinnreicher und liebevoller Abriß der praktischen Moral. Da ist Vernunft, Anstand, Rechtschaffenheit, ich möchte beinahe sagen, Tugend für das Betragen einer niedlichen Schauspielerin, einer guten, offenherzigen Person, die ohne Zweifel lebhaft, beweglich, verliebt war. An Diderots Stelle hätte Horaz, den ich mir schön gichtisch genug denke, um weise zu sein, Horaz selbst hätte keine anderen Vorschriften geben können, keine Rathschläge von reellerem Inhalt, möglich und menschlich, und gewiß hätte er sie nicht mit gesunderen Grundsätzen, mit feineren Andeutungen über die Schauspielkunst würzen können. Diese Briefe an Demoiselle Jodin, die zum erstenmal 1821 bekannt gemacht wurden, gingen würdig denen an Mademoiselle Voland vorauf, die wir nun endlich besitzen. Hier offenbart sich der ganze Diderot: sein Geschmack, seine Sitten, die geheimen Wendungen seiner Ideen und Wünsche, denn er war in der Reife des Alters und des Denkens; sein unversiegliches

Gefühl mitten unter den trockensten Beschäftigungen und den Probeheften der Encyklopädie; sein ehrfurchtsvolles Zurückkommen auf die alte Zeit, die Liebe zu seiner Vaterstadt, zu dem väterlichen Hause und den wilden Flußinseln, worin seine Kindheit sich abtummelte; sein Wunsch nach einsamer ländlicher Zurückgezogenheit mit wenigen Freunden, ein Müßiggang, unterbrochen von Aufregung und Lectüre; und endlich in dieser reizenden Gesellschaft, worin er sich mit seinem Urtheil gänzlich laufen läßt, zahllose anmuthige oder grimmassirende Figuren, zarte oder scherzhafte in den Erzählungen hervorspringende und sich kreuzende Episoden; Madame von Epinay schmachtend beim Anblick Grimms; Madame von Aine im Jäckchen überrascht von Herrn Le Roy; der Baron von Holbach mit seinem spöttischen mißstimmigen Ton bei seiner feinlächelnden Hälfte; der Abbé Galiani „ein Schatz in Regentagen", ein so unentbehrliches Meubel, daß alle Welt eins davon aufs Land haben möchte, wenn die Tischler welche machten; das unvergleichliche Gemälde Urania's, dieser schönen und erhabenen Madame Legendre, der tugendhaftesten unter den Koketten, der verzweiflungsvollsten unter den Frauen, welche sagen: ich liebe Dich; — ein freimüthiger Erguß über die berühmten Leute: Voltaire, dies „böse und außerordentliche Kind der Grazien", „der gut zu kritisiren, zu spotten und sich zu zerarbeiten hat und der über sich stets ein Dutzend Männer der Nation finden wird, die, ohne sich auf den Zehen zu erheben, mit dem Kopf ihn überragen werden, denn in allen Gattungen ist er nur der zweite"; Rousseau, dies unzusammenhängende Wesen, „maaßlos, sich beständig um

eine Kapuze drehend, wo er eines guten Morgens hineinkriechen wird und unaufhörlich vom Atheismus zur Glockentaufe hin und her geworfen"; doch, es ist genug, glaube ich, um darzuthun, daß Diderot als Mensch, Moralist, Schilderer und Kritiker, sich ganz nackt in dieser Correspondenz zeigt, die so glücklich aufbewahrt und der eifrigen Bewunderung unserer Zeitgenossen im rechten Augenblick dargeboten ist.

VII.

Correspondenzblätter.

Altona. — Der bekannte Arzt und Schriftsteller Dr. Steinheim befindet sich seit mehreren Wochen wieder in unsrer Mitte und hat von Neuem seinen Wohnsitz in Altona erwählt. Wir freuen uns, daß dieser ausgezeichnete Mitbürger eine Verstimmung, die ihm vor einiger Zeit eine Auswanderung aus der Heimath wünschenswerth machte, jetzt überwunden zu haben scheint. Dr. Steinheim wandte sich nämlich von hier fort, aus Ueberdruß an den bürgerlichen Verhältnissen seiner jüdischen Glaubensgenossen, die sich in hiesigen Gegenden allerdings noch nichts weniger als erfreulich anlassen. Ist eine vollkommene Emancipation der Juden möglich, so wird sie sich aber dann erst gänzlich vollbringen lassen, wenn auch die Volksmeinung aufhört, an dem jüdischen Wesen einen beständigen Gegenstand ihrer Opposition und ihres Witzes zu nehmen. Diese billige Ausgleichung der Volksmeinung mit dem Judenthum hat aber hier und in Hamburg noch am allerwenigsten begonnen, vielmehr kann man auf jeder Straße dem widerwärtigsten Gegentheil davon begegnen. Im Verein mit seinem Freunde G. Rießer, welchen man den O'Connel des Ju-

denthums genannt hat, und der schon vor einigen Jahren aus einem ähnlichen Gefühl der Mißstimmung seine Verhältnisse in Hamburg aufgab und sich in Bockenheim bei Frankfurt am M. ansiedelte: hat Dr. Steinheim sehr viel dazu beigetragen, in unserer Zeit zur sittlichen und geistigen Erhebung des Judenthums zu wirken. Auch in der Entfernung von uns ist er thätig gewesen und hat in Heidelberg seine neue Ausgabe der „Gesänge des Obadiah" gearbeitet, deren Vorrede unter Anderm treffliche Bemerkungen über solche Carikaturen der Zeit, wie die berüchtigten „Klagen eines Juden" enthält. Auch sein Freund Rießer, der sein ausgezeichnetes Talent leider immer nur in Gelegenheitsschriften spielen läßt, hat kürzlich in einer neuen Brochure sich vernehmen lassen, und zwar über das Denkmal Lessing's, für das er besonders die Theilnahme der Juden anzuregen sucht, was in mancher Beziehung wünschenswerth erscheint, einmal in der pecuniairen, in welcher die Juden noch am meisten den alten Segen ihres Stammes empfinden, und dann in der großen geistigen Beziehung, die Lessing selbst, als Verfechter der Glaubens- und Denkfreiheit, als Dichter des Nathan und als Freund Moses Mendelssohn's, zu dem Judenthum darstellt. Mag nun das Judenthum unserer Zeit noch so bedeutende Fortschritte in seinen innern sowohl wie in seinen bürgerlichen Verhältnissen machen, so wird es doch immer nur mit einer gewissen Resignation seinerseits innerhalb des modernen Staatenlebens zu bestehen vermögen. Wohin der Jude auch auswandern mag, überall wird ihn noch das tragische Geschick treffen, daß sich die Volksvorurtheile nicht mit ihm aussöhnen können und

selbst in dem aus Indifferenz vorurtheilslosesten Lande der Welt, in Frankreich, dürften die Spuren davon noch nicht gänzlich verwischt sein. Es wäre thöricht, wenn die Juden sich vergeblich abarbeiten wollten gegen eine Schranke, der sie nur durch eine würdige Haltung trotzen können. Wenn also ein Mann, wie Steinheim, mit resignirter Fassung wieder in seinen gewohnten heimischen Berufskreis zurücktritt, um dem Kaiser zu geben was des Kaisers ist und Gott, was Gottes ist, so achten wir ihn nur um so höher als einen wahren Weisen im Wandel, Thun und Dulden. —

* f. *

— In dem Nachlasse des hier vor einiger Zeit verstorbenen Redacteurs des „Altonaer Merkur", Dr. Poel, muß sich manches Reichhaltige und Bedeutende befinden; besonders dürften seine Tagebücher und Lebensskizzen ein eigenthümliches Interesse darbieten. Mehreres davon hat Poel schon bei seinen Lebzeiten in den Jahrgängen des Altonaer Merkur fragmentarisch mitgetheilt, aber es läßt sich annehmen, daß er von seinen reichen Erlebnissen und Erfahrungen bei weitem mehr niedergeschrieben als er davon der Oeffentlichkeit überlieferte. Um so mehr ist zu bedauern, daß seine Erben und Hinterbliebenen seinen Nachlaß mit der Absicht an sich genommen zu haben scheinen, ihn jeder Publicität zu entziehen. Möchten sie darin auf die Anforderungen der Zeit hören, die jede Ausbeute eines originellen Charakters, eines tüchtigen strebsamen Gemüths, als der Welt angehörig in Anspruch nimmt! —

Berlin. — Man hat hier kürzlich eine neue Methode gefunden, Mumien zu machen. Ein junger ge-

schickter Arzt, Dr. Hohlfeldt, ist der Erfinder, aber seine Art der Bereitung soll ziemlich kostspielig sein und eine geraume Zeit erfordern. Wir rathen daher Jedem, der es angemessen und nützlich erachten sollte, sich in unserer Zeit als Mumie einbalsamiren zu lassen, lieber einen wohlfeileren und kürzeren Weg dazu zu wählen und einige Wochen lang streng nach den Grundsätzen des hiesigen Politischen Wochenblattes und der hiesigen Evangelischen Kirchenzeitung zu leben, wo es ihm dann nicht fehlschlagen kann, binnen kurzer Frist als wohlconditionirte Mumie sich in unser Intelligenzblatt setzen zu lassen.

— Das Neueste ist, daß Professor Steffens nicht „Geheimer Regierungs-Rath" geworden, sondern, wie jetzt an den Tag kommt, noch immer Professor Steffens ist. Man hatte nämlich vor einiger Zeit durch alle Journale verbreitet, daß mit dem Verfasser der Revolution jene Titelerhöhung vorgenommen sei, und zwar aus Anerkenntniß seines neuen Romans, an welchem letzteren Zusatz man schon gleich den satirischen Beigeschmack hätte erkennen können; die Wahrheit aber soll sein: daß der Titel eines Geheimen Regierungsraths, der jetzt häufiger, statt des früher üblichern Hofrathstitels, unsern ausgezeichneten Gelehrten beigelegt wird, auch für Herrn Steffens schon seit längerer Zeit in Vorschlag gewesen und auch neuerdings wieder in Anregung gekommen, aber bisjetzt noch nicht durchgegangen ist. Sein Revolutionsroman hat übrigens weder in hohen noch niedern Kreisen hier irgend einen Anklang gefunden, nicht um der Principien willen, sondern weil es ein mittelmäßiges und langweiliges Buch ist, das Niemand in der

Welt ohne Pein durchzulesen vermag, weshalb es auch bereits gänzlich verschollen.

— Hier hat sich vor einiger Zeit eine seltsame Geschichte ereignet, die charakteristisch ist für die Sinnesart der hiesigen Volksklassen. Man hat sich in der Kirche versammelt, um einer Trauung beizuwohnen, der Prediger hat seine Rede gesprochen und der verhängnißvolle Augenblick ist da, wo die Braut das Jawort, wie üblich und schicklich, aussprechen soll. Aber sie bleibt stumm, es entsteht eine allgemeine Pause, eine unheimliche Verwirrung in der ganzen Kirche, und da die Braut durchaus nicht zum Reden gebracht werden kann, verläßt der Prediger den Altar, ohne die Trauung vollzogen zu haben. Später, als die Hochzeitsleute unverrichteter Dinge wieder zu Hause angelangt waren, erklärte sich der Vorgang. Braut und Bräutigam waren bis zur Kirche in größter Eintracht neben einander im Wagen gefahren. Als aber der Wagen vor der Kirchthür hielt, hatte der Bräutigam das Unglück, seiner Braut beim Aussteigen auf die Schleppe zu treten; sie blickte sich um und wies ihn zurecht, worauf er sich die schicksalsvolle Aeußerung erlaubte: „Ochse, was hast Du Dir denn?" Dies trennte für immer den Bund der beiden Liebenden. Das Mädchen ist noch dazu die Tochter eines Schlächters. Die lakonische und schneidende Kürze, mit der sie sich blos durch Schweigen ihres Bräutigams entledigte, der gewissermaßen ein Opfer des Schweigens wurde, ist merkwürdig und würde vielleicht im Alterthum als ein großartiger Charakterzug verherrlicht und in die Mythenwelt versetzt worden sein!

— Am 13. Januar kam auf der hiesigen Hofbühne

Karl Immermann's neue Tragödie: die Opfer des Schweigens zum ersten Mal zur Aufführung. Es handelt sich auch in diesem Stück um Liebe und Schweigen und um eine tragische Combination dieser beiden Elemente. Je mehr sich die Bühne in letzter Zeit der eigentlichen Literatur entfremdet hat, mit um so größerer Geneigtheit zu einem günstigen und befriedigenden Eindruck begaben wir uns ins Theater, froh, daß es endlich einmal wieder einem unserer besten neueren Dichter und Schriftsteller gelungen, sein Musenwerk zur öffentlichen Ausstellung zu bringen. Wir gestehen, es war die Ehre der Literatur, die uns den besten Erfolg von der theatralischen Aufführung dieses Stückes wünschen ließ. Das neue Trauerspiel erwies sich aber leider als die schwächste und kraftloseste Arbeit Immermann's, die bisher von ihm bekannt geworden, und er hat darin sogar seine Zuflucht zu dem Reizmittel lebender Bilder genommen, die in dem zweiten Akt, man weiß nicht warum, als modische Zuthat eingelegt sind und gelehrte Forscher zu der Untersuchung veranlassen mögen, ob man schon im sechszehnten Jahrhundert, am Hofe der italienischen Fürsten, diese Vergnügung gekannt habe. Die Aufführung des Dichters Guarini und die Erwähnung des Pastor fido giebt nämlich dem Stücke die erwähnte Zeitbestimmung; die Hofhaltung eines Fürsten Tancred von Salerno, wo sich die Handlung begiebt, gehört keiner bestimmten historischen Zeichnung an. Der Grundgedanke des Stücks ist nicht gewöhnlich, bietet sogar interessante Anknüpfungen und Beziehungen dar, aber er hat sich nicht in dem Dichter zu einer ächt schöpferischen Gestaltung weder in Charakteren noch Ver-

hältnissen belebt. Ghismonda, die Tochter des Fürsten, hat einen eigenthümlichen Grundzug ihres Wesens, woraus ein bestimmter Charakter hätte geschaffen werden müssen. Sie steht in ihrer eigengearteten Seele in Opposition mit der sie umgebenden Gewohnheit des Daseins, mit der abgerichteten und übereingekommenen Gesinnung des Hoflebens. Sie soll herkömmlich heirathen, sie sagt es dem Herzog Manfred in ihrer edlen Offenheit voraus, daß sie ihn nicht liebe, aber sie ist entschlossen, ihm ihr: Ja zu sagen, sobald es gefordert wird. Mittlerweile kommt ein junger Mann an den Hof, Guiscardo, in dem sich der Prinzessin zum ersten Mal eine Gestalt nähert, die ihrer ganzen Sympathie unwiderstehlich sich bemächtigt, obwohl Rang und Stand sie in eine unerreichbare Ferne von ihm rücken. Eine mit lyrischer Ueberschwänglichkeit, obwohl mit ziemlich abgenutzten und verbrauchten Farben ausgemalte Liebeserklärungsscene findet zwischen Beiden statt, und die Prinzessin, in phantastischer Weise zu einem Uebermaß heroischer Reinheit sich hinaufschraubend, gebietet dem Geliebten ewiges Stillschweigen über den geheimen Bund ihrer Herzen. Beide sind aber belauscht worden und der alte Fürst, der schon in den vorangegangen Akten mit seinem eigenen Jähzorn schrecklich gethan, läßt den Guiscardo zu sich rufen. Man vermuthet gleichwohl eine fürchterliche Scene, wenn auch Fürst Tancred alle möglichen Vorsichtsmaßregeln gegen sich selbst trifft, die darin bestehen: daß er seine Waffen ablegt, sich den friedfertigeren Schlafrock anzieht, und sich ein Glas Wasser in Bereitschaft stellen läßt, aus dem er auch mehrmals Züge thut, um seine ihm selbst wohlbekannten Leidenschaften

abzudämpfen. Unter diesen für eine Tragödie seltsamen Zurüstungen kommt die entscheidende Scene heran. Aus Rücksicht für seinen alten Jugendfreund und Waffengefährten, dessen Sohn Guiscardo ist, will ihn der Fürst bloß mit Verbannung bestrafen, aber er soll zuvor Alles bekennen, was zwischen ihm und der Prinzessin vorgegangen. Guiscardo schweigt. Allen Fragen, Toben und Wüthen des Alten setzt er das Ghismonden gelobte, verhängnißvolle Schweigen entgegen, worauf der Fürst, von seiner Leidenschaft fortgerissen, ihn mit einem Dolch niedersticht. Mit der Wendung, die jetzt im Gemüth der Prinzessin selbst erfolgt, beginnt ein charakteristischer Umschlag der ganzen Dichtung, der aber keineswegs in einem so lebensvollen und pragmatischen Bilde sich ausprägt, wie man es sonst wohl in Immermann's Stücken sieht. Ghismonde verlangt eine feierliche Leichenbestattung ihres Geliebten, dem dabei alle fürstlichen Ehren erwiesen werden sollen, es wird ihr endlich der Wunsch gewährt und sie erklärt sich an seinem Sarge öffentlich als seine verlobte Braut, worauf sie sich ihm selbst durch den Tod vermählt, indem sie Gift nimmt. Eine marionettenartig herbeigezogene Empörung gegen den Fürsten bildet vorübergehend eine Art von Volkshintergrund, der aber dürftig und wirkungslos genug dasteht. In dem ganzen Drama vermißt man Kraft und Originalität der Anschauung wie der Behandlung, der in seinen früheren Stücken oft mit Ueberkühnheit auftretende Dichter speist sich hier selbst mit dem Gewöhnlichsten und Alltäglichsten ab, und selbst das zuweilen plumpe und grobkörnige Element in Immermann's Anfangsdichtungen möchte man dieser glatten Gewöhnlich-

keit vorziehen, zu der er sich jetzt verstanden hat, und worin er nicht einmal die raffinirte Trivialität von Raupach erreicht. Dabei überläßt sich Immermann auf der Bühne zu vielen literarischen Reminiscenzen und Anspielungen, die selbst in seiner Diction stereotyp werden und die Mehrzahl des Theaterpublicums von vorn herein erkälten, von dem Dichter selber aber das Zeugniß ablegen, daß er nicht aus dem Vollen und Unmittelbaren einer poetischen Natur zu schöpfen versteht. Von unsern Schauspielern werden solche Stücke gewöhnlich schlecht gespielt, weil ihnen Vieles, was sie zu sagen haben, unverständlich ist. Die Aufführung dieser Tragödie aber auf unserer Hofbühne war mittelmäßiger, als wir es seit lange gesehn.

— Der preußischen Staatszeitung ist von ihrer Behörde untersagt worden, künftighin Theaterrecensionen zu liefern, vielleicht weil man dies der Würde eines doch mehr oder weniger officiellen Organs nicht mehr für angemessen erachtet. Gleichwohl hat man seitdem noch einen Artikel dieser Art in den Spalten der Staatszeitung gefunden, Spontini's Agnes von Hohenstaufen betreffend, ein ohne Zweifel unter höheren Auspizien verfaßter Aufsatz, der auch in der Augsburger Allgemeinen Zeitung durch eine besondere Veranstaltung wieder abgedruckt worden. Es ist ein Zugeständniß an die Bedeutsamkeit und den um sich greifenden Einfluß der Tageskritik, daß man sich so viele Mühe giebt, einen Ruhm, der durch Journalrecensionen in den letzten Jahren so sehr gelitten, auch durch Recensionen wiederherzustellen.

— Das Repertorium des hiesigen Königsstädtischen Theaters für das abgelaufene Jahr enthält aus der ge-

wandten Feder des bühnenkundigen Hrn. Alexander Cosmar einige biographische Nachweisungen über den verstorbenen Schauspieler Heinrich Schmelka, die für alle Freunde dieses unvergleichlichen Komikers, der eine unerschöpfliche Laune mit dem feinsten Charakterspiel verband, von Interesse sein werden.

— W. Alexis verheirathet sich mit einer jungen Engländerin.

— Der talentvolle Schriftsteller A. Rebenstein beschäftigt sich mit einer neuen Philosophie der Geschichte, deren Grundsätze er auf wenigen Bogen zusammenzudrängen und nächstens dem Druck zu übergeben denkt.

— Die durch den Tod des verdienstvollen Dr. Karl Büchner erledigte Redactionsstelle der „Literarischen Zeitung" nimmt gegenwärtig Dr. Eduard Meyen ein, ein junges, bisher in der Stille gereiftes Talent, das tüchtige wissenschaftliche und philosophische Grundlage und eine freie unverkümmerte Lebensanschauung in die Kritik mitbringt und sich heilsam für das heutige Literaturwesen entfalten wird.

— Der Aufwand für das gesellige und gesellschaftliche Leben ist in Berlin seit Kurzem in einer außerordentlichen Steigerung begriffen und hat auf die Eleganz der häuslichen Einrichtung einen großen Einfluß. Die Gesellschaften, die man jetzt hier veranstaltet, werden zunehmend mit immer ansehnlicheren Kosten gegeben, während sonst die berliner Gesellschaftswelt wegen ihrer anspruchslosen und oft dürftigen Einfachheit bekannt war und darin gegen andere Städte ziemlich abstach. Demgemäß vermehrt sich auch in den Häusern der Glanz und der Com-

fort der Haushaltungen auf eine früher nicht gewohnte Weise.

— Es befindet sich gegenwärtig hier in Berlin ein interessanter Mann, Andresen Siemens aus Helgoland, seiner Kunst ein Schiffsbauer, der durch Charakter, Sinnesart und die eigenthümliche Stellung, die er auf seiner Insel bis jetzt behauptet hat, merkwürdig geworden ist. Man wird mehr von Andresen Siemens erfahren, wenn Wienbarg's längst angekündigtes „Tagebuch aus Helgoland", der ihm darin einen besonderen Abschnitt gewidmet hat, endlich erschienen sein wird. Siemens steht nämlich seit Jahren in einer beständigen Opposition gegen das englische Gouvernement auf Helgoland und hat seine Conflicte mit demselben mehrmals vor die höchste Instanz nach London getragen. Seine Klagen betreffen besonders den Mangel aller Theilnahme und alles rechtlichen Beistandes, welchen er dem englischen Gouverneur gegen die Bevölkerung der Insel beimißt und der ihm um so schreiender däucht, als es die Lage Helgolands ihm zu erheischen scheint, daß man auf die Eröffnung neuer Hülfsquellen für die Bewohnerschaft denke. Mit jedem großen Sturm, der über ihren nackten Felsen herfährt, müssen nämlich die armen Helgolander befürchten, daß ihre einzige bedeutende Erwerbsquelle, das Seebad, (das Siemens zuerst einrichten half) in den Wellen des Meeres spurlos versinke! Mit jedem Sturmwind nimmt die der Insel Helgoland gegenüberliegende Düne, welche das Seebad möglich macht, an Umfang ab, die Hoffnung, daß sie sich auch nur noch ein Jahrzehnt dazu brauchbar erhalte, ist ungewiß, und sie kann heut und morgen schon durch

den heftigen Orkan einer einzigen Nacht verschwinden. Wer, wie Siemens, vor der Einrichtung des Seebades den Zustand der Bevölkerung auf diesem gänzlich hülflosen und unwirthlichen Felsen gekannt hat, muß natürlich von lebhaften Besorgnissen für die Zukunft erfüllt werden. Siemens trägt sich aber noch mit ganz andern Sorgen, welche manche Unbill in der heutigen Gesellschaftsordnung zum Gegenstand haben und die er in einer eigenen Schrift, mit deren Abfassung er gegenwärtig beschäftigt ist, niederlegen will, wovon ohne Zweifel etwas sehr Originelles zu erwarten sein wird, da dieser tüchtige Mann seine Bildung lediglich durch das Leben und manche herbe Erfahrung, und nicht aus Büchern sich gewonnen. Seine Schicksale sind von der Art gewesen, daß er namentlich die trügerische Gewalt, welche der Eid und die Beweiskraft habende Eidleistung in der heutigen socialen Welt erlangt haben, bitter zu empfinden Ursache hatte, indem sein Vater durch falsche Eide, die man gegen ihn leistete, unglücklich wurde. Auch über die falschen Eide in dem heutigen Leben will Siemens schreiben. Was seine politische Gesinnung anbetrifft, so nennt er sich selbst „liberal-monarchisch." Dieser Mann trägt sich mit den umfassendsten Plänen, die nur im Hirn eines einzelnen und vereinzelten Menschen Platz haben mögen. Er gedenkt sich von hier nach Petersburg zu begeben und hat hohe Ansichten von dem Geist des russischen Gouvernements. Ich sprach diesen bemerkenswerthen Mann einigemal bei Dr. M., mit dem er lebhaft und mit einer feurigen und heftigen Beredsamkeit, wie sie solchen Naturkindern eigen ist, über helgolandische und englische Ver-

hältnisse debattirte. Er ist nicht großer Statur, aber sein Gesicht und alle seine Bewegungen verrathen eine charakterfeste Entschlossenheit, mit einem Zug von Schlauigkeit gemischt. —

* **Berlin.** — Das Latein aus Rom hat uns, wie die geharnischte Sprache der Entgegnung des Geheimen Staatsministers von Altenstein bewiesen, keineswegs aus dem Concept gebracht und ist auf gut Deutsch von hier beantwortet worden; allem Anschein nach werden wir aber bald unsern Frieden mit der römischen Latinität geschlossen haben, während unsere Zeitungsleser sich schon in die Verlegenheit gesetzt glaubten, künftighin Scheller's Wörterbuch mit in die Cafés und Conditoreien nehmen zu müssen. Was können in einer Zeit und in einem Lande, wo päpstliche Bullen erst durch königliche Cabinetsordres sanctionnirt werden müssen (nach dem Concordat Preußens mit dem Papste) solche Zerwürfnisse bedeuten, die selbst in dem Theil unserer Provinzialbevölkerung, wo sie einen naturgemäßen Anklang finden könnten, nur ein künstlich genährtes und geschürtes Feuer sind, das bald spurlos verflackern wird! In unserer Zeitepoche, welche die Epoche der Macht der Weltlichkeit ist, wird sich auch der feuerfangendste geistliche Zunder niemals mehr zu einem Religionskrieg anblasen lassen, und nur ein so unhistorischer und seine Zeit verkennender Kopf, wie der Erzbischof von Cöln, konnte sich solchen schwachsinnig fanatischen Hoffnungen hingeben, wie er zuerst schon in seinem Buche über die Religionsfreiheit der Katholiken angedeutet und später durch sein amtliches Verfahren, das allen bestehenden gesetzlichen und vertragsmäßigen Staatszuständen

Hohn sprach, in Ausführung zu bringen gesucht hat. Die edle, würdige und gediegene Haltung, mit der von hiesiger Seite in dieser Angelegenheit zu Werke gegangen worden, hat ihre Wirkung auf die öffentliche Meinung nicht verfehlt, und man muß lächeln, wenn es Einige hier und da versuchen wollen, den Freiherrn von Droste zu Vischering als einen tragischen Repräsentanten des alten Katholicismus hinzustellen. Für eine solche altmodische Tragödie hat die Zeit auch nicht das geringste Interesse mehr und es fehlen ihr alle Elemente des lebendigen Antheils daran. Im preußischen Staat ist es der Geist der Wissenschaft, der das Versöhnungswerk zwischen den katholischen und protestantischen Glaubensmeinungen zu übernehmen gestrebt hat, in einem protestantischen Reiche sieht man hier katholisch-theologische Facultäten errichtet, und wenn die hochkatholische familia sacra Westphalens in der Person des Erzbischofs von Cöln den Wahn alter Zeiten wieder heraufzubeschwören und mächtig zu machen gesucht hat, so können die Nachtheile davon nur auf das eigene Haupt dieser Partei zurückfallen, die glücklicherweise früh genug beweist, was bei einer Hegung aristokratisch-pietistischer Tendenzen in der Mitte des modernen Staatslebens herauskommt. —

— Auch hier sind bekanntlich Subscriptionen umhergegangen, um den sieben göttinger Professoren eine Genugthuung der öffentlichen Meinung auszudrücken. Da aber Das, was unter den Professoren der hiesigen Universität dafür geschehen sein soll, durchaus keinen Charakter von Oeffentlichkeit und öffentlicher Demonstration an sich trägt, so ist eine deshalb ergangene Nachforschung sofort

wieder eingestellt worden. Unter den Professoren, welche Beiträge für ihre vom Lehrstuhl verwiesenen Collegen unterzeichnet, soll sich auch Herr von Savigny mit einer ansehnlichen Summe befinden, der sich hier mit Herrn Professor Gans friedlich zu einem und demselben großsinnigen Zwecke begegnete. Die von Herrn G. Reimer unter den hiesigen Buchhändlern in Anregung gebrachte Subscription hat geringeren Anklang gefunden. Es hat sich aber bei dieser Gelegenheit in allen Sphären der hiesigen Gesellschaft eine so erfreuliche ächt deutsche und gemeinnützige Gesinnung an den Tag gelegt, daß das unglückliche Ereigniß in der That nur dazu gedient hat, das Nationalgefühl in unserm deutschen Vaterlande wieder einmal zu stärken und ihm einen edlen Ausdruck zu leihen.

Bunzlau. In der rüstigen und verlagslustigen Appun'schen Buchhandlung hierselbst wird eine Uebersetzung des Secrétaire intime von George Sand durch eine in Paris lebende junge Deutsche, Louise Claudé, erscheinen. Dieser vortreffliche und in Deutschland so wenig bekannte Roman der Madame Dudevant hatte längst eine Uebertragung verdient; es gehört freilich zu solchen Arbeiten ein sinnreicher Fleiß und eine gewisse Congenialität, die außerhalb des Bereichs der gewöhnlichen Uebersetzerindustrie liegt. Deshalb ist es auch nicht zu verwundern, daß sich noch Niemand an die Uebertragung der Lettres d'un Voyageur von G. Sand begeben, die einen Uebersetzungskünstler erfordert, welcher der Dichterin selbst fast gleichstehen müßte in der hohen Vollendung des Stils und jener harmonischen Klarheit, die in ihrer Darstellung

mit so freier und leichter Grazie den tiefsinnigsten Inhalt zur Anschauung bringt. Unsere jungen deutschen Schriftsteller sollten sich von Zeit zu Zeit mit solchen Uebersetzungen beschäftigen, um die höchste Kunst des Stils daran zu studiren. — In Appun's Buchhandlung, durch welche Schlesien eine ganz neue Bedeutsamkeit für den Büchermarkt zu erhalten anfängt, sind auch die Memoiren von Friedrich Laun in drei Bändchen herausgekommen. Diese Lebenserinnerungen des alten Romanschriftstellers, die sich in anspruchlosester Form darbieten, kann man nicht ohne Interesse und Vergnügen durchlaufen. Der Verfasser, der in seinen eigenen schriftstellerischen Leistungen keine besondere Originalität, wohl aber immer einen hellen, muntern und gesunden Sinn an den Tag gelegt, erweist sich demgemäß auch im Leben als ein freundlich contemplatives Gemüth, das jederzeit zum Aufnehmen des Guten und Schönen, das es um ihn her gibt, bereit und empfänglich ist. Aus seinem Leben spricht eine frische Leutseligkeit, die Manchem etwas hausbacken und vielleicht philisterhaft erscheinen mag, welche aber auch ihr Anmuthiges und Schätzenswerthes an sich hat und von den freundlich Gesinnten dergestalt aufgenommen werden wird. Freundlich gesinnte Leser muß aber Jeder, der sein Leben selbst beschreibt, nothwendig voraussetzen; wer einer biographischen Erzählung antipathisch zuhört, dem wird Alles daran in einem falschen Lichte erscheinen. Laun ergeht sich während seines harmlosen Lebens in einer bunten Gestaltenreihe, mit der er auf die harmloseste Weise sich in Berührung setzt, die gemüthlich-geselligen Kreise und Gruppen in Dresden und Leipzig geben eine beson-

ders reichhaltige Ausbeute für einen so umgangslustigen Sinn, freilich erscheint ihm daran Manches bemerkenswerth, was dem größeren Publikum höchst gleichgültig verbleiben mag. Seine Charakteristiken und Schilderungen berühren meist nur die gefällige Oberfläche der Erscheinungen, oder vielmehr Das, was an ihnen gerade gefallen oder nicht gefallen hat, ganz in jener gesellig seichten, aber gutmüthig plaudernden Weise, wie die flüchtige gesellschaftliche und conventionnelle Berührung im Leben sie mit sich bringt, aber man sieht doch daraus, wie diese oder jene bekannte Gestalt gerade in dieser Art sich bewegt und gegeben hat. Wie uns in der Literatur die zähe Unermüdlichkeit des Verfassers einige Bewunderung abnöthigen konnte, so ist es in diesen seinen Lebensmemoiren die unermüdliche Lust, mit Menschen umzugehen und sich ihnen offen hinzugeben, was wir am meisten daran bewundern. — Unter der Presse befindet sich hier ein neuer Roman des talentvollen Schriftstellers Theodor Mügge, unter dem Titel: „Tänzerin und Gräfin.“ —

Hamburg. — Der nebst seinem Herausgeber hieher übersiedelte Telegraph fängt an, eine gewisse Localbedeutung für Hamburg zu erlangen, indem er sich bereits hier ein nicht unbeträchtliches örtliches Publikum gewonnen. Das übrige journalistische Treiben, das seit Kurzem Hamburg mit einer argen Vielthuerei überschwemmt hat, ist freilich zumeist so armselig und widerwärtig, daß man sich zu der Erscheinung eines ausgezeichneten Literaten hier Glück wünschen kann. Mit den Probeblättern des Telegraphen, was die darin enthalte-

nen politischen Artikel, über den Erzbischof von Cöln und die göttinger Professoren, anbetrifft, ist man jedoch hier nicht ganz einverstanden, da man in Hamburg im Ganzen radicaler über diese Angelegenheit denkt und Gutzkow sonderbarer Weise zum Theil versucht hat, das Mitleid und die Rührung für den abgeführten Erzbischof zu erwecken. Hoffentlich wird der Herausgeber des Telegraphen sich nicht in einen langweiligen Doctrinarismus verlieren, denn Nichts könnte mehr dazu beitragen, seine literarische Erscheinung zu einer abgeschwächten und unwirksamen zu machen. Sein rüstiges Streben für die Literatur beweist übrigens schon der Umstand, daß er eine Uebersiedelung hieher bloß deshalb vorgenommen, um seine journalistische Wirksamkeit erhöhen zu können, und wenn man bedenkt, wie wenig gegenwärtig die Zeit dazu ist, von der Führung eines deutschen kritischen Journals Früchte, Lohn und Dank zu erwarten, so muß eine solche mitten im Winter vorgenommene Veränderung des Wohnorts rein als Aufopferung erscheinen. Eine Aufopferung ist es um so mehr, da unser rauhes Klima, besonders im Winter, dem Fremden fast unerträgliche Unbehaglichkeiten bereitet, und außerdem der Sinn der Bewohnerschaft Hamburgs, das seine frühere literarische Bedeutung schnell vergessen, keineswegs den fremden Literaten, die sich hier ansiedeln, günstig ist.

— Die vertrauten Briefe über Hamburg in Mundt's Delphin, und was hier darüber unbegreiflicher Weise gesprochen und gedruckt worden, beweisen es ebenfalls, wie wenig man sich hier noch in literarischen Urtheilen und Darstellungen zurechtfinden kann, wenn sie das

eigene Wesen betreffen. Man hat dem Herausgeber des Delphins in dem hamburger Correspondenten einen recensirenden Matrosen oder Krahnzieher auf den Hals geschickt, um ihn mit plumpen Fäusten derb abzuführen, daß er sich erlaubt hat, einige nachtheilige Scherze über manche Eigenthümlichkeiten Hamburgs zu machen. Dabei ist noch zu sagen, daß wir unseres Wissens keinen einzigen Schriftsteller kennen, der im Ganzen so günstig über Hamburg geurtheilt hätte, als gerade der Verf. der vertrauten Briefe. Uebrigens muß jedem Reisenden, der eine Stadt besucht und darin sein schweres Geld zum Besten der Einwohner verzehrt hat, freistehen, in seinem Reisejournal anzumerken, was gerade seine Ansicht ist. Ich bin zufällig von dem Entstehen jenes grobfäustigen Matrosenartikels gegen den Delphin unterrichtet, und dies ist der Grund, weshalb ich Ihnen hier eine Bemerkung darüber schicke. Jener Artikel ist auf Veranlassung einiger hiesigen Damen entstanden, die wohl mit Recht einiges Aergerniß an den „vertrauten Briefen aus Hamburg" nehmen konnten, weil deren Verfasser, der doch sonst eben kein Frauenverächter ist, über die Hamburgerinnen doch gar zu ungalant abgeurtheilt hat. Nun aber werden Sie gewiß ausrufen: „was, um des Himmels willen, müssen das für Damen sein, bei denen man sich durch eine Polemik von solchem Ton und Anstand einen Dank erwerben konnte!" Allerdings scheinen beinahe die Darstellungen des Verfassers der vertrauten Briefe dadurch sich gerechtfertigt zu erweisen. Aber gemach, gemach, es sind oft die liebenswürdigsten Hamburgerinnen, die über derbe Späße lachen, und derb genug hat es jener

Beurtheiler des Delphins gewiß gemacht, indem er sogar die Worte anwendet:

Hat sich der Kerl pumpsatt gefressen,
Thut ihn der Teufel zum Nachbar führen,
Ueber mein Essen zu raisonniren. —

Dies ist gewiß ein schöner Ton, um sich in jedem Damenboudoir beliebt zu machen. Les beaux esprits se rencontrent. —

— Die Vergrößerung und Erweiterung der hiesigen Neuen Zeitung, mit einem literarischen Feuilleton, das interessante Artikel von Wienbarg und Dr. Wille verspricht, muß allen Zeitungslesern willkommen sein. Nur wäre zu wünschen, daß Druck und Papier noch mehr die Lectüre begünstigten. —

— Der Roman von dem hier lebenden Schriftsteller Friedrich Clemens (Gerke) „Bei Nacht und Nebel" (Güstrow, b. Opitz), welcher eine seltsame Hermaphroditengeschichte behandelt, erregt großen Scandal unter den Romanlesern. In dieser Darstellung spukt eine wahre Hottentottenphantasie, die mit Kopfabbeißen liebkost, und sich unerhörte Gräuel beim Spazierengehen wie zufällig aus den Zähnen stochert. Der Verfasser (der auch ein „Manifest der Vernunft" geschrieben) ersinnt die seltsamsten Geschichten, in seinen Romanverhältnissen kommen noch wilde Mädchen vor, die er vergeblich zu zähmen versucht, wandernde Schneidergesellen, die fast vor Hunger umkommen, beschäftigen sich bei ihm mit Kant's Kritik der reinen Vernunft, und einem Philosophie studirenden Hermaphroditen, der trotz seiner physischen Unmöglichkeit die größten Ausschweifungen begeht, wird bei lebendigem

Leibe von seinem Busenfreunde der Kopf abgeschnitten, indem er eben im Begriff ist, sich seine Grabschrift zu dichten. Trotzdem ist eine gewisse Genialität und außerordentlich viel Talent bei dem Verfasser nicht zu verkennen, aber man sinnt vergeblich darauf, was man ihm anrathen solle, um einem so verirrten Trieb der Phantasie wieder eine geregelte und vernünftige Richtung zu geben. —

Jena. — In Ermangelung des Neuen, wovon zu melden Sie mir aufgetragen, theile ich Ihnen anbei etwas ganz Altes mit, das aber in gewisser Hinsicht, wie ich glaube, mit einer neuen und interessanten Beziehung zu dem Leben der Gegenwart in einem Journal auftreten kann. Mir sind nämlich hier vor einiger Zeit Blätter aus dem Tagebuche K. L. von Knebel's in die Hände gefallen, die von den Herausgebern seines Nachlasses damals unbenutzt geblieben, wegen Rücksichten, die wohl aus mancher ängstlichen Spannung der letzten Jahre erklärlich waren. Dies sind Knebel's, des Weisen von Jena, Ansichten über das Christenthum, die mir, als ich sie auf den zerstreuten Papierblättern las, deshalb so frappant aufgefallen sind, weil sie gewissermaßen als Vorläufer von Bestrebungen erscheinen, die in unserer Zeit namentlich durch Strauß einen systematischen Charakter angenommen haben und in dem neuangekündigten Werk von Gfrörer (Geschichte des Urchristenthums) noch eine besondere Nüancirung zu gewinnen scheinen. Bedenkt man, wie die Ansichten des alten Knebel vom Christenthum, unabhängig von jedem Contact mit dem Gifte der Zeit, ganz in der Stille seines letzten Einsiedler-

lebens und gewissermaßen in naiver Weise sich entsponnen haben, so erscheinen dieselben um so merkwürdiger. Da Sie meine theologische Richtung kennen, so habe ich nicht nöthig, Ihnen dabei zu bemerken, daß ich diese Ansichten des alten lucrezischen Thomas unerbaulich genug erachte, aber ich empfehle Ihnen, diese Tagebuchsblätter möglichst vollständig zum Abdruck zu bringen, indem sie als Belege für die psychische und subjective Stimmung des Jahrhunderts, aus der auch Erklärungen für die allgemeine Richtung der Speculation abgenommen werden müssen, hingehen können. — y —

1822.

Den 11ten Juli.

— „Es ist eine Religion nöthig, die gewissermaßen durch eine göttliche Autorität das Volk binde, und von ausschweifenden Phantasieen zurückhalte.

Unter allen, die wir kennen, wäre wohl die christliche hiezu die geschickteste, wenn sie nicht durch eigene Schwäche und durch wunderhafte Erzählungen und Geschichten Gelegenheit zur widrigsten Verunstaltung gegeben hätte.

Erstlich ist sie ganz und gar auf jüdische Grundlage und Erzählungen erbaut, und doch in der Hauptsache gewissermaßen mit diesen im Widerspruch.

Es ist nemlich nicht zu leugnen, daß die jüdische Religion alle Argumente ihrer Lehren auf das jetzige Leben bezieht, da der christliche Glaube uns gleichsam ganz von dieser Welt hinwegweist, und allen Grund unsers Lebens

auf ein Dasein hinlegt, das wir nur — und kaum — mit der Phantasie erreichen mögen.

Diese schwache Seite der christlichen Lehre hat unendlichen Verirrungen und Ungestalten Platz gemacht. Das Schwärmerische, das schon in ihr liegt, war ein Zunder zu ungeheuern Ausschweifungen empfänglicher Gemüther. Man wollte hier durch Qualen und Büßungen einer erträumten Glückseligkeit sich zu versichern suchen, und dort, wo man listiger auf die Güter dieser Welt gestellt war, bediente man sich eben dieser Mittel, um sich der Gewalt irdischer Dinge zu bemächtigen.

Der Mensch lebt gern in Extremen. Mäßige Klugheit will ihm selten gedeihen, wann Leidenschaft oder Phantasie mit ins Spiel kommt. Wir sehen es überall. Ueberfluß oder Armuth, Schwelgerei oder Privation — der Papst oder der Bettler — ein ewiges Leben oder gar kein Leben. Hiezu konnte der Aberglaube am kräftigsten behülflich seyn; denn da er am stärksten auf die Phantasie wirkt, so ist sein Reich gleichsam unbegrenzt.

Dieses wußten die Männer früherer Jahrhunderte wohl zu gebrauchen; denn was vorerst fromme Einfalt zur Verachtung alles Irdischen, selbst zur Gleichgültigkeit gegen Schmerzen und Tod, bewegte, desselben bedienten sie sich nun zur Erhöhung geistlichen Ansehens und irdischer Gewalt. So erwuchs aus dem hölzernen Kreuz die dreifache Krone, die Herrschaft über die Welt. Entblößt von aller irdischen Rücksicht wurde die fromme Unschuld Mutter der fürchterlichsten Greuel.

Das ist der Zustand, unter welchem wir anjetzt seit Jahrhunderten die Religion, die Menschen zur Glück-

seligkeit des Lebens führen soll, bei besserm Bewußtsein verständiger Menschen, erblicken müssen."

„Wie wir nun gesehen haben, so war das Christenthum zuerst auf ein gedrücktes niedriges Volk gewandt, dessen Vorsteher selbst von der Herrschaft der Römer verhöhnt wurde. Unter diesem Zustand erhob sich ein leuchtendes Licht, ein wahrer Gottessohn, der die allgemeine Niedrigkeit und Bedrängniß durch eine höhere Ansicht erheben wollte. Er schuf die Niedrigkeit selbst zum glänzenden Vorzug, und bereitete ihr ein überirdisches Reich. Daß er seine eigene Gestalt damit erhöhen mußte, lag in der Sache. Nicht daß er selbst die Mährchen, die man von seiner Geburt und andern Umständen herumtrug, sollte verbreitet haben; aber er gab Gelegenheit dazu, indem die wundersüchtigen Juden nur alles auf diese Art zu verherrlichen suchten.

Die besten Jahre seines Lebens brachte er ohne Zweifel in der Betrachtung zu, wie er sein Volk von seiner Niedrigkeit erlösen möchte. Er fand kein anderes Mittel dazu, als durch seine Lehre und sein Leben Geduld, Sanftmuth, Demuth, Strenge und Heiligkeit der Sitten auszubreiten, und dabei auf die Hoffnung eines künftigen bessern Zustandes hinzuweisen. Er erreichte solches zum Theil, und besiegelte es mit seinem Tode.

So war er ein wahrer Wunderthäter. Aber die irdischen befangenen Menschen suchten auch noch sinnlichere handgreiflichere Wunder, um seine wahre Göttlichkeit damit zu bestätigen.

Daher und aus der rohen sinnlichen Natur der Men-

schen sind alle jene Mährchen und Wunder entstanden, die sich sogar noch auf den heutigen Tag fortpflanzen möchten.

Diese nun allein sollen als Gründe und Beweise der Wahrheit des Christenthums dastehen, da es schon für sich allein ungeziemlich und albern scheinen möchte, wann ein Gott mit seiner Natur Spiele treiben wollte, und seine Kunst darin zeigen, daß er, um irgend einer menschlichen Absicht willen, ihre ewigen Gesetze auch verändern könne.

Solche abgeschmackte Begriffe haben doch auch große und vornehme Männer der Gottheit nicht unwürdig annehmen können!

Wir überlassen daher den Juden, und überhaupt den Morgenländern, Fabeln und Mährchen zu erdichten, um die Thaten und das Lob ihrer Helden dadurch zu erhöhen. Sie mögen auch manches Gute und Lehrreiche dadurch bezwecken; nur sei es uns erlaubt, von dem Höchsten einen höhern Gesichtspunkt zu fassen, und den Schöpfer der Welten nicht zu gauklerischen Vorstellungen herabzusetzen.“ ....

„Wann wir mit aufmerksamem Auge den Lauf und Zusammenhang der Natur und ihrer Schöpfungen betrachten, so finden wir, der Mensch schätze sich in derselben zu hoch. Man nimmt zu wenig darauf Acht, wie sich die Göttlichkeit seines Geistes auch schon in dem Göttlichen der übrigen Naturen offenbare.

Wir wollen nichts von dem Instinkte der uns so verwandten Naturen der Thiere sagen, schon jedes Blatt,

jede Blume zeigt etwas Wunderhaftes, und nähert sich gewissermaßen unserm Geiste.

Das große All! — Was ist es? — Wer kann es erforschen, wer begreifen! — Tiefgebeugt neigt sich der nur am Rande verweilende Geist — und versinkt wie in einen Abgrund. Was ist möglich? — was ist nicht möglich? — Hier schwindelt der Verstand.

Sagst du, dieß sei das große Werk der Schöpfung! — Aber wo ist der Geist, der dieß alles erfüllt? —

Hier, bete an, und schweige! — Dieß sei dein Tempel! dieß der Gott, den du verehrst! das Unendliche! .... Er ist es in dem kleinsten Blatte! Er in den Welten! — Auf Scherz und Spiele versteht er sich nicht; auch nicht auf die geschriebenen Schriften; sein Spiel sind die Welten, seine Handschrift die Gestirne. —

Nun, Mensch, nun messe! — Was bist du? — der Hauch eines Augenblicks. Die Folge unzähliger auf einander folgender Wesen, die immer ihre Gestalt verändern. Nur der leiseste Uebergang zu dem Nächstfolgenden, eben so vergänglichen.

— Und doch trotzest du auf deine Natur, und willst sie dem Ewigen, Unvergänglichen gleich messen! —

Nur eine Ahnung ward dir vom Ganzen — und diese laß zu deinem Glücke genug seyn! ....

Wann wir von dieser Höhe herab auf das blicken, was die Menschen beginnen und thun, und was sie sich zur Vorstellung ihres Daseins und Glücks, und dieser Welt gemacht haben, so erscheint uns selbst der kleinste Ameisenhaufe noch wie ein großes Gebäude.".

Den 14ten Juli.

— „Was braucht es Offenbarung? — Ist die Welt, die vor uns steht, keine Offenbarung? — Aber des Menschen kindischer Sinn will immer das Unermeßliche — das er nicht kennt, und nicht zu untersuchen sich bemüht — nach seiner kleinlichen Weise abmessen, und bildet sich zu jeder Erscheinung einen seiner Natur angemessenen Werkmeister. Diesen verlangt er nun auch in körperlicher Gestalt vor sich zu sehen. Und da er dieses nicht kann, so bildet er sich ein Wesen, das ihm gleich sei, und setzt ihm seine Eigenschaften in einem unaussprechlichen Grade zu. Damit sind alle sogenannten heiligen Schriften erfüllt, und sie mögen in gewisser Art gut seyn, um dem blos sinnlichen Menschen irgend ein Vorbild zu geben. Aber hier geht die Einbildung leicht in Täuschung über, und wie diese die Vorstellung, nach verschiedener Sinnesart, verzerrt, verwirrt, ja sogar widrig und abscheulich macht, davon können uns die Religionsgeschichten nur zu deutlichen Beweis geben.

Der Mensch muß etwas haben, woran er sich in seinem Glauben halten könne. Das Unendliche, Unerforschliche, drängt sich von allen Seiten auf ihn ein. Er findet es in jedem Gegenstand, in sich selbst, wenn er fähig ist nachzudenken. Was soll er thun? Er nimmt zu jedem Gegenstand, der mächtig auf ihn wirkt, seine Zuflucht — und betet zuletzt einen Götzen an.

Wer hat nicht seine Götzen? — Und welcher weise Mann hat nicht zuletzt das Unendliche selbst sich zum Götzen gemacht? —

So stehen wir vor dem Unendlichen da, mit kindischer

Vorstellung! — Ein Blick in die sternenvolle Nacht könnte uns von unserm Dasein einen überzeugenden Begriff geben. Aber der Himmel ist umsonst für uns ausgespannt, und wir suchen ganz andere, unbegreiflichere, Dinge hinter ihm. Nur seine niedere Gegenwart denkt und begreift der Mensch, und malt sich Dinge aus, die nie sind, und nie seyn können. — Was für ein Wust von augenscheinlichen Widersprüchen liegt nicht in unsern Vorstellungen — gegen den klaren Himmel!" ....

„Laßt uns nun weiter gehen! Ist denn nichts in der Natur, das den Menschen über seinen eigenen Zustand zufrieden stellen und beruhigen könne? —

Diese Frage kann verschieden beantwortet werden. —

1823.

Den 13ten August.

Es ist wohl zu denken, daß die Unwissenheit und Rohheit in den ersten Jahrhunderten das Christenthum zu einer kräftigen Schutzwehr gegen die Unvernunft der Menschen machte. Etwas Aberglaube war vonnöthen, um die Menschen aus ihrer rohen Willkühr zu schrecken.

So thaten Teufel und Hölle gute Dienste, und die himmlischen Freuden, so plump sie auch mochten geschildert werden, gaben einige Erweckung. Auf diesen Grund baute nun die Kirche fort, und sie hielt auch in den mittlern Zeiten die rohe Uebergewalt der Großen und Mächtigen in einiger Zucht. Je mehr sich aber die Menschen zur Vernunft aufklärten, desto mehr mußte auch das Ansehen der Kirche schwinden, und sie mußte, um solches einigermaßen zu erhalten, auf äußere Mittel denken, sich Glanz und Ehrfurcht zu verschaffen. Da kam ihr in den folgenden Zeiten das Erwachen der Künste und Wissenschaften sehr zu statten. Sie brauchte von den erstern zur Pracht und Schmuck ihrer Tempel und Altäre so viel sie

nur konnte, und von den letztern was ihr Uebermaaß der Erkenntniß vor den übrigen gab. So wuchs die große Gestalt, und deckte ihre innere Unkraft mit imposanten und herrlichen äußerlichen Zurüstungen." —

Königsberg. — Man spricht davon, daß die Uebersendung der Doctordiplome, mit denen die hiesige Universität die göttinger Professoren Albrecht und Wilhelm Weber zu ehren beabsichtigte und geehrt hat, nicht ganz ohne Verkümmerung hingegangen sei. Bekanntlich aber sind die Universitätsfacultäten in der Verleihung ihrer Grade und Ehrenbezeugungen durchaus unabhängig gestellt und haben dabei nur ihrer eigenen Würde und Rücksicht zu gehorsamen. Ich kann Ihnen auch die Versicherung geben, daß diese von einer preußischen Universität ausgehende Auszeichnung für Männer, welche die Ehre der Wissenschaft mit ihrem Rechtsgefühl in Einklang zu bringen gesucht haben, und dadurch ihre bürgerliche Stellung opferten, durchaus im Sinne der Mehrzahl der hiesigen gebildeten Bevölkerung ist, außerdem aber dem allgemeinen und ursprünglichen Prinzip unseres Staates durchaus entspricht. Auf unserm entlegenen Terrain hören wir nur spät den Wellenschlag des Tageslebens rauschen, aber er trifft uns dann mit um so geschärfterem und klarerem Bewußtsein, er wird uns nicht so leicht hinreißen und verschlingen, doch wir werden ihn ruhig in seiner ganzen Bedeutsamkeit aufnehmen. In der That beseelt die edelste Freimüthigkeit hier fast alle Kreise der Gesellschaft und dieser rege humane Antheil an den Fragen des Tages, so wie der gesellige Geist, welcher Königsberg von jeher ausgezeichnet hat, machen das Leben an unserer etwas rauhen Küste so heimlich und behaglich. Sie begegnen hier auch einem sehr lebhaften Antheil für die Literatur, es wird in Königsberg sehr viel gelesen und der deutsche

Buchhandel dürfte ohne Zweifel bei uns stets auf einen wesentlichen Absatz seiner Neuigkeiten zu rechnen haben. Die hiesige Hartung'sche Zeitung, obwohl sie keine Bedeutsamkeit irgend einer Art in Anspruch nehmen kann, wirkt doch durch die Art, wie sie die tagesgeschichtlichen Thatsachen hervorhebt, in naivster Weise liberal und behauptet dadurch einen erfreulichen Charakter. Der Universitäts-Professor Karl Rosenkranz hat mit seinem beweglichen Geist auch auf die literarische Bildung der hiesigen Gesellschaft zurückgewirkt, sein hoher Beruf ist überhaupt die Popularisirung des Wissenschaftlichen, in welche Arbeit sich jetzt so viele ausgezeichnete Geister in der Zeit theilen, und in dieser Weise haben die Vorlesungen, die Rosenkranz hier vor einiger Zeit vor einem gemischten oder wenn man will gewählten Publikum gehalten, genug des Anregenden auch gesellschaftlich verbreitet. Ein anderer hier lebender, reichbegabter Schriftsteller ist Alexander Jung, der durch frühe Unglücksfälle und tragische Geschicke, die ihn betroffen, sich mehr zur Zurückgezogenheit vom Leben als zum Hervortreten aufgelegt fühlt. Aus einer solchen Richtung sind auch manche Irrthümer erklärlich, denen er in seinen kürzlich herausgegebenen „Briefen über die neueste Literatur" sich hingegeben. Sein Hinstreben auf das Positive und die christliche Beruhigung ist darin wohlthuend und bemerkenswerth, da es mit einer so feurigen Hingebung an die bewegenden Interessen der Gegenwart sich verschwistert zeigt. Im Ganzen aber rechtfertigen diese Briefe, die auch zu einer großen Einseitigkeit hinneigen, die Erwartungen nicht, die man nach früheren Talentproben des Verfassers von ihm hegen konnte. —

Ich füge noch einen Bericht über eine kleine Schrift von Rosenkranz bei, die vielleicht nicht die Bekanntschaft des größeren Publicums machen wird, weshalb ich es angemessen erachte, Ihnen für den Freihafen das Wich-

tigste daraus hervorzuheben. Dies ist die Rede „über den Zweikampf auf unsern Universitäten", die Professor Rosenkranz bei Gelegenheit eines beklagenswerthen Studenten-Duells, das hier vorgefallen, gehalten. Nachdem der Verf. einige treffende Bemerkungen über Zweck und Begriff des akademischen Lebens, über akademische Freiheit und über die Freiheit als die Poesie des Lebens gemacht, geht er zu der Behauptung über, daß der Zweikampf wesentlich ein germanisches Institut sei, und daß es zugleich in den Unzulänglichkeiten der bürgerlichen Verfassung des Mittelalters gelegen, den Zweikampf supplementarisch zur Beendigung solcher Zwistigkeiten herbeizurufen, welche nicht durch den gewöhnlichen Gang des Rechtes gehoben werden konnten. Der Verf. bemerkt, das Duell habe sich unter den Studirenden noch am meisten in dem rein germanischen Geist erhalten, so daß selbst ein Professor, ein geborener Scandinavier, Henrik Steffens, in seiner Schrift: die gegenwärtige Zeit und wie sie geworden, dem Duell eine glänzende Apologie gehalten habe.*) Der supplementarische Charakter des Duells aber, bemerkt der Redner weiter, hat aufgehört, da eine solche Berechtigung nicht mehr in den heutigen bürgerlichen und gesetzlichen Zuständen liegt. Man habe von dem Mysticismus in der Ehre gesprochen, der nur durch das magische Medium des Blutes sich befriedigen könne, allein es sei anzunehmen, daß die jetzige Zeit die

*) In der That, man bekommt Mitleid mit dem Professor Steffens, wenn man bedenkt, was sich Alles aus seinen früheren Schriften ableiten und demonstriren läßt! Noch interessanter wäre es, aus seinen „Carikaturen des Heiligsten" die Stellen wieder abdrucken zu lassen, wo er leidenschaftlich für die Preßfreiheit ficht, auch in Bezug auf Preußen. Psychologisch merkwürdig aber sind seine früheren Aeußerungen über das Duell, da ihm selbst, nach seinen eigenen autobiographischen Geständnissen, die Natur den persönlichen Muth versagt hat.

Capricen des sogenannten point d'honneur, diese spanischen Grillen, hinter sich habe, und daß die Ehre, ihrer Unendlichkeit unbeschadet, mit einem geheimnißvollen Dunkel nichts zu thun hätte. Manche Gesetzgebungen hätten daher auch schon angefangen, den überlebenden Duellanten zur Erhaltung der Familie des Getödteten zu verpflichten. Das jetzige Duell aber sei, wenigstens auf den Universitäten, meistens ein Spiel, da der mittelalterliche Ernst, der sonst eben mit ihm versöhnt habe, daraus entwichen sei. Nichtsdestoweniger sei das Spiel ein gefährliches, und das Sprichwort warne, den Teufel nicht an die Wand zu malen. Es sei aber durchaus dem heutigen Standpunct der öffentlichen Meinung angemessen, den socialen Zwang zum Duelle aufhören zu lassen, und die Studirenden müßten davon abstehen, den Zweikampf fernerhin zum höchsten Kriterium der sittlichen Tüchtigkeit zu machen. Der Redner schlägt vor, bei Ehrenfällen eine besondere Jury zu bilden, deren Ausspruch sich die strittigen Parteien zu unterwerfen hätten. Vortrefflich sind seine Bemerkungen über die Landsmannschaften und Burschenschaften auf den Universitäten. „Die Burschenschaft, sagt der Verfasser, war ernst und edel; es wäre Unrecht, es wäre Verrath an der Geschichte, ihr um ihrer politischen Ausschweifungen willen diese Anerkennung zu versagen; sie bleibt eine der denkwürdigsten Erscheinungen, und nur in einem Volke von so tiefem Gemüth und so wenig diplomatischem Talent, als das Deutsche, ist eine solche Schwärmerei, ein solches Idealisiren der Zukunft und ein solch verkehrtes Anfassen der Gegenwart möglich gewesen.“ — Darauf wird hervorgehoben, daß die Burschenschaften dem Mißbrauch des Duells ein Ehrengericht entgegengestellt hätten. „Die gänzliche Auflösung aller Studentenverbindungen, fährt der Verf. fort, ist die Periode, in welcher wir gegenwärtig leben. Doch glaube ich, daß die Zeit des dumpfen Mißtrauens, des vergiften-

den Verdachtes, der politischen Unbesonnenheit und Frechheit, des Spiels mit dem theuersten Gut der Menschheit, mit der Freiheit, die Periode der Verschwörungen und anderer erhabener und beweinenswerther Lächerlichkeiten schon vorüber ist und daß wir wieder wahrhaft heitern Zeiten entgegengehen!" — Gegen den Schluß hin heißt es sehr treffend und zeitgemäß: „Der Student wird sich der großen Verschmelzung aller Stände, die in unserer Zeit durchdringt, nicht entziehen können. Die mittelalterliche Sonderung, die schroffe Scheidung der Stände verschwindet, während die innere Eigenthümlichkeit sich vielleicht sogar noch steigert, denn mit der Freiheit des Ganzen wächst auch die Selbstständigkeit des Einzelnen, und ein oberflächliches Nivellement der ständischen Unterschiede, ein nur äußerliches Durcheinander würde der Idee des Staates wenig genügen. Sie sollen also Ihre Eigenthümlichkeit dem Zwecke des Staates nicht opfern, wohl aber sollen Sie innerhalb Ihrer Individualität der Humanität sich befleißigen!" —

Leipzig. — In dem diesjährigen Taschenbuch Urania befindet sich eine Novelle, Biondetta betitelt, die sämmtlichen deutschen Kritikern viel zu schaffen gemacht hat, und es war possirlich mit anzusehen, wie sich die meisten in ihren sogenannten Recensionen damit herumquälten und sich vergeblich abmühten, aus dem anonym gebliebenen Verfasser klug zu werden. Wir müssen es dahingestellt sein lassen, ob die Verlagshandlung oder der Einsender dieser Novelle sich absichtlich den Spaß gemacht haben, es auf eine Mystification des lesenden und kritisirenden Publikums abzusehen, indem sie die alte Quelle verschwiegen, aus der sie hier geschöpft haben. Als Spaß ist dies nicht übel, und der Ausgang hat gelehrt, daß man bei dieser Mystification seine Leute gekannt hat, denn fast kein einziger unserer gelahrten und gestrengen Recensenten hat etwas gemerkt. Die meisten

freuten sich, in dem Verfasser der Biondetta ohne Zweifel einen jungen Mann von vielversprechendem Talent kennen zu lernen, einige ahnten die Nachbildung eines ausländischen Originals, blieben aber bei dieser Vermuthung stehen, während Andere von Hoffmannischer Manier zu reden anfingen. Am sauersten hat es sich der sonst sinnreiche und gescheidte Referent über die Taschenbücher in den Blättern für literarische Unterhaltung werden lassen; dieser Mann ist ganz außer sich, daß er über den Ursprung der in jedem Betracht geheimnißvollen Novelle nicht klar zu werden vermag und er wittert sogar etwas von einer Mystification. Um so grausamer ist es, daß die Redaction der Blätter für literarische Unterhaltung, welche zugleich die Redaction und Verlagshandlung des Taschenbuchs Urania ist, ihren Referenten so sehr hat schmachten lassen, da es ihr doch, wenn sie selbst im Besitz des Geheimnisses gewesen, eine Kleinigkeit sein mußte, ihrem armen Mitarbeiter einen Fingerzeig zu geben, was schon um der kritisch gelehrten Würde ihres eigenen Journals willen, wie es uns wenigstens scheinen will, erforderlich gewesen wäre. Oder war vielleicht die Verlagshandlung selbst durch den Einsender mystificirt? Oder wollte sie bei dieser Gelegenheit einmal ihren Referenten in den Blättern f. l. Unterh. auf den Zahn fühlen, wie weit es dieselben in der Literaturgeschichte gebracht? Genug, die Novelle Biondetta ist nichts Anderes als eine weltbekannte Erzählung von Cazotte, le diable amoureux, die der Urania wahrscheinlich aus dem Tieck'schen Kreise in Dresden bescheert worden. Diese Erzählung ist aber auch bereits durch mehrere deutsche Uebersetzungen bei uns verbreitet gewesen, namentlich hat sie Professor Meyer in Bramstedt auf eine sehr gelungene Weise übertragen. Ein Freund, mit dem wir uns über dieses seltsame Unglück des heutigen Recensirwesens unterhielten, behauptete: man sehe aus diesem Vorgang, daß sich heut

zu Tage die Tageskritik fast gänzlich in den Händen des jungen Nachwuchses befinde, der ohne eigentliche literarische Basis und ohne alle Kenntniß darauf loswirthschafte und von der Hand in den Mund lebe! — In der That, man könnte es heut dreist darauf wagen, Herder, Lessing und manchen Andern, ohne Namen neu abdrucken zu lassen, die meisten unserer jämmerlichen und gottverlassenen bellettristischen Journale würden den Ursprung nicht ahnen, und Lessing würde vielleicht unter das junge Deutschland geworfen werden! — Die in allen Dingen noble und gediegene Zeitung für die elegante Welt war die einzige, welche diese lächerliche Klippe umgangen und das Richtige ahnete. —

Die Leipziger Allgemeine Zeitung hat sich in der letzten Zeit ein lebhafteres Interesse zu gewinnen verstanden und ist durch das neue Fahrwasser der göttinger und cölner Ereignisse etwas mehr flott geworden. Dies Journal läßt es sich jetzt besonders angelegen sein, aufgeregten katholischen Umtrieben gegenüber die Stimme des protestantisch = liberalen Geistes zu erheben, doch ist schwerlich anzunehmen, daß sie sich dadurch auf die Dauer beliebt machen und Dank erwerben werde, da der weitverzweigte und tief wurzelnde Pietismus unserer Zeit am Ende wieder die Oberhand erlangen wird und es in diesem Pietismus Elemente giebt, welche dem Katholischen nur allzusehr verwandt sind und es lebhaft begünstigen. Zum Verdienst aber gereicht es dieser Zeitung, daß sie über das den Nachdruck und das literarische Eigenthumsrecht betreffende Bundestagsgesetz einen Artikel hat laut werden lassen, worin die ungünstigen Resultate, welche dasselbe für Autoren und Buchhändler darbietet, einer freimüthigen Beurtheilung unterliegen: unseres Wissens der einzige Zeitungsartikel, in welchem diese Lebensfrage der deutschen Literatur unter diesem Gesichtspunct besprochen worden. Nachdem das musterhaft aus=

gearbeitete preußische Nachdrucksgesetz publicirt worden, in welchem die Frage des literarischen Eigenthumsrechts in einem weit umfassenderen und größeren Sinne gelöst erscheint, drängt es um so mehr, zu wünschen, daß auch die allgemeinen deutschen Bestimmungen nach demselben günstigeren Maßstab sich erweitern möchten. Der Paragraph des Bundestagsgesetzes, welcher den Schutz des geistigen Eigenthums auf zehn Jahre hin verheißt, erschien anfänglich so wenig evident abgefaßt, daß bald nach der Publication desselben Manche der Meinung waren, das literarische Eigenthumsrecht eines Werkes solle überhaupt nur zehn Jahre lang eines gesetzlichen Schutzes in den deutschen Bundesstaaten genießen. Dagegen lag nun freilich schon die Voraussetzung zu Tage, daß diese Frist nur die Jahre nach dem Tode des Urhebers oder Eigenthümers betreffen könne, und das preußische Gesetz hat diese Frist der Berechtigung auf zwanzig Jahre mit klaren Ausdrücken festgestellt. Es mag immerhin großartig erscheinen, daß die Werke eines Autors so bald schon an die ganze Nation zurückerben und daß diese gewissermaßen seine hinterbliebene Familie ausmache, der er sein eigenstes Eigenthum zum beliebigen Verbrauch überläßt, aber nimmt man nicht für die deutsche Literatur und den deutschen Buchhandel den Gesichtspunct zu hoch an, wenn man es auf solche Großartigkeiten anlegt?? In Frankreich, wo der Autor schon bei seinen Lebzeiten an seinen Werken ein baares Capital erworben haben kann, das er den Seinigen hinterläßt, gewinnt dieser Verfall seiner Bücher an die Nation einen andern Anstrich und eine größere Berechtigung. Die französischen Literaten nehmen gemeiniglich so viel Geld ein, werden bei ihrem Leben von der Nation so gehegt und gepflegt, daß nach ihrem Tode ihr Land allerdings ein gewisses Anrecht an ihre geistige Hinterlassenschaft erworben zu haben scheint und man dort mit Recht fragen kann: wozu noch nach ihrem

Ableben ein mercantilisches Monopol darauf fortdauern solle? In unserm Deutschland aber, wo man die Literatur haßt, verfolgt, ihr in jeder Weise das Athmen erschwert und im besten Falle sie gering achtet und eben nur duldet, in Deutschland, wo dieser gehetzte Opferstier, den man Schriftsteller nennt, bei seinem Leben nur die Qualen der Autorschaft empfindet und die Seinigen mit ihm; wo er, wenn er nicht von den höhern Interessen, denen er sich opfert, wahrhaft beseelt wäre, lieber Holzhauer sein möchte, als geistiger Lehrer einer durch ihr Naturell undankbaren und wegen ihrer Geldarmuth peniblen Nation: hier will man dem Literaten, wenn er nun nach seinem Tode endlich größere und unbestrittenere Anerkennung findet, und sich für die Duldung und Verbreitung seiner Werke Alles günstiger gestaltet, hier will man ihm noch die Freude und Genugthuung rauben, daß er den Seinigen, die mit ihm gelitten und gerungen haben, ein Capital, ein Eigenthum hinterläßt, das sie vor Elend und Mangel schützen kann?? — Auch für die innere Fortentwickelung der deutschen Literatur ist die kurzgemessene Ausdehnung des literarischen Eigenthumsrechts eher zerstörend als förderlich. Der Buchhandel wird sich dadurch von kostspieligen Unternehmungen neuer Werke, für die er ein ansehnliches Honorar bewilligen soll, mehr oder weniger abgewandt fühlen, und sich allmählig in ein bloßes Nachdrucker- und Kleinkrämergeschäft verwandeln. Es läßt sich aber erwarten, daß, besonders von Preußen aus, der Literatur doch endlich zu ihrem Sieg werde verholfen werden, da es eine klare Thatsache ist, daß die Ruhe, Würde und Ordnung unserer modernen Staaten mehr dadurch gewinnt, daß man die Literatur begünstigt, als daß man sie untergräbt. —

Paris. — Das unter der Leitung des Herrn Savoye hier angekündigte Panorama de l'Allemagne wird vom Februar d. J. an in vierzehntägigen und spä-

ter in wöchentlichen Lieferungen erscheinen und außer dem darstellenden Text eine Reihe von Kunstbeilagen jeder Art geben, in welchen nun Deutschland, das alte sowohl wie das moderne, nach allen seinen Richtungen hin, in seiner physischen sowohl wie in seiner geistigen Natur, beschrieben, beurtheilt, abgebildet und verherrlicht werden soll! Hr. Savoye weiß genau, was man den Parisern bieten kann und muß, um einen Erfolg bei ihnen davonzutragen, außerdem hat er sich mit der deutschen Heimath in die unmittelbarste und lebendigste Verbindung gesetzt, und es sind ihm auch bereits Zusagen der erfreulichsten Art von den bedeutendsten jetzt lebenden Schriftstellern Deutschlands zur Unterstützung dieses Unternehmens eingelaufen, so daß man hoffen kann, es werde das **Panorama de l'Allemagne** durch seinen Erfolg die Schmach und die Obscurität rächen, welche bisher auf allen germanistischen Unternehmungen dieser Art hier in Paris gelastet. Das **Panorama** wird besonders dadurch ein eigenthümliches Interesse behaupten, daß es größtentheils nur Originalaufsätze, von deutschen sowohl wie von französischen Schriftstellern, mittheilt, und deshalb auch in Deutschland ein antheilnehmender Leserkreis dafür zu erwarten sein dürfte. Die Politik hat der Herausgeber gänzlich ausgeschlossen, und es müßte auch komisch sein, den Franzosen von deutscher Politik lebendige und inhaltsreiche Darstellungen zu liefern. Hr. Savoye, so viel wir wissen, ein Rheinbaier von Geburt, gehört zu den wenigen Deutschen, die in Paris mit deutscher Sprache und Literatur Glück gemacht und sich ein dankbares Publikum dafür zu verschaffen gewußt haben. Das erste Erforderniß dazu, das so vielen hier lebenden Deutschen abgeht, ist aber vor allen Dingen im Besitz des Hrn. Savoye, nämlich eine dem Geschmack der Franzosen angemessene Persönlichkeit, eine imponirende Haltung, vollkommene Herrschaft über die Rede, schönes Organ u. dgl. Auf die

Franzosen macht ein tiefes Organ mehr Eindruck als der tiefste deutsche Aufsatz unserer neuen speculativen Genies. Mit welcher Meisterschaft übrigens Savoye die französische Sprache handhabt, beweist unter Anderm seine vor einiger Zeit im Feuilleton des Temps erschienene Uebersetzung von Varnhagen von Ense's „Fest des Fürsten Schwarzenberg in Paris". Man hat sich in deutschen Blättern gewundert, wie viel ein französisches Journal in einer einzigen Nummer an Stoff verschlucken könne. Jene Uebersetzung des Varnhagen'schen Aufsatzes hat aber mehrere Auslassungen. Seltsam ist, daß das französische Blatt einige Namen des deutschen Originals nicht ausgeschrieben, sondern nur mit den Anfangsbuchstaben hat andeuten wollen. —

— Sie wollen wissen, wie ich Heine hier gefunden habe? Er lebt gegenwärtig mitten unter diesem pariser Getümmel in großer Zurückgezogenheit, obwohl er sich dieselbe angenehm und behäbig eingerichtet zu haben scheint. Den Franzosen ist er ziemlich wieder aus dem Gesicht gekommen, ich werde oft von französischen Literaten gefragt: ob Monsieur „Eene" noch in Paris sei, und es ist natürlich, daß eine, noch dazu fremdländische, Celebrität, die nicht alle Tage etwas Neues auf den Markt zu führen sich beeifert, in Paris bald für verschollen gelten muß. Heine's Persönlichkeit gefiel mir schon gleich auf den ersten Anblick sehr wohl, obgleich man mir vorher in Deutschland gesagt hatte, er sei fett geworden und habe alle Jugendfrische eingebüßt. Ich fand dies keineswegs bestätigt, sein Aussehen ist selbst noch jugendlicher als es seine Jahre nöthig machen, denn Heine kommt doch nun bald in ein Alter, wo man es für Schmeichelei halten muß, zum „jungen Deutschland" κατ' ἐξοχὴν gerechnet zu werden. In seinem Sprechen hat er einen eleganten Ausdruck, der angenehm in die Ohren fällt. Sein Auge ist scharf, zustechend, aber die

Schärfe verwischt sich in der Hingebung des Gesprächs wieder in mildere Uebergänge. Seine Figur ist eher klein als groß, aber keineswegs schwächlich. Wir sprachen viel über die letzten deutschen Literaturangelegenheiten und deren Conflicte mit den Autoritäten, in welcher Hinsicht sich Heine in einem sehr versöhnlichen und klugen Sinne äußerte. Er meinte, was ihm großen Schaden gethan, sei, daß es jetzt keine Wirth's und Siebenpfeifer's mehr gebe; nun diese fehlten, halte man leider Schriftsteller, die es bloß mit ideellen Interessen zu thun gehabt, dafür. Heine äußerte auch, er begriffe nicht, wie er dazu komme, in Deutschland demagogischen Richtungen zugezählt zu werden. Er habe den größten Respect vor den Autoritäten, und werde sich hüten, dieselben zu erbittern, denn er sei kein Rechthaber, und das Forciren liege schon gar nicht in seiner Tendenz. Von einem andern hier lebenden jungen Deutschen erfuhr ich, daß Heine auf den Gedanken gekommen sei, eine deutsche Uebersetzung der sämmtlichen Werke von George Sand zu veranstalten und eine umfassende Einleitung dazu als Vorrede zu liefern. Es wäre allerdings von großem Interesse, Heine über diesen Gegenstand zu vernehmen, aber ich zweifele an der Ausführung, und glaube, daß auch dies eine der vielen Notizen ist, die sich Heine in der letzten Zeit über seine Thätigkeit zu verbreiten den Spaß gemacht und die dann die Runde durch die neuigkeitsarmen deutschen Blätter antreten. Womit er jetzt eigentlich beschäftigt sei, ist schwer zu sagen. Schon seit längerer Zeit zeichnet er Erinnerungen aus seinem Leben auf, die sich wohl zu einem Ganzen ausrunden werden, aber es dürfte schwerlich in seiner Absicht liegen, dieselben in der nächsten Zeit zu veröffentlichen. Eben so möchte die Gesammtausgabe seiner Schriften, für die er eine bedeutende Ausfeilung verheißt, noch einige Jahre anstehen dürfen. Mit einer fixen Idee aber scheint sich Heine zu tragen, wenn er noch

immer glaubt, daß Wolfgang Menzel die Herausforderung, die er ihm über den Rhein zugesandt, noch einmal bei Gelegenheit annehmen könne. —

— Der in der Revue de Paris erschienene Aufsatz des Herrn Marquis von Custine über Madame de Varnhagen hat für Deutsche vieles Interesse, obwohl er für das französische Publikum nicht ausreichen möchte, ihm von der ganzen Erscheinung und Bedeutung Rahel's eine anschauliche und prägnante Vorstellung zu überliefern. Die darin enthaltenen Uebersetzungen einiger Briefstellen Rahel's fließen keineswegs natürlich und geben einen Begriff von der Schwierigkeit, diese Gedanken dem französischen Naturell anzuschmiegen. Der Aufsatz selbst ist reich an einzelnen vortrefflichen Bemerkungen und Andeutungen und ist mit einem gewissen Sentiment und einer geistvollen Einfachheit geschrieben, wie man es seit mehreren Jahren an den Aufsätzen der Franzosen nicht mehr gewohnt war. Dies liebenswürdige Sentiment, das darüber ausgegossen, ist dem subtilen Geiste des Marquis von Custine eigenthümlich. Aber es fehlt eine Gesammtanschauung von Rahel, und Custine hätte Das aufnehmen sollen, was die neueste deutsche Kritik bereits über diesen Gegenstand geleistet. Uebrigens geht er in seiner Beurtheilung von einem sehr umfassenden Gesichtspunct aus, indem er gegen den Anfang hin sagt: „Diese außerordentliche Frau kennen lernen, heißt Deutschland selbst studiren, und vor allen Dingen Preußen, in einer Epoche, welche zugleich die glänzendste seiner geistigen Entwickelung und die unglücklichste seiner Geschichte war: im Beginn dieses Jahrhunderts". Custine lernte Rahel zuerst im J. 1814 in Wien während des Congresses kennen und brachte zwei Jahre später einige Zeit in ihrem Umgange in Frankfurt am Main zu. Interessant ist es, wie er das Eigenthümliche in der Unterhaltung Rahel's charakterisirt, indem er sagt: „Das Gespräch

mit Rahel bestand nicht etwa in einer mehr oder weniger glänzend ausfallenden Unterhaltung: es war vielmehr eine beständige innere Bewegung und Handlung bei ihr, die jedoch stets unerwartet war, weil sie durch die Anregung und Stimmung der Person, die sich mit ihr unterhielt, hervorgebracht und motivirt wurde; unterhalten ist aber nicht das rechte Wort, denn Alles, was man der Frau von Varnhagen sagte, klang unwillkürlich wie Bekenntniß und Beichte, bald freiwillig abgelegt, bald nicht. Ihre Art, wie sie den Andern anhörte, war im Stande, die Lüge selbst in Vertrauen umzuwandeln, und in das Herz des Leidenden drang ihr klarer Blick wohlthuend, wie man es selten gesehen". Bemerkenswerth ist, was der Marquis von Custine über den damals in Deutschland in seiner Blüthe stehenden Göthecultus anmerkt, der ihm in seinen Uebertreibungen etwas lächerlich erscheint und worüber er mit Rahel in einige Differenzen geräth. Der Brief, welchen er an die letztere über sein Zusammentreffen mit Göthe und dessen Persönlichkeit geschrieben, und den er zum Schluß mittheilt, verdiente in Deutschland allgemeiner bekannt gemacht zu werden. —

– Dr. Guhrauer, der durch seine Bemühungen um Leibnitz rühmlich bekannte junge Gelehrte, befindet sich seit einigen Monaten hier und arbeitet fleißig auf der Bibliothek und in den Archiven. Die Ausbeute seiner hiesigen Forschungen ist gewiß nicht unbedeutend, sowohl für Leibnitz selbst und manche mit dessen Leben und Schriften zusammenhängende historische und philosophische Gegenstände, als insbesondere für erörternde Ausführungen des Memoires über die Eroberung Aegyptens, womit sich Dr. Guhrauer lebhaft beschäftigt. —

Druck von Bernh. Tauchnitz jun.

Der Freihafen.

Zweites Heft.

Neuigkeiten. 1838.

Eben sind folgende neue Werke bei mir erschienen, und in allen Buchhandlungen Deutschlands, Oesterreichs, der Schweiz und Dänemarks zu haben:

Arlincourt, Vicomte d', Stephanie, die Krauthändlerin des Chatelêt. Deutsch von J. Schoppe. 2 Bände. 8. geh. 2½ Rthl.

Mundt, Theodor, Spaziergänge und Weltfahrten. Zweiter Band, enthält: Deutschland in Frankreich. 8. geh. 2 Rthl.

Christiansen, Dr. J., römische Rechtsgeschichte. 1r Band. gr. 8. geb. 3 Rthl.

☞ Originalität und tiefes Wissen, im Gebiete der pikantesten Polemik und einer Critik von gleicher Kühnheit, Sicherheit und Leichtigkeit im tiefsten Allgemeinen, wie im äußersten Einzelnen, sichern diesem Werke eine allgemeine Beachtung.

Wangenheim, F. Th., Jacob von Molay, der letzte Templer. Historischer Roman. 3 Bde. 8. geh. 3 Rthl.

Staatslexicon, herausgegeben von K. Rotteck und K. Welcker. gr. 8. 6r Band. 1ste Lieferung. à ½ Rthl.

Mühlbach, L., Erste und letzte Liebe. Roman. 8. eleg. geh. 1 Rthl. 8 Gr.

☞ Auf diese höchst interessante Gabe einer geistreichen Dame wird besonders aufmerksam gemacht.

Prospect einer neuen und wichtigen literarischen Erscheinung, mit dem Titel: Deutschland und die Deutschen von Dr. Beurmann.

☞ Kann in allen Buchhandlungen abgefordert werden.

Der



Galerie von Unterhaltungsbildern

aus den Kreisen der Literatur, Gesellschaft

und Wissenschaft.

Zweites Heft.

Altona,

Johann Friedrich Hammerich.

1838.

Inhaltsverzeichniss.

VII. Correspondenzblätter.

I.

Von Pillnitz bis Sonnenstein.

Von

H. Koenig.

Man sollte nichts Erhebliches ohne Losung, ohne bedeutsame Parole unternehmen, wie kein vorsichtiger Wanderer ohne Hakenstock das Gebirg betritt. Solch' ein Wort dient glückaufwärts zur Stemme, abwärts zum Halt; dient als Haken, das Entfernte heran zu ziehen, als Hammer, das Gewonnene zu prüfen. — Ich hatte weder eine Losung noch einen Hakenstock, als ich von Dresden nach der sächsischen Schweiz fuhr. Doch sah der Himmel bedrohlich genug aus, und der Weg nach Pillnitz war schmutzig, beides von den heftigen Regengüssen des gestrigen Gewitters. Die hohen Halme des weiten, fruchtbaren Thals nickten mir indeß mit dem frischen Morgenwinde, und links über die Elbe herüber winkten die Weinberge mit den hellen Häuschen, Finlatters Wirthschaft und das Schlößchen vom Königsweinberge. Eine Losung aber fehlte mir, bis wir in das freundliche Dörfchen fuhren. An einer Hausecke stand Tolkwitz angeschrieben, und der Kutscher rief mir „Tolkwitz" zu. Die englischen Worte talk wit und das deutsche Gauwort talken fiel mir ein. Also: Sprich Witz, talke

Witz! — Ein solcher Zuspruch am offnen Wege nach einem königlichen Sommerlager konnte einem Dahinfahrenden als guter Rath, dem Rückkehrenden zur Herzenserleichterung dienen.

Bald war ich in einer königlichen Fähre über die Elbe gesetzt, und durch eine breite Allee, durch ein langes Dorf zum goldnen Löwen gelangt, wo ein verpflichteter Führer mich und meinen Reisesack übernahm. Mein Hakenstock war ein Regenschirm, Tolkwitz mein Wahlspruch, beides auf launenhaftes Wetter deutend. — Wir werden noch nicht viel Gescheites im Gebirg antreffen, meinte mein Führer, die schönen Tage kommen dieses Frühjahr sehr spät. — Doch stand eben schon ein hübscher Mann reisegerüstet am Ufer der Elbe, und sah zum langen Altane des Schlosses empor, auf welchem fürstliche Kinder spielten. Die geschwungne Treppe, die hinauf führt, ward von einer Schildwacht gehüthet. — Es sind die Kinder des Prinzen Johann, sagte mein Führer; da unser König kinderlos ist, so kann wohl jener kleine Prinz einmal König werden. — Der nahestehende Fremde hörte dieß, nahm seinen Hut ab, faltete die Hände und bog ein Knie. Es war ein stattlicher Mann von feinem Gesicht, schmaler Nase, blasser, kranker Farbe, etwas wirren Blicks, die Haare hingen ungekämmt um die Schläfe, und der Bart mochte wol seit einer Woche nicht abgenommen sein. Der Anzug paßte nicht ganz zu dem vornehmen Aussehen des Fremden.

Wie die Kinder auf dem Altane jubelten, so natürlich, wie Bürgerskinder! Was konnte ich ihnen Beßres gönnen, als diese weiche Juniluft und den Blick über den nahen Strom, über die gesegnete Ebene nach Dresden hinab.

Unter ihnen, an das Ufer gefesselt, tanzten königliche Prachtgondeln, roth und grün von Farbe. Sie sollen im Innern schön bemalt sein; wir durften sie aber nicht so frei betreten, als die Hofkapelle, in welcher eben zu einer Messe die Kerzen angesteckt waren. Indem ich Vogels Wand- und Deckengemälde betrachtete, auf denen die königliche Familie ihre Physiognomien den Personen der heiligen Geschichte geliehen hat, trat Prinzessin Auguste mit kleinem Gefolg ein. Prinzeß Amalie war auf Reisen; sonst hätte ich vielleicht auch die Dichterin gesehen, die wir nicht genug schätzen können. Denn sie steigt von ihrer schroffen Höhe in unsere bürgerlichen Verhältnisse nieder, um uns wenigstens poetisch zu begreifen. Sie braucht keine originelle Erfindung, keine kühne Ausführung ihrer Lustspiele zu haben: die Gunst des Besuchs ist Alles werth. Wie weiblich knüpft und zieht sie den Faden, wie prinzeßlich scherzt und beglückt sie! Der Landmann kann sich ihrer Vorliebe freuen. Und wenn ihre Gestalten auch nicht mit uns Bürgerlichen gelebt haben; wie schön ist es doch, daß die hohe Dichterin von uns träumt! Wie belehrend ist es für uns, zu erfahren, daß wir uns auf fürstlichen Höhen so wunderlich und oft verwahrlost ausnehmen! —

Ich erfreute mich nicht an dem chinesisch-japanischen Aussehen der weitläuftigen Schloßgebäude mit den wunderlichen Schornstein- und Lukenthürmchen. Der Venustempel steht nicht mehr, in welchem einst die Bildnisse der königlichen Favoritinnen aufgestellt waren; der Garten hinter dem Bergpalaste ist aber noch durch die Kryptogamen ausgezeichnet, die hier viel Vorliebe und Pflege gefunden haben. Das Dorf war von hin- und herwandeln-

der Hofdienerschaft belebt. Da und dort blickten aus kleinen Fenstern feine, welke Mädchengesichter, die wie gelöste Räthsel aussahen. Da ich nichts Blühendes an ihnen wahrnehmen konnte, so ließ ich sie auch für — Kryptogamen gelten.

Gleich hinter dem Dorfe öffnet sich der Pillnitzer Grund. Wir kletterten aber auf den Schloßberg, und setzten uns an den Ruinen, wie die Anlage heißt, um die schöne Aussicht über Schloß und Thal zu haben. Ich achtete wenig auf das, was mir der Führer von den Schöpfungen des einst begünstigten Grafen Marcolini erzählte: mein Blick ruhte auf dem tief unten liegenden Schloß. Die welthistorischen Augusttage des Jahres 1791 fielen mir ein, als hier der Kaiser Leopold, der König Friedrich Wilhelm II., Graf Artois und andre Fürsten versammelt waren. Das erste Bündniß wurde gegen die Revolution geschlossen, die man vorher als einen vermeintlichen Selbstmord des gottlosen, erbfeindlichen Frankreichs nicht ungern gesehen hatte. Im August, diesem königlich-benamsten Monate der Auguste, kam die Reaction zur Welt, und wurde mit Elbwasser getauft. Diese Minerva ist so alt wie ich, — meine hohe Zeitgenossin. Sie wird älter werden, als ich; doch beruhigt es mich zu wissen, daß sie bloß einer Majestät den Steigbügel hält, der auch ihre Gegner huldigen. — Welche Prachtblüthe flüchtiger Feststunden ging damals unter der Augustsonne dort unten auf! Wie mag, von diesem Sitze gesehen, in jener Nacht sich der Tempel ausgenommen haben, der mit der Inschrift: Concordia Augustorum brannte und im Spiegel der Elbe widerglühte! Bald darauf rief der Herzog von Braunschweig: Meine Herrn Offiziere,

nur nicht zuviel Gepäck, es gilt bloß einen militärischen Spaziergang nach Paris! — Es sind nun 46 Jahre her, und die Reaction geht immer noch dorthin spazieren.

Wir brachen auf und fanden einen sorgfältig bereiteten und unterhaltnen Waldweg. Er heißt „Poetenweg", und wer weiß, was die Höflinge, für welche er gemacht ist, hier nicht Alles erdichtet haben. Herrliches junges Laubholz! und dazwischen die schlanksten jungfräulichen Fichten, die uns umschatten und umflüstern. Man geht trocknen Fußes über die Rinnen eines schlummernden Wasserfalles, der, wenn er aus Sparteichen geweckt wird, die Ehrerbietung hat, sich 500 Fuß tief hinab zu stürzen.

Bald erreichten wir die Einsiedelei des Borsberges. Die Grotte im Gipfel des Berges ist so behaglich eingerichtet, bunte Sprüche, von farbigen Fensterchen erhellt, locken so süß italienisch und französisch, daß ein liebendes Paar sich auf der Stelle entschließen könnte, hier zusammen einen Einsiedler zu machen. Auf dem Scheitel dieser Einsiedelei ist eine Altane angebracht, auf der man sich nah an 800 Fuß hoch über dem Elbspiegel befindet. Man überschaut das Elbthal von Meißen bis Königstein, und kann bei heiterm Wetter 10 Städte und 274 Dörfer zählen. Für uns war heute das Rundgemälde wahrhaft lebendig geworden; denn an den fernen Gipfeln des Meißner Hochlandes, Böhmens und des Erzgebirges zogen die Regenwolken auf und nieder, schlossen hier und öffneten dort eine Fernsicht, oder warfen den Schleier eines Sprühregens über die tiefern Hügel, und schossen wieder Sonnenblicke durch ein geschwungnes Thal, über ein einsam Gehöft, einen dunkeln Wald. —

Von der Kuppe herabgestiegen, um unter einem hölzernen Zelte oder einem überhangenden Baum ein Frühstück einzunehmen, fanden wir jenen blassen Fremdling vom Pillnitzer Schloß eben angekommen an einem Tischchen. Er ließ es sich schmecken, und rühmte die köstliche Butter, die er zwischen Zunge und Gaumen auf hörbare Weise zerdrückte. Jetzt konnte meine Neugierde mit ihm anbinden. — Gras und Kräuter dieser Berge, sagte ich, sind in diesem verspäteten Frühling noch urkräftig für das Milchvieh, und dieselben Berge haben auch heute schon in der Frühe mit ihrer Luft und Steile unsern Appetit angeregt. Reiz und Befriedigung, Bedürfniß und Gewährung begegnen sich wol selten auf so gemeinsamem Grund und Boden, wie hier.

Der Fremde sah mich schief und scheu an. Ich fragte ihn, ob er nicht mit mir einverstanden sei. Nein, sagte er. Ihre Ansicht ist mir zu jung. Ich glaube nicht, daß es unser Verdienst ist, wenn uns diese köstliche Butter schmeckt, oder uns dieser rothe Landwein erquickt, dem der Sommer 1834 die Gnade des Geistes und der Süßigkeit verliehen hat; sondern das liegt in diesen Gottesgaben allein.

Dabei könnte ich mich schon beruhigen, versetzte ich; denn da ich mit Ihnen über die Güte beider Naturgeschenke einverstanden bin, so muß ich wol ebenfalls der Gnade gewürdigt sein, die ihnen beiwohnt.

Das ist mir lieb, antwortete er seltsam lächelnd. Ich hielt Sie schon für einen der Wirrköpfe, die uns jetzt auf allen Wegen begegnen. Die wollen Alles in Staat und Kirche auf Vertrag und Uebereinkunft gründen. Heillose Prinzipien, die unsägliche Verwirrung anrichten! Ich dachte,

Sie wären eben einer neuen Verfassung auf der Spur, und wollten mir diesen königlichen Geschmack der Butter durch einen Vertrag Ihrer müden Beine mit der Hoheit dieses kräuterreichen Berges auf der Deputirtenbank Ihrer Zunge construiren. Wir sind in alle Wege ohne eignes Verdienst gegen König und Kirche, gegen den geistigen Wein der Oberherrschaft wie gegen die Milch und Milde der Kirche.

Ich bat ihn, mir in seiner Weise Staat und Kirche zu construiren, und er versetzte mit geschmeichelter Zufriedenheit: der Staat ist nur aus der Schöpfung zu erklären; er ist eine Abspiegelung der Schöpfung in der Atmosphäre des Menschengeistes; was dort die Gottheit, ist im Staate der Herrscher; was dort die Allmacht, ist hier die Allgewalt. Die Kirche aber entspricht der Erlösung. Diese ist zwar später, steht aber über der Schöpfung; denn die Erlösung ist eigentlich eine Emancipation des Menschengeistes von der Schöpfung. Der Kirche gehört die Verwaltung der Gnade, wie der Staat das Recht handhabt. Obschon daher die Kirche innerhalb des Staatsgebietes existirt, wie die Erlösung innerhalb des Schöpfungsgebietes vorgegangen ist, so steht sie doch *über* dem Staate, und der Heiligkeit des Papstes ist jede Majestät und Hoheit unterthan.

Ich sagte ihm, das sei ganz erstaunlich. — O, antwortete er, das geht Alles viel nachdrücklicher aus unserm Wochenbett hervor.

Aus Ihrem Wochenbett?

Ja wol, aus dem Berliner.

Jetzt verstand ich ihn, indem ich ihn mißverstanden zu haben einsah. Er sprach nämlich manche Buchstaben mit schwerer Zunge aus, besonders das zwischen Zunge und

Gaumen zu zerdrückende l. — Ich fragte ihn, ob er aus Berlin komme, und er versetzte nicht ohne Verlegenheit: Ich komme eigentlich gar nicht, ich — bin eigentlich da. Aber ich war früher in Berlin, wiewol ich nur die höhern Kreise der Gesellschaft kennen gelernt habe. Allein welche Begeisterung für die höchsten Interessen des Lebens und der Literatur findet man nicht dort! Welche Theilnahme an Kunst und Wissenschaft, am Volksleben und Fortschritt! Das ist eigentlich das Gebiet der Prinzipien, die in der Tiefe ungesehen das bürgerliche Leben gestalten.

Wir waren, vom Borsberg absteigend, auf feuchtem, abschüssigem Wege kämpfend, oft unterbrochen worden. Auf der fruchtbaren Ebene an Kleingraupe vorüber, konnte sich indeß mein Unbekannter über die Emancipation der Frauen mit aller Bequemlichkeit erbittern. Ich ließ ihn gewähren, und hoffte ihm bei jedem Wort auf die Fährte zu kommen. Gewiß war er ein Mann von hohen Verbindungen, und aus seinem heftigen Eifer für die Kirche schloß ich auf irgend einen neubekehrten Katholiken. Denn Solchen, die einen langen Irrglauben gut zu machen haben, ist keine rechtgläubige Meinung toll genug. Unerwartet brach er aber seine Zornrede ab, um über die Wesenitzbrücke die Richtung nach dem Doberzeiter Kohlberg einzuschlagen. Mein Weg ging nach dem Liebethaler Grund.

Dorf Liebethal zeigt sich mit seinem Kirchthurm hoch oben zwischen Baumgipfeln über steilen, vielfach zerrißnen Sandsteinwänden. Von dieser Wand ist eben nach monatelanger, gefährlicher Arbeit ein „Satz" losgehauen. Die Steinbrecher ziehen zu einem fröhlichen Gelag; denn nun ist es für lange Zeit ein leichtes Tagewerk, den Block zu

verarbeiten. — Am Ufer der Wesenitz liegen, wie kolossale Geldrollen, die guten Mühlsteine an einander, weithin begehrt, weil sie nicht stäuben, und das fromme Korn ohne eigne Zuthat zermalmen. Ein Sprühregen treibt uns in die vorderste Mühle. Behaglich sitzt der Müller am breiten Fenster mit einem Zeitungsblatt, und die nahe Felsenwand schielt mit sanft tröpfelndem Gesträuch, wie mit thränender Wimper, durch die Scheiben über des Müllers Schulter herein. Die ewig Gefesselte liest wehmüthig mit, was in der Ferne die unstäte Welt treibt. —

Wie der Regen nachläßt, erklimmen wir die steile Wand links unseres Eingangs in das Thal. Ein anmuthiger Weg führt uns am buschigen Rande hin; das Gesträuch öffnet sich hier und dort auf einen Felsenaustritt, und läßt uns einen Blick in die schaurige Schlucht hinein thun, bald wo sich die Mühlen und der Mühlsdorfer Thurm hinter einander erheben, bald wo die Lochmühle, zwischen den Felsen eingeklemmt, den schäumenden Bach aufnimmt. — Nun senkt sich ein künstlicher Mühlenweg wieder in die Schlucht hinab; wir gehen durch die Mühle und schauen, auf einem Stege schwebend, die wilden Felswände an, die sich vor uns an der sogenannten Rabenteufe zusammen drängen, und nur die brausende Wesenitz durchlassen. Auf der andern Seite über hundert fünfzig Stufen am Felsen hinaufgestiegen, befinden wir uns in heitrer, ebener Landschaft. Die Wolken rollen sich auf, und die Sonne bricht hervor. Wie süß athmet sich diese Frühlingsluft, die von waldigen Höhen herab über feuchte junge Saaten und Wiesgründe, und von einem wieder versöhnten Himmel durchsonnt, uns umfächelt! — Bald erreichen wir das Städtchen Lohmen.

Wir betrachten die freundliche Kirche und das Schloß, dessen Erkerhöcker im Rücken sein Alter verrathen. Es besteht aus zwei Hauptgebäuden, zwischen denen ein hoher Felsen den verbindenden Altan trägt. Auf einer eingemauerten Tafel steht zu lesen, wie einst ein junger Landmann, auf diesem Altan eingeschlafen, über den 56 Fuß hohen Felsen hinabgestürzt und doch mit dem Leben davon gekommen sei.

Es war Mittagzeit, und das stille Gärtchen des Gasthauses stand einladend offen. Ein Harfenmädchen lag schlafend auf dem Sopha des Pavillon. — Nanni! rief mein Führer. Da fuhr sie auf, lachte beschämt und verschwand. Doch nur, um ihre Harfe und eine Mitspielerin zu holen. Und kaum waren meine bestellten Forellen gebracht, so erklang auch vor dem Gartenhäuschen im Schatten eines spät blühenden Apfelbaums Lied und Saitenspiel.

Süße Müdigkeit, balsamische Luft, dunkelroth gefüllter Pokal, und ihr auf Saiten tanzenden Mädchenstimmen — welchen Akkord eines unbeschreiblichen Friedens ruft ihr nicht in meiner Brust hervor! Ja doch, ihr ruft hervor, ihr seid es nicht selbst, die ihn geben. Der heimlichste Mittag brütet auf meinem Herzen: ich weiß nicht, was in dieser Tiefe sich regt, und zu welchen Flügen es sich befiedert. Welche Unergründlichkeit wohnt in diesen engen, schlagenden Kammern! Was ich fühle, was ich ahne und in heiligsten Augenblicken erschwinge, — du gefleckte Forelle hast es nicht aus deinem reinen, kühlen Bergwasser mitgebracht, nicht in den rothen Beeren auf den Mittagshöhen der Elbe ist es gegoren; meine Füße haben es nicht erklettert, ihr preßt es nicht aus euern heißern Kehlen, Sängerinnenpaar, staubiges Wegebreit, und vergebens schwingen die Saiten

eurer Harfen darnach. Und doch, wie kömmt es, daß ihr zusammen solch' eine selige Stimmung in mir hervorbringt? —

Ich war noch in dieser räthselhaften Gefühlstrunkenheit versunken, als hinter den schweigenden Sängerinnen her sich eine sanfte weibliche Stimme in weicher Mundart laut rufend hören ließ: Fahrt doch fort, ihr Mädchen! Singt noch was Lustiges! Wem spielt ihr denn auf? und wenn ihr Nachtigallen seid, wen lockt ihr? —

Die Sängerinnen mochten nach meinem Pavillon gewinkt haben; denn mit den Worten: „So? Ist Jemand da?" blickte sie herein. Sie, die ich aufspringend mit der unüberlegten Frage begrüßte: Ha, mein Gott, Sie? Suchen Sie etwa die Sixtinische Madonna hier?

Laut lachend, und mit anmuthiger Unbefangenheit in die andre Ecke meines Sopha sinkend, versetzte sie: Wahrhaftig, Sie haben es auch bemerkt! Wie vielmal trafen wir uns vor dem Bilde?

O wenigstens sechsmal!

So? Also fünfmal in aller Unschuld; denn das sechste Mal, gestehe ich Ihnen, kam ich bloß, um zu sehen, ob auch Sie zum sechsten Mal kämen.

Ich muß Ihnen sagen, wie es zuging, erzählte ich. Beim Eintritt in die Dresdener Gallerie erblickte ich nur den Menschen, der mir das Buch zum Einschreiben meines Namens vorlegte. Nun schwankte ich, ob ich mich rechts oder links in die Säle wenden solle, um vor Allem zur Sixtinischen Madonna zu kommen. Ihr galt meine heutige Wallfahrt. Ich wende mich um, und da hangt das göttliche Bild dicht vor mir an der Wand. Ich schrecke ordent-

lich zusammen. So bleibe ich nun den Eintretenden lange genug im Wege stehen, und muß mich endlich zwingen, weiter in die Säle vorzuschreiten. Da ist denn nun ein erstaunlicher Reichthum über und neben einander ausgebreitet. Es wird mir schwindlich zu Muth. Wie soll ich das Alles bewältigen, oder wo das Ansprechendste heraus finden? Dazwischen sehe ich auch nach den Frauen, die in den Fensternischen copiren, nach den Herrn, die auf hohen Gerüsten nachmalen. Aber ich kann kein Bild aus der Unzahl recht in's Auge und Herz fassen; immer zieht es mich wieder nach dem Eingangsälchen vor meine Madonna; ich bilde mir ein, die vom Glanze der Himmelskönigin links abgewendete heilige Barbara sehe sich nach mir um. Und jedesmal finde ich auch Sie wieder da. Hatte es Ihnen etwa der alte Papst Sixtus angethan, wie mir die schöne Barbara?

Lachend versicherte die Fremde, es sei ihr auf's Haar eben so gegangen. Also sechsmal, rief sie aus, und doch verstehe ich das Bild eigentlich nicht.

Mir kam es zuerst wie eine himmlisch wunderbare Pflanze vor, erklärte ich. Zu unterst sitzen die zwei Keimblättchen von Engeln; denn die Menschheit erwächst aus Engeln. Höher hangen die beiden schon entfalteten Blätter Sixtus und Barbara, jener aufwärts, diese abwärts gerollt. Endlich bleibt unser Blick an der obersten Blume gefesselt, an der Jungfrau mit dem Kinde. Hier ist das Göttliche auf unbegreifliche Weise aus dem Menschlichen erglüht, wie sich auch die feuerrothe, die himmelblaue Blüthe aus grünem Stengel geheimnißvoll entfaltet. Ueber dem aufblickenden Sixtus schwebt Maria, die durch Gnade erhobene; über der niederblickenden Barbara das göttliche Kind, das ja zur

Menschheit niedergestiegen ist. Die Augen dieses Kindes, durch die man in die Ewigkeit hinein schaut, verschlingen unsere Seele: wir wissen nicht, in welche Schauer der Erlösung, in welche Ahnungen einer nahen Seligkeit wir untersinken, bis wir endlich wieder aus den Augen der Mutter mit dem Gefühle der gläubigsten Ergebung und einer unbegriffnen Begnadigung auftauchen.

Das haben Sie sich so geträumt, versetzte die Fremde, was aber hat der Mahler bei dem Bilde gedacht? Der gemahlte Vorhang ist ja aus einander gezogen, da kann wol kein Geheimniß sein!'

Das sagen Ihnen die Gelehrten, meine schöne Reisegefährtin, versetzte ich. Wir Andern erlauben uns unsere eignen Gedanken. Die Hand des Genius stößt nur irgend einer menschlichen Situation den Boden ein, mit welchem sie auf der Unendlichkeit ruht. Und was da ein Jeder schöpft, ist seine Wahrheit und Erkenntniß. — Jetzt aber lassen Sie Ihren Braten nicht kalt werden!

So waren wir im traulichsten Gespräch, ohne einander zu kennen, denn in der Gallerie hatten wir kein Wort gewechselt. Sie war ein anziehendes Wesen, Frau oder Mädchen, schlank gewachsen mit jener Weiße der Haut, die sich bei röthlichen Haaren findet, und die in blauen Augen und fast durchsichtigen Zähnen widerscheint. Sie ging in phantastischem Reisegewand hoch aufgeschürzt, und die grauen Ueberstrümpfe schlossen um die niedlichsten Knöchel und über den schmalsten Fuß. Von Dresden aus über Pirna und Königstein gefahren, war sie eben in Lohmen zu Wagen angekommen, um mit dem alten Führer, den sie bei sich hatte, einige Partien zu Fuße zu machen. Wir kamen überein, die

Bastei zu besteigen, und brachen auf, als eben eine gemischte Gesellschaft den Garten betrat. Lachende Scherzworte, die ich im Vorübergehen erhaschte, schienen auf den Unbekannten gemünzt, der mich an der Wesenitzbrücke verlassen hatte. Er schien also in der Nähe zu sein, und ich eilte, ehe er sich uns vielleicht anhäkeln möchte. —

Wir folgen unsern Führern über eine wohlangebaute Ebene, — vor uns in der Ferne die Hochburkersdorfer Linde, seitwärts die Höhen um den Borsberg, und im Rücken das Erzgebirg in dämmeriger Weite. In einer halben Stunde sind wir am Dorf Ottowalde, und steigen 140 Stufen in die Schlucht hinab.

Wir hatten auf die schmalen, oft wankenden Trittsteine zu achten, und empfingen daher unten beim ersten freien Umblick den unzerstückten Eindruck dieser imposanten Felswände. Meine Gefährtin setzte sich auf ein vorspringendes, mit feinem Gras umwachsenes Felsstück nieder, überwältigt von den, über hundert Fuß hohen, wie gepanzert gegen einander stehenden Felsen. Dieß ist im Allgemeinen der Charakter der Ottowalder Schlucht; dennoch wird das schweifende Auge des Wanderers unaufhörlich durch wechselnde Einzelheiten beschäftigt; wie nämlich diese ungeheuern Massen, auf das Mannichfachste zerklüftet, da und dort überhangen, oder schroff hervortreten, auf dem Scheitel mit mächtigen Buchen, in der Spalte mit schlanken Fichten, tiefer herab mit Strauchwerk und Farrenkraut, und wo sie kahl sind, mit schwefelgelben Flechten bewachsen. Am Fuße der in Reihe und Glied stehenden Felsen wachsen blühende Stauden; langhaariges Gras legt sich über die nackten Zehen dieser steinernen Riesen. Zwischen denselben, wie das versöhnende Gebet

eines Einsiedlers, murmelt ein Bach, und liebkost die Felsblöcke, die hier und dort abgestürzt, ihm und dem Wanderer den Weg sperren. Man möchte sie für die Helme oder für die Nasen und Arme dieser starren Kämpen halten, die an stürmischen Tagen, wenn Nebel oder Wolkenbruch sich zwischen sie herab senkt, blind gegen einander losschlagen und sich zerstücken. Heut aber stehen sie ruhig mit kühlen Füßen am Bach, und strecken stolz Helm und Federbusch, die von der Sonne vergoldet sind, in den blauen Himmel empor.

Nicht wahr, diese Felsen wissen sich in Respect zu setzen? fragte ich meine stumme und blaß da sitzende Gefährtin.

Ich weiß nicht, habe ich einmal von diesem wilden Grunde geträumt, oder ist er nur das Abbild eines frühern Seelenzustandes, einer peinigenden Lebenslage, die ich durchgemacht, antwortete sie sehr ernsthaft. Wenigstens fällt mir lebhaft genug die Pein meines Metzer Pensionats ein. —

Sind Sie in Metz erzogen? —

Ich war wenigstens Jahr und Tag in einem dortigen Convent der Damen des heiligen Herzens.

Sie schwieg ein Weilchen, hieß dann die Führer vorausgehen, und reichte mir zum Aufbruch die Hand. Emancipire sich Eine! lächelte sie. Ihr Männer geht so allein durch die Welt, und ärgert euch, daß die Polizei fragen darf, wer ihr seid. Uns Frauen fällt es jetzt erst ein, selbständig zu reisen; vielleicht gerade darum, daß doch hier und dort auch einmal von Amtswegen nach uns gefragt werde. Sie, mein werther Gefährte, haben mich auch noch keinen Augenblick darauf angesehen, daß ich so allein reise. Ihre

Anerkennung meiner Selbständigkeit freut mich. Sie lassen gewiß auch unsere Emancipation gelten. Dennoch kann ich mich noch nicht recht hinein schicken, ungekannt mit einem Unbekannten zu Fuß zu reisen. Vielleicht, wenn ich den Männeranzug dort aus meinem Reisesack anhätte —! So lassen Sie uns denn ein wenig bekannter werden! — Ja, ich war in Metz vor einigen Jahren. Ich bin aus Münster gebürtig, und als mein Vater gestorben war, hielt meine Stiefmutter für gut, daß ich in einem Nonnenconvente zu Metz das Französische recht „los bekäme." Eigentlich war ich ihr zu ausgelassen, und ärgerte gern die heimlichen Mönche, die aus der Schweiz, aus Belgien und wer weiß woher noch, fleißig genug bei uns einsprachen. Für die Ausgelassenheit war mir nun freilich in Metz gethan! Denken Sie sich ein weitläuftiges Gebäude ganz entlegen aus dem belebten Theile der Stadt. Und nicht einmal in diese todte Straße konnten wir sehen; die Fenster waren vermauert, wie in einem Gefängnisse. Unsere Wohnungen sahen in den Garten; doch durften wir uns in diesem nicht bis an die hohe Gartenmauer wagen, weil hinter derselben die Kaserne der Genie-Offiziere liegt, aus der man uns hätte zurufen können. Jede Stunde war streng gemessen, dem Lernen und Beten zugetheilt. Plaudern in der Zwischenzeit ist verboten, blinde Unterwerfung das höchste Verdienst. Wer sich darin auszeichnet, wird Ange, und erhält das Bild eines Engels mit einem blauen Band um den Hals. Auf einer zweiten Stufe der Auszeichnung wird man enfant de Marie, indem man ein Marienbild am blauen Bändchen tragen darf. Leistet man nun in Frömmigkeit und Gehorsam noch mehr, so wird es mit einem

breiten blauen Bande ausgezeichnet, das man quer über die Schulter trägt. Mit solchem ruban tritt man auf die unterste Stufe der Klosterhierarchie; man erhält ein Amt. Denn keine zwei Pensionärinnen dürfen selbst in den Erholungsstunden oder im Garten wandelnd zusammen plaudern, ohne daß ein ruban in ihrem Geleite sei. Freilich haben junge Französinnen weniger Bedürfniß, gemüthlich zusammen zu plaudern, als vielmehr einen angebornen Trieb zur Intrigue. Daher jene seltsamen Erziehungsprinzipien. Eine Lehrerin tändelte eines Abends mit einigen Pensionärinnen, jungen Mädchen, die sich munter und herzlich an sie schmiegten. Des andern Tages wurde sie vor die Oberin beschieden, und unter scharfen Verweisen mit einer Versetzung in einen andern Convent bedroht, sobald ein solches Aergerniß noch einmal vorkommen würde. — Wir schliefen in großen Sälen unter Wache der Lehrerinnen. Die Betten waren durch hohe Zwischenwände gegen einander abgesperrt, wie in einem Pferdestall die einzelnen Stände. Durch das Zusammenklappen eines hölzernen Buches wurden wir zu allen Pflichten des Tages aufgeboten, — zum Aufstehen und Ankleiden, zum Kirchengang und Frühstück, zu den Lern- und Eßstunden, zum Spiel im Garten und zum Abendgebet. Jede Bewegung des Lebens geschah nach dieser hölzernen Mahnung. An Festtagen hatten sich die Lernstunden in Betstunden, das Sitzen in Knien verwandelt. Weltliche Menschen kriegten wir nur Donnerstags nach Mittag zu sehen, wo Freundinnen des Klosters und Verwandte einheimischer Pensionärinnen zu Besuch kamen. Man versammelte sich im Salon. Wir saßen steif, und wurden bei jeder Annäherung einer Besuchenden scharf

bewacht, damit wir kein Briefchen erhielten oder abgäben. —

Je traulicher meine Gefährtin sprach und ich zuhörte, desto mehr wetteiferten die Führer, uns auf die Felsumgebung aufmerksam zu machen. Dort waren versteckte Höhlen zu sehen, worin die Bewohner der Umgegend während der Kriegszeit ihre geflüchtete Habe geborgen hatten; hier war ein nächtlich verirrter Wanderer, einem Lichtschimmer aus dem jenseitigen Orte Wehlen zueilend, vom hohen buschigen Felsen herab in die Schlucht gestürzt. — Nun drängen sich die feindlichen Wände eng zusammen; zwischen ihnen sind abgestürzte Felsblöcke hangen geblieben. So bilden die handgemein gewordenen Felsen drei Durchgänge eines langen, niedrigen Thores, unter dem wir, von unserer Phantasie beängstigt, hindurch eilen. Jetzt nöthigen uns die Führer gar, unter schweren Felsen hin zu einer Höhle zu kriechen. Halb aufgerichtet sehen wir da durch zusammenstoßende Felsen einen hohen Schornstein gebildet, und mitten aus dem tiefherabhangenden Stein fällt wie durch Zauberkraft ein Wassertropfen um den andern. Das ist die Teufelsküche — mit Recht so genannt. Wir eilen aber gebückt hinaus, um keine Teufelsbraten zu werden.

Die Schlucht ist lang, und hier, wo sie sich wendet, an dunkler kahler Felswand, bietet sich unvermuthet eine kleine Wirthschaft an. Der Fels hat einen Keller für Getränke, eine Höhlung für des Wirthes Bett. Aber „die Wand ist noch zu kalt und feucht,“ sagt das kleine Schenkmädchen; „wir sind noch nicht eingezogen.“ — Tische und Bänke aus einfachen Brettern für Gäste und niedliche Schächtelchen, mit Felsmoos, Steinchen und Schneckchen

gefüllt, stehen zum Verkaufe da. — Doch, unruhig wie wir sind, eilen wir weiter; die Schlucht theilt sich, und wir wenden uns links hinauf. — „Die Hölle," rufen uns die Führer den Namen dieser grausen Stätte zu. —

Wie sollte ich nun aus meiner Klosterhölle kommen? fuhr die Erzählerin fort. Ich versah es täglich und in allen Stücken, im Beten durch Zuwenig, im Plaudern durch Zuviel. Ein enfant de Marie zu werden, war keine Hoffnung da, ja nicht einmal einen Engel an den Hals zu bekommen. Dabei verdroß mich noch Manches, z. B. die geheimnißvollen Anstalten, wenn man einmal mehr als Gesicht und Hände waschen wollte, ferner die ewige Andacht zu Heinrich dem Fünften und die über Louis Philippe ausgegoßnen Bitterkeiten. Ich beschwor meine Stiefmutter, mich zurück zu nehmen. Allein Alles, was ich zu meiner Rechtfertigung schrieb, wurde immer erst im Convent gelesen und erhitzte die Dames du sacré coeur. Sie begleiteten meine Briefe mit ihren Beschuldigungen, und so fand meine Mutter die strenge Zucht heilsam, unter der ich seufzete. Mußte ich mir da nicht endlich selber helfen?

Das Thal stieg jetzt leichter auf; die hohen Bäume kamen tiefer herab; Gras und Kräuter streckten sich ihnen entgegen; die Felsen versteckten sich hinter Wald; die Sonne schien bis zu unsern Füßen herein, die Vögel flatterten.

Wir hatten einen Geistlichen, Jaquemot, der uns in der Klosterkirche die tägliche Messe las, unsere Beichte hörte und die Kommunion spendete. Jünger und hübscher war Père Martin, der aber nur zuweilen bei uns predigte. Wir wußten, daß er Jesuit war, ohne daß darüber gesprochen wurde. In diesen stellte ich mich nun verliebt. Ich schrieb seinen Na-

men auf alle cahiers und in den Sand des Gartens. Ich nannte verstohlen seinen Namen und seufzete dabei. Ich war zerstreut, und wenn man mich anredete, fuhr ich auf und rief: Père Martin! Nicht lange, so ward ich vor die Oberin beschieden und auf Geständniß angegangen. Ich bekannte nichts und läugnete nichts. Erst erhielt ich Ermahnungen, und da sich mein Zustand nicht besserte, folgten Pönitenzen. Ich wurde in die Kapelle gesperrt, man ordnete Betstunden an, und zuletzt ward der Beichtvater Jaquemot in's Geheimniß gezogen. Aus Klugheit verschwieg man ihm aber den Namen des Geistlichen, in den ich verliebt sei. Der gute Jaquemot nahm nun seine Ermahnungsstündchen mit mir vor, und unterließ nicht, vor allem auf den Namen des Geistlichen zu examiniren. Wie er dabei schmunzelte und liebäugelte, merkte ich gleich, welchen Namen er zu vernehmen hoffte. Mein verlegnes Schweigen mochte er sich günstig genug auslegen; er suchte die Dames du sacré coeur meinetwegen zu beruhigen, und kam seinetwegen so oft, daß es mich in Verzweiflung setzte. Beides ging gegen meine Berechnung. Ich mußte der Sache ein Ende machen, und sagte daher eines Nachmittags, als er mir wieder zusetzte, ihm den Namen zu nennen: Verlangen Sie das nicht, frommer Vater! Ich werde diesen Namen in meinem Herzen begraben. Das Einzige, was ich Ihnen zur Beruhigung sagen könnte —. Nun, Mademoiselle? rief er, während ich einhielt, um mich an seiner fast athemlosen Erwartung zu ergetzen — wäre, daß Sie es nicht sind, versetzte ich lächelnd; worauf er, alle Fassung verlierend, entrüstet wegging. — Das half. Jaquemot war so beschämt und erbittert, daß er Alles that, mich wegzuschaffen. Die

Damen bestanden auf meiner Entfernung, und ich wurde abgeholt. — Sie werden an Elise von Graberg denken! lachte sie.

Lachend hatten wir den Grund verlassen, und befanden uns auf einer waldigen, aufsteigenden Ebene. Die Führer lockten uns in die Gebüsche, um uns in den felsenzackigen Hirschgrund und in die Vogeltelle hinabblicken zu lassen, die einem tiefen See versteinerter Wellen gleicht. Erst hatten wir unter überragenden Felsen gebangt, nun ergriff uns ein unterschlächtiges Grausen.

Der Wald lichtete sich. Links lagen die Gebäulichkeiten, wo die Fuhrleute ausspannen. Es ging nun steiler empor, bis an das Gasthaus und die wirthschaftlichen Anlagen. Eine tiefe, ferne Gegend taucht von weitem auf. Wir eilen aus dem Buschwerk auf das schmale, mit einem brusthohen Eisengeländer umschützte Felshorn hinaus, und schweben nun schwindelnd 600 Fuß hoch über der unter uns hinziehenden Elbe, staunend über eine wunderbare, durchsonnte Landschaft. — —

Lange irrt unser träumender Blick unstät hin und her, bis er nun betrachtend von einem zum andern Punkte schweift. Links reiht sich die Felsenhöhe der Bastei an eine etwas tiefere Wand, zu der eine schwebende Brücke trägt. Hier stand vormals eine unzugängliche Raubburg und beherrschte die Elbe, die sich heute noch in altem Schreck vom Fuße dieser Felsen abkrümmt. Hinter dieser Wand steigen die großen Gansfelsen hinauf nach dem Dorfe Rathen, und lenken nordöstlich, wo die wilden Felsenwarten des Hohnsteiner Forstes mit dem Schloß, und die Berge bei Neustadt

sich am Horizont verlieren. Vor uns etwas links, als fernster Höhepunkt, zeigt sich der böhmische Rosenberg, weiter rechts führen der Schneeberg und Sattelberg aus Böhmen nach dem sächsischen Erzgebirg hinüber, dessen Höhen am dunstigen Horizont verdampfen. Von Böhmen herein, rechts und links vertheilt, rücken immer näher und füllen den Mittelgrund der vor uns ausgebreiteten Landschaft — die Winterberge, die Kaiserkrone, der Zirkelstein, die Kuppelberge, die Korischfelsen, der Papststein und Pfaffenstein. Noch näher und jäh aus dem flachen Boden steigt der Lilienstein und die Festung Königstein. Tiefer herab und an die beiden Krümmungen der Elbe treten die Rauensteine und die Bärensteine. — Idyllischer nimmt sich unmittelbar unter uns die Landschaft aus. Jäh hinab vom Knie des Felsen, auf dessen Nase wir hocken, wälzen Zwerggestalten von Menschen Steine nach dem Ufer der Elbe; Boote halten am Gestad und Menschenstimmen kommen matt herauf. Eine Gondel schwebt den Strom herab, bunte Tücher winken herauf, und wir grüßen mit geschwenkten Tüchern. Am Strome hin liegen einzelne Häuser, ein Gärtchen ist auf freiem Felsen angelegt, und wird auf einer Treppe bestiegen. Leinen ist zur Bleiche ausgespannt. Jenseits des Stromes ziehen Saatfelder längs dem Ufer hin, und nicken wogend der wogenden Nachbarin Elbe zu. Wechselnd schimmert das Grün der verschiednen Beete bis zum Walde hinauf, in welchem versteckt wir ein Häuschen liegen sehen zur Zuflucht bei Ueberschwemmungen der jetzt lachenden Gewässer erbaut. —

Inzwischen beginnt Musik und Gesang unter den Bäumen vor dem Wirthshause; wir sitzen mit dem Rücken an

das Eisengeländer lehnend und lassen unsere Gedanken lustig schwärmen, wie die Mückchen in der Abendsonne, bis die verschiednen Reisenden sich in das Buschwerk an die Wirthstische verlieren.

Also Elise von Graberg! sagte ich mehr ausrufend, als fragend. —

Ja, lächelte sie. Und jetzt heiße ich Elise von Spahl. Meiner Stiefmutter war es ganz recht, daß ich mich in einen Jesuiten verliebt hatte; denn sie dachte nun dieser Empfänglichkeit meines jungen Herzens einen Mann unterzuschieben, der zu ihren frommen Versammlungen und, wie ich jetzt glaube, zur römischen Propaganda gehörte. Er sollte mit mir mein Vermögen theilen, und mich seines eifrigen Glaubens theilhaftig machen. Sobald wir nun getraut waren, fand ich auch einen Philosophen an ihm, und zwar einen, dem nichts zu gering ist, um es nicht unmittelbar an die Schöpfung und an die Erlösung anzuknüpfen. —

Mein Gott! rief ich aus, ist der Ihr Gemahl?

Kennen Sie ihn? —

Ich habe heut am Borsberg neben ihm gefrühstückt. Er ist in diesen Bergen. —

Elise erhob sich und ward unruhig. Irren Sie auch nicht? fragte sie, und ich beschrieb den Mann. Es blieb kein Zweifel. Sie selbst rief endlich lachend: Nun ja, es ist mein Gemahl! — Ich fragte, ob sie etwa geschieden seien. — Sie verneinte, und setzte nach einigem Bedenken hinzu: Wir waren ein Jahr lang in ewigem Wortwechsel. Hanns Guido, mein Gemahl, gerieth immer starrer und tiefer in die Schöpfung und in die Erlösung hinein; so daß

ich zuletzt zu ihm sagte: Laß uns theilen, werther Freund! Nimm die Hälfte meiner Renten und laß mir die Hälfte deiner Weisheit. Du bist der ältere, behalte also die Schöpfung, und laß mir die Erlösung! — Hiermit ließ ich es gut sein, und ging mit meiner Kammerfrau auf Reisen. Seitdem habe ich nichts von ihm gehört; denn ich habe meinem Geschäftsführer verboten, mir von ihm zu schreiben, und die Verwandten zürnen und schweigen. Gestern verrenkte sich meine gute Beate den Fuß, und so trat ich heut allein diese Bergpartie an. Für irgend einen Nothfall habe ich einen Mannesanzug bei mir. Was bleibt einer Frau an meinem Platze übrig, als sich zu emancipiren?

Sie gehen in allen Stücken sehr entschieden zu Werk! bemerkte ich ihr. — Sie sah mich stutzig an, und fragte: Haben Sie den Felsen untersucht auf dem wir hier stehen?

Ich verneinte, und verstand sie nicht. Sie fuhr lebhaft fort: Eben so plötzlich, als wir aus dem feuchten, ängstlichen Ottowalder Grunde hier auf dieses Felshorn herauf gelangt sind, war ich aus dem Metzer Pensionat in den Salon meiner Stiefmutter versetzt worden. Die Aussicht in die Welt war so herrlich, wie sie nur immer hier unter uns liegt, und die offenen Arme des Herrn v. Spahl nahmen sich so sicher aus, wie uns hier das Eisengeländer schützt. Ich war damals siebenzehn Jahre alt. Sie sind wol ein Vierziger. Ich hatte noch keine unglückliche Ehe beobachtet, während Sie drunten so viel abgestürzte Felsnasen gesehen haben. Dennoch treten Sie hier heraus, ohne zu prüfen, ob wir auch sicher stehen, und wollen doch mir vorrücken, ich handle zu rasch, soll heißen — unbesonnen. O Sie —! Wie heißen Sie denn?

Ich heiße Koenig.

Was? H. Koenig? — der da — nun, wie heißt das — Dings geschrieben hat? Es hat mir sehr viel Spaß gemacht. Nun, das freut mich. Jetzt nehme ich auch eine Tasse Kaffee von Ihnen an und ein Stück Kuchen.

Wie ich ihr den Arm bot, sie nach dem Wirthshause zu führen, stand der Fremde, stand Herr v. Spahl vor uns. — Man denke sich die Ueberraschung! Ich selber war Elisens wegen betroffen. Sie schien fast weniger über die unerwartete Begegnung, als über das Aussehen ihres Mannes betreten. Wenigstens musterten ihn ihre Augen mit dem Ausdrucke des Befremdens. Beide rückten sich nach der ersten Begrüßung mit leisen Vorwürfen und Anzüglichkeiten näher. — All' unsere Zerwürfnisse, sagte er, rühren von deiner mißverstandnen Freiheitsliebe her. Die Freiheit ist ohnehin, was man sonst die Erbsünde genannt hat. Aber hat denn nicht Gott selbst gleich bei der Schöpfung die Frau dem Manne untergeben? Und welche Freiheit wollt ihr noch mehr, als die euch durch die Erlösung zu Theil geworden ist, seit der ihr nicht mehr Sklavinnen, sondern Genossinnen, Gefährtinnen des Mannes seid?

Am Ende liefen alle Erklärungen des Herrn v. Spahl darauf hinaus, daß Elise mit ihm zurückkehren sollte, und daß sie sich versöhnen wollten. Wir fahren gleich fort, sagte er: drunten hält eine Retourchaise.

Sie lehnte das entschieden ab; worüber der Gemahl sich so sehr ereiferte, daß er die Aufmerksamkeit der Umherwandelnden erregte. Stehen Sie mir bei! wendete er sich an mich. Sie sind ein Mann, der mich versteht. Sie

haben wahrscheinlich meine Frau hier eben getroffen, und kennen sie noch nicht. Sie ist eine Närrin und hat die fixe Idee, sich zu emancipiren, ihren Ehemann los zu werden. Sie ist von der allgemeinen Tollheit angesteckt. — In der That war aber Elise so wenig emancipirt, daß sie über die Neubegierde der Umstehenden in sichtbare Verlegenheit gerieth. — Es sei denn, lieber Guido, sagte sie. Wenn der Herr uns bis Schandau begleiten will —! Sie sah mich an, und fuhr dann fort: Ich wünsche einen Zeugen unserer neuen Uebereinkunft, einen Mittler unseres Verständnisses. Und Sie kennen ja den Herrn!

Herr v. Spahl ließ sich den Vorschlag gefallen, und wir gingen nun dem Wirthshause zu, weil Elise sich ein wenig umzukleiden verlangte. An der Thüre nahm sie ihrem Führer den Reisesack ab, übergab ihn einem Kellner, und ließ sich ein Zimmer anweisen. Den Führer schickte sie hinab nach der Ausspann, um den Rückwagen in Beschlag zu nehmen und dort zu warten. — Herr v. Spahl blieb indeß nicht ohne Mißtrauen: er stellte sich der Treppe gegenüber, die nun seine Gemahlin rasch hinauf gegangen war. Fremde und Kellner liefen auf und ab. Bald kam auch ein zierlicher junger Mensch die Treppe herunter, der ein buntes Tuch über Nase und Mund hielt. — Hinter Spahls Rücken drückte er mir ein Kärtchen in die Hand; ich las verstohlen die Worte: „Morgen Mittag in Schandau." Nicht lange darauf übergab ein Kellner dem Herrn v. Spahl ein ähnliches Kärtchen mit der Inschrift: Elise p. p. c. — Was? rief er, wo ist die Dame, die ihm das gegeben?

An der Ausspann; sie fährt eben ab.

Wie ist das möglich! rief Herr v. Spahl, und eilte

den Berg hinab; ich folgte, um etwaniges Schlimme zu verhüten. Wie ich sie aber aus dem schon dahinrollenden Wagen von Weitem mit geschwungnem Tuche grüßen sah, eilte ich zurück, um dem gereizten Gemahl aus dem Wege zu sein. — Ich ließ mich von meinem Führer durch das ganze wilde Gebiet der ehemaligen Raubburg schleppen; wir kletterten von einer Felsenzacke zur andern, und krochen durch Höhlen und Winkel, um in irgend einen grausenhaft benamsten Abgrund zu blicken; bis die schöne Landschaft sich der bunten Tagesgewänder entkleidete, um das silbergrauseidenschimmernde Nachtkleid des Mondlichtes anzulegen. —

Inzwischen waren die Fremden vor der Abendkühle in den Speisesaal gezogen. Ich fand einen Platz neben einer freundlichen Dame, die mit einem ältlichen Mann und zwei Töchtern von Dresden gekommen waren, und bei Mondschein wieder zurückfahren wollten. Sie freuten sich sehr auf Berlin, wohin sie unter Wegs waren. — Es ist eine schöne Stadt, sagte ich, in weiten Stadtmauern, und zuweilen ist sie auch großartig. Wenn man z. B. an einem heitern Sonntage nach einem sanften Frühregen vom alten Schloß bis ans Brandenburger Thor geht; dann zieht das linke Trottoir entlang ein buntes Gewind von Menschen, schlanken Männern mit geistreichen Gesichtern, schönen, schüchtern einherwandelnden Frauen mit schwarzen Augen und einem sanften Anflug von Bärtchen, als Niederschlag der militärischen Atmosphäre. Dazwischen rollen die herrlichsten Equipagen, und unter den Linden brauset es von Menschen. Oder gegen Abend vor der Oper auf demselben Schauplatze, wenn die Menschen in entgegengesetzter Richtung aus dem Thiergarten durch das Brandenburger Thor hereinkommen,

und die schönen Reitpferde dazwischen an den Bäumen entlang tanzen. Auch Sonnabends Nachmittag, wenn man im Museum oben auf der Treppenbrüstung lehnend durch die mächtigen Säulen herabschaut. Unter der hohen Treppe um die kolossale Granitschale spielen die Kinder und Kindermädchen; der Stral des Springquells, vom Winde getrieben, besprüht die sandigen Kreuzwege des Gartenplatzes; links am Dome hin schwärmt das Auge nach dem altehrwürdigen Königsschlosse hinüber, durch dessen offene Thore und Hof hindurch man das Treiben der Menschen nach der Brücke und Königsstraße erblickt; rechts am Quai des Sprecarms prunkt die ziegelrothe Bauschule.

Nun verrieth es sich, daß der Mann ein Verehrer von Varnhagens Schriften war und die Dame ein Interesse für Rahel hegte. Mit einiger Befangenheit sagte sie: Ich weiß nicht, wie Sie davon denken! O, rief ich aus, ich trete von Zeit zu Zeit gern wieder an diesen Sprudel einer so seltnen weiblichen Seele. — Und da der Mann lächelte, fuhr ich fort: Briefe, Memoiren oder beide verschmolzen mag ich von so begabten Frauen gern lesen, — Alles was erlebt, empfunden, aus Geist und Herzen dringt. Dichtungen und was man eigentlich Erzeugnisse nennt, eignen allerdings nur dem Manne, jene Schriften möchte ich aber lieber Geburten nennen, die ja der Natur der Frauen nicht widersprechen. Ich lese daher nur Rahel und Bettina, wenn auch letztere nicht wiederholt.

Ei, lächelte der Fremde, es werden ja aber mit jedem Tage neue Schriftstellerinnen flügge!

Nun ja, versetzte ich, ich freue mich auch über alle diese edeln Seelen, die sich in unserer egoistisch-kalten Zeit warm

befiedern können, und wer ihre Federn etwa zu einem Fußdeckchen in kühlen Nächten brauchen kann, mag sie auch rupfen. Neben so vielen edeln Frauenherzen, welche gegen die Einflüsse einer zu materiellen Zeit Schutz suchen, mögen auch manche dieser meist unvermählten Schriftstellerinnen besonders empfänglich für die reifen Keime der Bildung sein, mit welchen unsere geistige Atmosphäre übersättigt ist. Meistens kommen aber diese Loth- und Staubperlen der Novellen und Gedichtchen aus kranken Muscheln. Aerzte erzählen uns von Versetzung gewisser Functionen und Stoffe in andre nicht dazu bestimmte Organe des menschlichen Körpers. Vielleicht giebt es ähnliche geistige Metastasen; so daß manche Frauendichtung als Product einer Versetzung der Mutterschaft in das Hirn angesehen werden könnte. Auch dann muß der Menschenfreund sich über eine so heilsame Ausscheidung des Krankheitsstoffes freuen.

Erst jetzt ward ich inne, daß die Dame bei meiner Auseinandersetzung sehr verlegen um ihre Töchter war, bis ihr Gemahl mit der Frage einfiel, ob Varnhagens Persönlichkeit so wohlthuend, wie sein Styl sei.

Für mich war sie es allerdings, gab ich zur Antwort. Ich fand dieselben sanften, harmonischen Bewegungen, dieselbe reine Heiterkeit, die gleiche Art des Leuchtens und Wärmens in beiden, und beide versetzen mich in ein gleich inniges Behagen. Die Art, wie er das Leben ansieht und behandelt, regt mich auf, um mich in höherm Selbstbewußtsein zu beruhigen. Varnhagen vergißt auch das Salz nicht: nur aber um das Wohlthuende auch schmackhafter zu machen. Wenige Schriftsteller in Deutschland sind an so bedeutsamen Lebensstationen vorübergewallfahrtet, wie er, und noch

Wenigere haben eine so günstige Stellung eingenommen, mit dem Kopfe nämlich in der diplomatischen — mit dem Herzen in der bürgerlichen Region. Diese magnetische Lebenslinie Varnhagens, in deren Indifferenzpunkt seine literarischen Leistungen fallen, kann aber nicht bloß durch äußere Gunst, ohne innere Begabung dafür, gedacht werden. Ja ich halte diese Durchdringung und Aufhebung jener beiden Lebenspole für Varnhagens literarische Mission, und finde darin das Eigenthümliche seines Styls und seiner geselligen Persönlichkeit begründet. Ich will es — das Humane nennen, in welchem Hofleben und bürgerliches Leben neutralisirt sind. Und wie mir in den wenigen Stündchen, die ich mit Varnhagen zubrachte, so viel Wohlthuendes widerfahren ist, so finde ich hierin sein frühestes Metier, nur vergeistigt wieder, und der körperlich Kränkelnde möchte wol Manchem ein rechter Geistesarzt werden können. Nach all' diesen Betrachtungen aber mußte ich mich im Stillen freuen, die Hände, die einst mit Schwert und Feder in schwierigen Weltlagen gedient haben, noch so leicht und launig zu finden, um Bilderchen in schwarzem Papier auszuschneiden und aus bunten Papierstriemchen zierliche Bänder zu flechten.

Wir sprachen noch mancherlei über Berlin, bis die freundliche Familie zur Rückkehr nach Dresden aufbrach. Ich wünschte ihnen glückliche Reise, und suchte, müde von meinen heutigen Wanderungen, meine Stube auf, die von duftiger Waldluft erfüllt war. —

Als ich bei anbrechendem Tag erwachte, vernahm ich ein fernes, seltsames Geschrei. Ich hielt es anfangs für ein Jodeln und Jauchzen fröhlicher Waldwandler, für einen Wechselruf früher Arbeiter; doch bald errieth ich, daß es Eulen und Uhu waren, die in den nahen, unzugänglichen Felsthälern horsten. Ich öffnete der Morgenluft die Fenster. In solcher Höhe hatte ich noch nie geschlafen: ich blickte auf die nahen Gipfel der Waldbäume, die sich aus tiefer Schlucht herauf nach meinem Fenster streckten. Ich eilte hinaus, um die Sonne aufgehen zu sehen. Die Luft war kühl, der Himmel blau. Auf die Bastei hinausgetreten erblicke ich ein Nebelmeer das Elbthal entlang und über die nächsten Waldhöhen, über die Rauen- und Bärensteine hinweg bis an den Lilienstein und die Festung Königstein. Diese liegen wie am Saume des Sees, und leuchten im Stral der Morgensonne. Wie die Nebel wallen und wogen, und mit den Lichtern des Tages spielen! Die Festung Königstein, von den Nebeln berannt, versinkt bald, bald hebt sie sich wieder siegend hervor. Der Lilienstein mit seinen schroffen, wie Lilienblätter ausgezackten Felsen taucht in den leuchtenden Nebelschaum, um sich auch lilienweiß zu färben: aber dunkel schießt jedesmal wieder die kolossale Steinblume hervor. Jäh unter mir hallen aus dem Nebel die Stimmen der Elbschiffer dumpf herauf; Steine rasseln an einander, wahrscheinlich die einzunehmende Fracht. Ich fühle mich einen Gott, der über den Wolken, die schwer auf dem Tagwerke der Sterblichen lasten, sich in reinem Lichte freut. Da schlägt hinter mir der Kukuk aus dem nahen Felswald eine lange Reihe seiner Waldgrüße, und flugs bin ich wieder ein Sterblicher, der abergläubig die ihm geweissagten

Jahre zählt. — Höher empor und dunkler wallet das Nebelmeer; hier und dort bersten seine Wogen, und wie durch einen Trichter erblickt man ein Stück Saatfeld oder einen Streif der Elbe. Bald flüchten sich in die engen Schluchten hinein die Nebel und bergen sich vor der aufsteigenden Sonne. —

Der Führer hat sich indeß eingestellt, der verschlafne Wirth bereitet das Frühstück, und wir steigen nun frisch und fröhlich nach Rathewalde hinab. Wir gehen den Amselgrund vorüber, weil er mit Nebel erfüllt ist. Ueber die thaufunkelnde Hochebene, nicht weit von der Hohburkersdorfer Linde vorüber, gelangen wir bald zum Hockstein, der sich mit zwei dünnbewachsenen, breiten Gipfeln aus einer Waldhöhe steil empor hebt. Nach mühsamem Steigen kömmt man auf einer künstlichen Treppe zum niedern Gipfel, und schreitet dann über eine hochschwebende Brücke zur höhern, hundert Schritte langen Kuppe. Wir ruhen auf einem kanapeeartigen Felsensitze, unter welchem 380 Fuß tief der Polenzbach zwischen wildbewachsenen Felsen rauscht. Auf der andern Seite dieser engen Schlucht liegt Hohnstein, das Städtchen mit einem Felsenschloß. So sitzen wir auf alten Sagen, und vor uns liegen alte Hofgeschichten. Dort im Seitenbau am Thurm saß die Gräfin Kosel, die Geliebte Königs Friedrich August, in Haft, — erzählt mein Führer, — von dort feuerte sie ein Pistol auf den König, entfloh später nach Holland und ward eine Jüdin. Aber die Geschichte dieser leidenschaftlichen Frau, die sich so kühn emancipirte, ist im Munde des Volkes sehr entstellt worden.

Friedrich August, König von Polen und Kurfürst von Sachsen, war einst von Warschau nach Dresden gekommen,

und brachte einen lustigen Abend unter männlichen Gästen zu. Sein Lieblingsthema von Frauengunst und Liebesabenteuern ward verhandelt. Der Minister v. Hoym rühmte, wahrscheinlich in Ermangelung lustiger Erlebnisse, die Reize und den Geist seiner Frau, die er bisher aus Eifersucht auf einem Landsitze gehalten hatte. Er bedachte nicht, wie gefährlich so etwas bei Friedrich August war, der zur Betrübniß seiner schönen und anmuthigen Gemahlin, ungesättigt durch seine vorehlichen Liebeshändel in Spanien und Italien, immer noch verschwenderische Buhlschaften wechselte. Der König und der Fürst von Fürstenberg spielten die Zweifler gegen den Minister, und trieben den Halbberauschten zu einer Wette von tausend Dukaten, daß seine Frau am Hofe so schön und geistreich würde gefunden werden, als er sie beschrieben. Frau von Hoym wird an den Hof gebracht, der König verliebt sich in sie, Fürstenberg bezahlt die verlornen tausend Dukaten, und erhält vom Könige 10,000 Stück zur Entschädigung. Nun wirbt bei verschwenderischen Festen mit allem Zauber der Galanterie König August um die Gunst einer Frau, die schön von Gesicht und Gestalt, aber weniger angenehm als lebhaft ist. Nach langem Widerstand unterhandelt Frau v. Hoym über die Bedingnisse, unter denen sie sich ergeben will: der Monarch soll ihre Ehe mit dem Minister auflösen, seine bisherige Mätresse verstoßen, ein Heirathsgelöbniß für den Fall des Ablebens der Königin an die neue Geliebte ausstellen, ihr 100,000 Thlr. Jahrsgehalt aussetzen und die etwanigen Kinder als Prinzen anerkennen. — Sobald die Uebereinkunft getroffen ist, kündigt sie selbst ihrem Gemahl die Ehe auf, und — entbindet ihn seines Eides. Alle Vorstellun-

gen und Vorwürfe des guten Ministers, der nun noch die Wette verliert, finden keinen Eingang. Die aus der Ehe Getretne nennt sich Gräfin Kosel, wird Reichsgräfin und erhält einen Zauberpalast mit besondern Zimmern für jede Jahreszeit. — Die Gräfin weiß einen so wankelmüthigen König zu fesseln, indem sie ihn mit Eifersucht beschäftigt, und ihren Eigennutz mit einem gewissen Stolze übergoldet. Sie entfernte, wer ihr verhaßt ward, und selbst Grafen und Fürsten, wenn sie sich halten wollten, mußten ihr huldigen. Sie verfügte über Gnaden und Ehrenstellen, und sah daher hübsche Männer, die solche suchten, zu ihren Füßen. Neun Jahre behauptete sie sich in des Königs Gunst und hielt Polen und Sachsen unter ihren Launen. Obschon die Gräfin, als sie einst eine neue Neigung des Königs zur Tochter eines französischen Weinhändlers in Warschau merkte, ihn mit einem Pistel zu erschießen drohte, falls sie das Loos der frühern Mätressen theilen müsse: so blieb ihr dieß Letztere doch nicht aus. Ihre Feinde waren verschworen, sie zu entfernen, und fädelten daher den König in eine Leidenschaft zur Frau von Denhoff, einer geistlosen Schönheit, die dem König keine Intriguen machte, aber ihn zu Gunsten einer bettelhaften Familie mehr als jede andere Geliebte kostete. Frau v. Kosel ward nach Pillnitz gebracht, um in dem Venustempel zur Erkenntniß zu kommen, und ihre süßen Erinnerungen zu opfern. Sie sollte des Königs Eheversprechen herausgeben, entfloh nach Berlin und, da sie hier keine Gunst fand, nach Halle, ward auf Augusts Verlangen ausgeliefert, abermal nach Pillnitz und zuletzt auf ein Gut des Grafen v. Friese, ihres nachmaligen Tochtermanns, gebracht. Hier wohnt sie zurückgezogen, aber frei,

und das Geschick gewährt ihr die Gunst, — alle ihre Verfolger und das Glück ihrer Nebenbuhlerinnen zu überleben. —

Wir betraten jetzt das Sagengebiet dieser Felsen. Indem wir nämlich in eine im Gestrüpp verborgne Telle des Gesteins hinabsprangen, standen wir vor einer muschelförmig gespaltnen Felsenwand, und traten durch die Oeffnung in einen Schlund, in welchem man bald auf eingehauenen Trittchen, bald auf Sprossen einer Leiter, bald auf quergelegten Holzstückchen, indem man nach vorn und seitwärts sich an die Felsen lehnt, tief und tiefer hinab steigt, bis man zuletzt durch eine horizontale Erweiterung des Felsendarms aus dem Gestein heraus in's Freie tritt. Man glaubt, es sei ein Hain der Unterwelt, in welchem man sich jetzt befindet, und der von bewachsnen Felshöhen umfaßt mit lichtem Gehölz nach einer neuen offenen Schlucht hinab hängt. Hier sind wir nun in Samiels Reich gestiegen. Hier ist nämlich das Revier des fabelhaften Freischützen, und wir sind in aller Unschuld durch die Wolfsschlucht gedrungen. Ueber diese Felszacken und hohen Baumwipfel, die jetzt so heimlich in der Morgensonne glänzen, fährt Nachts das brausende wilde Heer. — Einst war das Revier von überhandnehmenden Wölfen bewohnt. Sie zu vertilgen zogen tägliche Jagden aus; überall fand man die Fährte der Wölfe, nur nirgends einen Wolf, bis man endlich wahrnahm, daß diese Wildfänge sich in der Höhle versteckten, durch welche wir nun wieder emporsteigen, und die damals noch mit einem, jetzt zum Aus- und Einsteigen behauenen Felsenstücke verdeckt war.

Bald schreiten wir nun auf der Landstraße nach Schan-

dau. Es ist ein anmuthiger Gang. Die Berge wechseln ihre Stellung zu einander, und unvermuthet bietet sich rechts oder links eine schöne Thalsicht. Zuweilen lockt der Führer in ein Gebüsch, um mir eine heimliche Felsenlaune oder eine wunderliche Schlucht zu verrathen. Dann und wann steigen vor uns die böhmischen Berge auf. Die Sonne ist heiter; Luft und Gefild gar frühlinghaft. Wo man bei Waltersdorf hinab in die Thäler und gleich wieder bei Porschdorf über den Lachsbach empor nach den Höhen blickt, nimmt sich Alles ziemlich schweizerisch aus. Mühselig klettern, den Stock einsetzend, baarfüßige Dirnen mit ihrer Last auf dem Rücken den gewundnen Steinpfad empor; rechts auf hohem Bergwege zieht ein Ochsengespann den beladnen Karrn einem einsamen Hause zu, das mit niedrigem Dach unter Obstbäumen liegt; links um den runden, mager bewachsnen Berg weidet mit Schellen behangen eine Herde Rinder; einzeln um den Abhang und immer denselben Pfad wandelnd, treten sie dem Berge sichtbare Kreise ein. —

Wir folgen dem Laufe des Lachsbaches, doch nicht ganz bis zur Mündung desselben in die Elbe. Dort lassen wir rechts das Dorf Wendischfähre liegen, so genannt von der Fähre, die in frühern Zeiten die Wenden aus der Oberlausitz hinüber trug, wenn sie zu dem wunderthätigen Bilde in Papstdorf wallfahrteten. Drüben strecken sich der Papststein und der Pfaffenstein, um herüber zu blicken, wo die Gläubigen bleiben, die sonst mit dem Lachsbache kamen. Aber freilich ist jetzt weiter zurück, hinter der Porschdorfer Mühle, — ein Lachsfang angelegt.

Links hinab sehen wir nun, von zwei Bergreihen eingeklemmt, das freundliche Städtchen Schandau. Hier wur=

den in frühern Zeiten die österreichischen Regenten, wenn sie nach Dresden zu Besuch kamen, mit einer Jagd empfangen, und aus jenen waldigen Gipfeln über die buschigen Halden und jähen Felswände herab stürzte das gescheuchte Wild in die Elbe, und wurde schwimmend erlegt. Jetzt brechen diese Sandsteinfelsen zu Bausteinen und gehen mit Holz aus den nahen böhmischen Wäldern elbabwärts; Getreide begegnet diesen Schiffen elbaufwärts gehend, und in diesem Verkehr hat Schandau seine betriebsamen Hände. Die erquickende Luft der Berge, der gesunde Hauch der Nadelhölzer weht herab, und neue Quellen steigen aus unterirdischen Felsapotheken herauf, um Nervenleiden, Verdauungsschwäche, Hämorrhoiden, Krämpfe und weibliche Krankheiten zu heilen.

Durch ein üppiges Thal schritten wir dem Badhause zu, das mit einigen Anlagen umgeben ist. Es war Vormittagstille; nur einige Gäste saßen um ein Tischchen unter der auf Pfeilerbogen frei schwebenden Halle vor dem Hause. Eine bekannte weibliche Stimme lachte. Es war Frau von Spahl, die zwischen einem ältlichen Herrn und einem hochaufgeschoßnen Fant sitzend, eine Cigarre zu rauchen versuchte. Als ich heran trat, legte sie den Blätterstengel rasch weg; eine gewisse Blässe verrieth auch schon die Uebelkeit, die sie sich zugezogen hatte. — Ich habe Sie erwartet, sagte sie, und inzwischen die Herrn da von einem Ausfluge nach dem Lilienstein dort unten abgehalten. Nun, meine Herrn, wenn Sie die Partie noch machen wollen —! — Sie faßte meinen Arm, um weiter zu gehen. Der junge Mensch ließ seine Empfindlichkeit ziemlich vernehmbar aus. Ich sah mich um, ob er etwa mich meine. Da war der alte Herr auf=

gestanden und kam auf mich zu. Ei wir kennen uns ja! Waren Sie es nicht, bei Tieck, — Dienstag Abend, als er Shakespeares Heinrich V. vorlas? — Wirklich war es der Präsident aus Riga, neben welchem ich jenen Abend gesessen hatte. Wir verabredeten eine gemeinschaftliche Partie auf den Nachmittag, und ich bat nun um Erlaubniß, der gnädigen Frau Nachricht von ihrem Gemahl zu bringen.

Elise war empfindlich, daß ich sie mit ihrem Manne entschuldigt hatte. — Bedenken Sie doch, versetzte ich, daß der lange Mensch, der noch ein wenig nach dem überwachsenen Buben überhangt, auf dem Punkte war, Sie zu fodern. Ich weiß ja nicht, ob Sie Ihre emancipirten Waffen mit sich führen.

Schweigen Sie mir von Emancipation! rief sie. Das Wort ist ein Spott und eine Verachtung geworden. Darum aber ist es nichts Schlimmes, was ich verlange. Ich will frei sein von Einflüssen, die mich auflösen oder doch schief ziehen. Ich bin doch allerwenigstens ein Mensch, wie jeder Andere, und kann mithin nicht bloß da sein, um in einem andern aufzugehen. Und kein Mann kann sich eine Frau nehmen, um sie in seiner hohen Selbständigkeit aufzuschlucken. Ich will auch meine Selbständigkeit haben, und mich nach meiner Vernunft bestimmen, nicht bloß vom Herkommen, von Vorurtheilen, von den Statuten der hundertfältigsten Bornirtheit bestimmen lassen. Ich will meine —

Cigarre rauchen, wie ein Jeder? fiel ich ein. Nun ja! Ist es Ihnen denn wieder besser? Ist Ihr Magen wieder wohl? —

Ein rascher Aerger Elisens, der nicht gleich Worte fand, löste sich in ein Lachen auf. Ich aber fuhr ganz ernsthaft

fort: Ich an Ihrem Platze würde auch mein Schnurrbärtchen haben wollen. Dem langen Menschen, der Ihnen die starke Cigarre gegeben hat, steht seines gar nicht übel.

Ich setzte mich auf eine schattige Holzbank; sie aber wollte weiter gehen, und schalt mich unartig gegen Damen. — Wie? rief ich aus. Sie wollen die sittlichen Schranken der Frauen verlassen, und doch ihre Vorrechte behalten? Lassen Sie mir auch meinen Vortheil. Haben Sie noch nicht bemerkt, daß Frauen, die sich eine männliche Stellung nehmen, sogleich den Tribut der Huldigung verlieren, und daß wir ihnen sogar die Schuld der Achtung versagen?

Das ist eben euer Unrecht! rief sie.

Verzeihung! sagte ich. Die Männer thun es ohne Absicht, aus Instinkt. Wenn die Gottheit aufhören könnte, Gottheit zu sein, so würde die Anbetung augenblicklich aus der Welt entfliehn.

Sie setzte sich, und verlangte, ich solle mich jetzt ein für alle Mal ganz aussprechen, damit wir dann zu was Anderem übergehen könnten.

Sie haben gestern einmal das Wort Polarität fallen lassen, sagte ich.

Ich danke Ihnen, daß Sie es aufgehoben haben! versetzte sie. Ich fuhr aber fort:

Sie kennen also den Wechselverkehr, der in jeglichem Natur- und Geistesleben zwischen zwei selbständigen Wesen entsteht, die in Berührung treten. Viele sagen, es sei der Kampf der Selbsterhaltung, aus welchem Eins als Sieger hervor gehe und sich das Andre unterordne. Sehen Sie, das nenne ich ungalante Philosophie. Warum soll denn immer das weibliche Wesen unterliegen? Ich sage, weil es eben

weiblich ist; denn es findet sich, daß schon vor jedem Kampfe beide Wesen verschieden organisirt sind, das Eine mit Wirksamkeit, das Andre mit Empfänglichkeit ausgerüstet. Lassen Sie mich also lieber sagen, es wiederhole sich in jedem Augenblicke des Daseins und in jeder Regung physischen und geistigen Lebens der Urakt der Liebe, in welchem vor aller Zeit die unendliche Selbstgenüge der Gottheit sich theilte, um auf einer Seite leistend, auf der andern empfangend zu werden. So entstand die Welt aus der Gottheit, und feiert nun in jedem Moment jedes einzelnen Bestehens das Urgeheimniß der Schöpfung. Daß nun das schöpferische Wesen walte, das empfangende sich hingebe, darüber ist gar nicht mehr hinauszukommen. Oder glauben Sie, bei den Menschen sei bloß ein Unterschied in der körperlichen Organisation, und diese selbst rühre nicht vielmehr aus der innersten, tiefsten Geistesverschiedenheit her? Ja, die Vermögen des Geistes, die sittlichen Kräfte und, aus beiden hervor gehend, die Anschauungen des Lebens, die bürgerlichen Pflichten sind ursprünglich männlich und weiblich verschieden. Glauben Sie aber ja nicht, daß darin ein Unterschied des Verdienstes oder des Glücks beider Geschlechter liege. Nein, das Empfangen und Nähren ist nicht weniger eine Gottheitshälfte, als das Ausströmen und Beleben; auch sind beide aus der ursprünglichen Selbstgenüge der Gottheit hervor gegangen, und haben daher Jedes seine eigenthümliche innerste Befriedigung.

Was soll ich nun mit dieser Weisheit anfangen? rief Elise ärgerlich. Sie glauben wol, das sei auch, wie die Quellen dort, ein Gesundheitssprudel für ein weibliches Uebel? Mein Mann hat Sie angesteckt; Sie wollen bloß der

Schöpfung auf die Sprünge kommen. Wissen Sie denn nicht, daß ich mir die Erlösung zu meinem Theil genommen, Sie ungalanter Philosoph!

Nun komme ich, mit Erlaubniß Ihrer Geduld, auf diese, fuhr ich fort. Wovon wollen sich denn die Frauen erlösen? Die Natur hat sie zum empfangenden Antheil der Liebe gebildet. Die Embryowochen, die Säuglingsmonde, die Kinderjahre halten sie im Hause fest. Wollen sie sich von diesem Naturberuf emancipiren? Leider fangen schon gar zu Viele damit an, daß sie die eigne Mutterbrust vertrocknen lassen, und eine fremde suchen müssen, die eben auch durch einen Akt der Emancipation ergiebig geworden ist. — Bürgerlich aber ist wieder das Haus der empfangende Schooß der Weltwirksamkeit des Mannes; hier nährt Frauensinn den Embryo des wachsenden Glücks. In beiden Sphären bethätigen sich nun die geistigen Kräfte, die sittlichen Tugenden. Jene sind in der Regel eben so weiblich gemessen, wie die Organe des Körpers. Mißgriffe, Zwitterbildungen der Natur können krankhafter Weise vorkommen, und, verzeihen Sie! — ich kann mir eine Frau von productivem Talente nie ohne regelwidrigen Zustand ihres Schooßes vorstellen. Was aber die sittlichen Tugenden betrifft, so liegen sie in dem Gebiet der Freiheit; so daß Weltbildung und Zeitgeschmack vieles verdrehen und verderben können. Die Emancipationssucht der heutigen Frauen ist nur in der sittlichen Sphäre entstanden. Und, genau besehen, was wollen sie eigentlich? Erlauben Sie mir einmal, gnädige Frau, daß ich aus Achtung vor Ihrer Emancipation mit Ihnen wie mit einem Manne rede. Glauben Sie, wenn die Frauen einmal in der Geschlechtsliebe auf

den Gedanken kämen, die Angreifenden, die Unternehmenden und Werbenden zu sein, daß sie damit auch die harte Mutterschaft auf uns wälzen, und Väter ihrer Kinder würden?

Elise sprang auf und ward ernstlich böse. Ich aber fuhr ruhig fort:

O das wäre nicht toller, als manches andre geistige und bürgerliche Verlangen, nur daß ein solches, wenn es sich einmal geltend gemacht hätte, nicht so leicht und in bestimmten Monaten korrigirt werden dürfte, als es die Vormünderin Natur mit jenem Versuche machen würde. Die vielen unglücklichen Ehen, die es heute mehr als je gibt, widerlegen mich nicht: dieselben zeigen nur, daß man es heute weniger versteht, richtig zu heirathen. Die Berührungspunkte des menschlichen Lebens haben sich vervielfältigt und vervielseitigt, die Reizbarkeiten der Bildung haben sich vermehrt und verfeinert: nur unsere Einsicht und Weisheit ist nicht mit fortgegangen. Ja wir wissen nicht nur nicht richtig zu freien, sondern überhaupt nicht richtig zu leben. Woher käme denn sonst diese allgemeine Unzufriedenheit, da ja Alle und Jedermann aus seinem Kreise hinaus in's Ungemessne strebt? Wollen wir denn lieber behaupten, Alles in der Welt sei verrückt, als daß wir Einzelne uns ganz insgeheim ein wenig eingeständen, daß nur wir verrückt sind? Wann aber war noch eine Zeit, da man so viel Bildung hatte, und so wenig erzogen war, da man das Glück auf so thörichten Wegen suchte, da man die Kindereien und Verwöhnungen des Tages um Seelenfrieden und Behagen anbettelte und die Juwelen des Lebens bei der Narrheit und Genußsucht verpfändete? Und bei allem diesem, welche Zeit

hat noch jemals ihrer Einsicht so wenig mißtraut und ihrer moralischen Kraft so wenig zugemuthet, als unsere emancipationssüchtige?

Also gar nichts wollen Sie uns — gar nichts zugestehen? rief Elise sehr mißmuthig.

O nun, versetzte ich, wer das Gleichgewicht zu halten weiß, kann viel schöne und freie Bewegungen machen. Der Hüftenbau des Weibes ist zu gewaltsamen Sprüngen nicht geformt, und doch, wie schön tanzen die Frauen! Gewiß, wenn sie bürgerlich und sittlich im lebhaften Gefühl ihrer Bestimmung sind, können sie sich von mancher Engherzigkeit und Prüderie losmachen und das Leben von verschiednen Seiten anschneiden, ohne daß der gebildete Mann sie bloß an das Küchenmesser verweisen dürfte. Und sicherlich werden auch die bürgerlichen Gesetze zu Gunsten der Frauen sich ausdehnen, wird die Meinung der Welt elastischer werden, sobald die Frauen die richtigen Sprünge thun, die von ihrer Naturbestimmung erlaubten, die ja für uns gesetzgebenden Männer so — hinreißend sind.

Elise brach stillschweigend auf, und auch ich ging eine Strecke stumm neben ihr her. Endlich fragte sie nach ihrem Gemahl. — Ach Gott, seufzete sie, wie sieht der Mann aus. Das ist gar nicht sein Anzug. Etwas ist mit ihm vorgegangen. Ich glaube, er ist in's Wasser gesprungen gewesen, und herausgezogen worden. Dieser Gedanke hat mir die ganze Nacht keine Ruhe gelassen. Mein Gott, wenn ihn meine damalige Flucht in diesen trostlosen Zustand versetzt hätte! Lieber wollte ich doch —! Ich vergebe ja keiner Frau etwas, wenn ich mich für meine Person in den fürchterlichen Zwang finden will —. — Sie bat mich dann

um Rath und Beistand. Wir sprachen die Lage der Sache durch, und ich übernahm es, mit ihrem Gemahle zu reden, und vor Allem zu hören, was wol seit ihrer Flucht mit ihm vorgegangen sei. —

Der Präsident und sein Sohn warteten schon auf uns. Ein kleiner Imbiß war bald eingenommen, ein Boot zur Rückfahrt aus den Bergen bei Herniskretschen bestellt, und nun fuhren wir auf einem offenen Wagen aus. Gleich hinter dem Bade öffnet sich das enge Thal, die Kirnitsch rauscht uns entgegen, mit Floßholz aus den Hohnsteiner Forsten beladen. Es ist ein wildanmuthiges enges Thal; zu beiden Seiten treten hier und dort zwischen reichem Waldwuchs jähe Felsen in grotesken Gestalten, vielfach zerklüftet, mannichfach überhangend hervor, und schimmern mit schwefel- und goldfarbigen Flechten. Rechts ziehen die Ostrauwände, über deren waldige Kuppen einige Häuser des Dorfes Ostrau hoch herab ins enge Thal schielen; auf der linken Höhe zieht die Straße nach Lichtenhain. — Bald erreichen wir sanft anfahrend die 1¼ Stunde entfernte Heidemühle in reizender Wildniß, von dem Heidemadstein überragt. Der Präsident nimmt einen Esel, wir aber steigen, jetzt auf der andern Seite der Kirnitsch, am Abhange des Berges auf dem sogenannten Münzwege, nach der Waldmünzpflanze so genannt, steiler empor. Hochwald beschattet einen breiten Pfad, auf dessen abwechselnde Windungen die heiterste Mittagsonne durch frischgrüne Wipfelwogen herein fällt und den Wald mit wankenden Lichtern durchquickt. Den Berg des Kuhstalls, den jäh ansteigenden, erleichtert ein Geländer. Ein ausgehauener Weg, von hohem Nadelholze eingefaßt, öffnet sich, und vor uns liegt

eine kolossale Felsenhalle, durch welche wir hinaus in eine weitabgesunkene waldige Felsenlandschaft blicken. —

Wer kann sagen, zu welchem Triumphe die Natur diese erstaunliche Ehrenpforte aus wunderbar gefügten Steinmassen erbaut hat? Gewiß nicht zum späten Obdach des im 30jährigen Kriege hierher geflüchteten Viehs, obschon seitdem der unfläthige Name „Kuhstall" an dieser Riesenpforte haften geblieben ist. Jetzt treiben sich Reisende unter dieser weiten Halle um, betrachten das Steingefüg und bemitleiden die unzähligen Thoren, die an der Decke und den Wänden ihre kindischen Namen eingeschrieben haben. Tische mit kleinen Waaren stehen da, im Felsenkeller hält sich ein Labetrunk kühl, und die Stimme einer Sängerin zur Violine ihres Begleiters verdient die Aufmerksamkeit des ruhenden Wanderers. Treten wir aber unter dem Gewölb hervor, so senkt sich die schroffe Felsenwand des majestätischen Thors in eine tiefe, wellenförmige, waldige Fläche hinab. Nur der kleine Winterberg erhebt sich nicht weit vor uns auf zackigen Wänden. — Und nun müssen wir freilich auch das Thor selbst besteigen. Es juckt den Führer, uns von der Burg Wildenstein zu erzählen, die einst auf diesen Thormauern gestanden haben soll. Allerdings zeigen sich Spuren ehemaliger Befestigung, sobald wir durch eine Wölbung des Thors auf schmalem Steig um die schroffe Felsenwand emporklimmen und durch einen Spalt auf den Gipfel gelangen. Diese Steine erzählen Unglücksgeschichten. Jenes Felsengewölbe heißt heute noch das Wochenbett, weil einst hier kriegsflüchtige Mütter in Angst und Noth geboren haben. Enger ist dort das Schneiderloch, und barg einst einen geächteten Räuber. Diese Oeffnung, das Pfaffenloch

genannt, erinnert noch daran, daß einst die hussitisch gewordne Gemeinde Lichtenhain ihren entflohenen katholischen Pfarrer in der Höhle auffanden und durch die Oeffnung in die Felsenkluft hinabstürzten. Wild genug liegt unter uns der Kirnitschgrund, und die nach allen Seiten hin aus Wald und Thal aufstürmenden Felsen verrathen uns, daß jene rohen Zeiten versteinert hier stehen geblieben sind. Denn horch nur! Wie wir rufen, werden hundert rauhe Stimmen laut, und gewölbte Felsenohren recken sich aus dem Gebüsch, ob die Losung zum Aufbruch gegeben werde. —

Am schattigen Eingang des Thors führt ein steiler, durch Stufen erleichterter Weg in eine Schlucht hinab, durch die man in den Habichtsgrund gelangt. Von unten schauen wir zurück, und der kaum verlaßne Kuhstall erhebt sich dreihundert Fuß über uns. Auf gut gehaltnen Waldwegen sind wir in einem Viertelstündchen am kleinen Winterberge; aber wie mühsam ist er im Zickzack zu ersteigen! Athemlos erreichen wir das Winterhaus, dessen Wände uns mit Inschrift ein Jagdabenteuer des Kurfürsten August aus dem Jahre 1558 erzählen. Der fürstliche Jäger stand einem bis zum höchsten Gipfel gescheuchten Hirsche auf schmaler Stiege gegenüber, und warf mit einem glücklichen Schuß das Thier in den Abgrund, als es eben mit einem Verzweiflungssprung seinen gnädigen Landesvater hinabstürzen wollte. Die umliegende Landschaft sieht so wild aus, daß sie selbst Rebellen einschüchtern könnte.

Der südliche Abfall des Berges ist sanft und flach, so daß man nach dem großen Winterberge hin erst gemächlich über Basaltstücke ansteigt, und dann unter hohen Buchen bequem zum Gipfel gelangt. Der Weg begünstigt die Un-

terhaltung, und der Präsident, auf diesen sanften Wegen vom Esel gestiegen, erinnert mich an den Abend bei Tieck. Sie waren vor mir da, sagte er. —

Ich kam vor 6 Uhr, erzählte ich, nicht eingeladen, sondern den Dichter zu begrüßen. Die dunkelste Treppe hinter Krämergeräth, Fässern und Ballen führt zu einem kaum helleren Gang, aus welchem ich fast geblendet in ein von der Abendsonne erfülltes Sälchen trete. Aus diesem Nimbus und einer gemischten Gesellschaft tritt mir der Dichter entgegen, von der Gicht gebeugt, aber von den Grazien der Bewegung nicht verlassen. Waagen mit Familie nimmt eben Abschied zur Rückkehr nach Berlin, Tiecks Töchter begleiten sie zur Post, und nach ihrem Abgang sammelt sich um Tieck und die Gräfin Finkenstein nach und nach eine Gesellschaft von Frauen und Herrn. Tieck stellt mir einen Pastor Sederholm aus Moskau vor. Wie erfreulich, den Mann hier zu finden, dessen ich in meinen eben unter die Presse gegebenen literarischen Bildern aus Rußland Erwähnung gethan hatte. Auch Agnes Franz, die bekannte Dichterin, tritt ein. Tieck, der neben mir saß, fragte mich, was sie geschrieben habe. Leider kann ich ihm die schalkhafte oder prüfende Frage nicht beantworten; allein ich überzeugte mich bei Agnesens Erscheinung, daß ich wol, wenn ich die verschiednen Dichterinnen persönlich kennen lernte, mich mit ihren Federn versöhnen könnte. Die Meisten scheinen doch einigen Flugs und viel Schmucks zu bedürfen, indem die Natur sie nur innerlich begabte. Und wirklich, aus diesem Innern loderte, während Tieck, wie Sie wissen, nach dem Thee Heinrich den Fünften von Shakespeare vorlas, etwas von dem schönen Wahnsinn des Dichterauges in Agnesens

Blick, und ihren Mund verschönerten einige Zofen der Grazien mit Lächeln.

Was sagen Sie zu Tiecks Vorlesen? fragte der Präsident.

Die Natur hat Tieck mit zwei kostbaren körperlichen Dichtergaben ausgestattet: mit dem schönen dunkeln Auge, das nicht so groß und feurig wie Goethes Auge war, doch viel schalkhaft=liebesüßer ist, und mit dem heitern Munde voll starken und biegsamen Klanges. Er liest fünf shakespearische Akte mit aller Leidenschaft, ohne kaum einmal leis zu räuspern, er ein Sechziger. Ueber die Art seines Lesens selbst waren meine Empfindung und mein Urtheil nicht ganz einig. Jene folgte der hinreißenden Declamation, doch diesem schien es hintennach die rechte Weise nicht. Der Vortrag erschallt wie vom Theater, und doch sitzt der Lesende im Zimmer hinter dem Pultchen, zwischen zwei Lichtern, von der sorglichen Freundin vor Luftzug aus dem anstoßenden Zimmer gehüthet. In den ernsthaften Partien des Drama kann man doch, selbst bei ziemlicher Vorkenntniß des Stückes, die verschiednen Personen nicht hinreichend auseinander halten und erkennen, da Tieck die Sprechenden niemals mit ihrem Namen anmeldet. Aber in den komischen Theilen des Schauspiels sind Tiecks Mittel reicher, und es gelingt ihm, ein ganz Halbdutzend närrischer Kerle durch Wechsel der Stimme, der Aussprache, der Betonung unterscheidbar zu charakterisiren. Er bringt einen wirklichen Theatereffekt hervor. Doch dachte ich mir immer, das bloße Lesen eines Schauspiels gleiche nur umrissenen Zeichnungen, die man nicht zu coloriren pflegt, und nur der wirkliche Schauspieler liefere ein Gemälde. Am folgenden Abende

las Tieck Calderons standhaften Prinzen; doch Versart und Ernst des Stückes begünstigten den Leser weniger. Uebrigens sind Sie gewiß einverstanden, daß Tiecks Erscheinung und Persönlichkeit durchaus poetisch ist. Sein Kopf ist sein Styl — anmuthig in reinen Verhältnissen. Die schalkhaften, zauberischen Phantasien seiner Novellen, so wie die gaukelnden Waldlichter seiner frühern Romantik spielen in seinem Auge; der Nachtigallenschlag und Kukukruf seiner Diction nistet in seinem heitern Munde. Und je mehr Vorliebe für wunderliche und bizarre Gestalten Tieck gewann, desto mehr zog ihn selbst seine Krankheit mit sarkastischer Ironie zu einer verschrobenen Gestalt, die aber nicht weniger, als jene dichterischen Figuren, sich mit einnehmender Heiterkeit gebehrdet. —

Wir sehen und hören schon ein fröhliches Weben um den Gipfel des großen Winterberges, der sich 1720 pariser Fuß über das Meer erhebt. Einige Hütten hangen an der steilen Kuppe; Tische und Bänke stehn umher, Kramlädchen halten feil, Kellnerinnen warten mit naiver Munterkeit auf, Spielleute und Sängerinnen lassen sich hören. Von einem Altan auf der Basaltkuppe hat man eine unbeschreibliche Aussicht, die aber in dieser Stunde sehr ungünstig mit einem höhrauchigen Gasflor überdeckt liegt. Das Panorama ist umfassender, aber nicht so überraschend und charakteristisch, als die Landschaft unter der Bastei.

Während wir um eine kleine Erfrischung sitzen, vom Lärm des engen Platzes umsurrt, kommen wir auf die Bilder in Dresden und Berlin zu reden, und Frau von Spahl rühmt sehr einen Murillo im Museum zu Berlin, — einen heiligen Franz, der das Jesuskind liebkost. —

Mich wundert, sagte ich, daß Ihnen eine Judith entgangen ist, eine Frau, die sich schon in frühster Zeit auf die großartigste Weise emancipirt hat.

Elise erröthete vor dem Präsidenten; ich aber schüttelte leise den Kopf und fuhr ernsthaft fort: Das Bild ist aus der Zeit des Mazzolino und der feraresischen Schule. Kenner werden freilich viel daran auszusetzen haben, besonders wenn sie an die zurückgeschlagnen Aermel der schönen Frau kommen. Und was mich am Bilde so ergriffen hat, ist vielleicht gerade das Verfehlteste daran, — etwas Sentimentales, das gar nicht in die Zeit der Belagerung Bethulias gehört. Die schöne Witwe des Manasses, der in der heißen Gerstenernte gestorben war, kömmt eben von ihrer Heldenthat, und das Haupt des Fürsten Holofernes wird ihr von der Magd Abra nachgetragen. Und, denken Sie, ein unendliches Thränenleid liegt auf ihren Augen, eine unsägliche Wehmuth zuckt um ihre Lippen. Sonst malt man die Heldin gern mit der Miene, mit welcher sie das Schwert des Feldhauptmanns von der Säule seines Feldbettes geholt — oder mit welcher sie in der Frühe den Mauern Bethulias als Siegerin entgegen geblickt haben mag. Und doch, wie menschlich wahr ist auch wieder die Auffassung des feraresischen Meisters! Schon ein großer Entschluß und die Anspannung, mit welcher man ihn tagelang verheimlicht und die gefährliche Ausführung vorbereitet, muß — wenn die That nun gelungen ist — in Abspannung und Wehmuth umschlagen. Und nun die bittere Erinnerung Judiths an die nächtlichen Stunden, da sie „mit köstlichen Wassern gesalbt" im Zelte des Holofernes zubrachte, und er zechend „fröhlich mit ihr war", bis er, weniger bild=

lich, als schon so mancher Verliebte, — den Kopf verlor. Sehen Sie, solche Emancipationen haben kein Gesetz und keinen Maßstab. Schwerlich würde heut zu Tag eine Judith so discrete Bürger finden, als die Nachbarn in Bethulia waren. Denn die schöne und kühne Witwe, wie es in der Bibel heißt — „ward hochgeehrt im Lande Israel.“ Aber sie heirathete nicht wieder. —

Unser Weg geht nun durch Wald auf holperigen Pfaden, über welche die Baumwurzeln, von dem Felsen zurückgestoßen, wie Schlangen hinlaufen. Wir sind ins Böhmische eingetreten, und auf allen Wegen empfängt uns Musik. Ueber Strecken, wo das überflüssige Holz fault, gelangen wir bald an die Felsenwand des dunkeln Prebischgrundes, der über 600 Fuß hinabfällt. Rechts und links hin zieht eine erstaunliche Felsenmauer, über welche hinweg die böhmische Landschaft von ganz verschiednem Character, mit runden, bewachsnen Bergen, zu erblicken ist. Nur da und dort schießen in dieser freundlichen Landschaft einzelne schroffe Felsen, wie Wurzelsprossen der ins Sächsische laufenden Bergstämme empor. Auf dieser merkwürdigen Wand steht nun das Prebischthor mit einer 65 Fuß hohen Wölbung. Es ist leichter und luftiger erbaut, während der Kuhstall eher einem schwer gewölbten Festungsthore zu vergleichen wäre. — Da steht nun vor uns, mit schön angebautem Gebäude geschmückt, der gestern von der Bastei aus in so duftiger Ferne geschaute, hohe Rosenberg.

Doch wir vergessen die Landschaft zu durchschwärmen; indem wir in jene dunkle Zeit zurückräthseln, als diese Gebirge mit ihren wunderlichen Gestalten hervor getreten sein mögen. Mittelst einer Karte machen wir unserer interessan-

ten Gefährtin Böhmen als einen weiten und tiefen Kessel begreiflich, dessen hohen Rand das Erz- und Riesengebirg, der böhmische Wald und das mährische Gebirg bilden. Die vielen Gewässer, die rings von diesen Gebirgen in größern und kleinern Flüssen zur Elbe und mit dieser dem großen Kessel entströmen, mußten ihn füllen, ehe die Elbe das Gebirg, wo sie jetzt rinnt, durchbrochen hatte. Damals waren denn auch diese, bei der Bildung der Erde aus ruhigen Niederschlägen entstandnen Sandsteinmassen, an deren Grenze wir hier stehen, überfluthet. Nach und nach, wie die Elbe, über den Kamm des Gebirges hinweg, sich ein Bett auswusch, zerklüfteten die nacheilenden Gebirgswässer den Sandstein, tiefer und tiefer leckend, bis zuletzt die siegreich durchgedrungne Elbe die Gewässer des böhmischen Kessels entführte. Da entblößten die nacheilenden Fluten diese kahlen Steinwände, Böhmenland trat an die Sonne, die regelmäßigen Ergüsse des umringenden Viergebirgs liefen in bestimmten Strombetten, und in den Schluchten dieses sächsischen Gebirges blieben sieche Bächlein zurück.

So begriffen wir denn auch, daß Prebischthor und Kuhstall als Siegespforten betrachtet werden müssen, von den hindurchgebrochnen Wassern, den brausenden, schäumenden, ihrer Befreierin Elbe erbaut. Ein neues Theater für den menschlichen Geist war gewonnen, für das Drama der Geschichte, so wie für die Kämpfe der Bildung, und heut machen wir eine Lustreise zwischen ein paar Coulissen dieses Theaters. —

Wir stiegen jetzt von dem Thor herab, dessen Schlußstein 60 Fuß lang ist, erklommen noch andre Wände, und kletterten dann, nachdem wir uns ausgeruht und erfrischt

hatten, durch das Harzgründel steil und tief hinab. Ehe wir uns aber in den tiefen Bielgrund verlieren, sehen wir noch einmal zurück, und staunen an der riesigen Felswand und dem imposanten Prebischthor hinauf, die über himmelhohe Tannen emporragen.

Der Bielgrund mit seinem breiten Bache führt uns an mahlerisch gelegnen Mühlen und Wohnungen vorüber in den Kamnitzgrund, wo die Kamnitz den Bielbach aufnimmt. Am Ausgange dieser nicht weniger wilden Schlucht liegt der Ort Hirniskretschen an der Elbe. Fröhlich betreiben die Einwohner ihren Getraide-, Holz- und Steinhandel, beim Anblicke der Felstrümmer, die herabgestürzt vor ihren Wohnungen liegen, ohne Bangigkeit vor den noch überhangenden, die Tag und Nacht die schwachen Hütten zu zermalmen drohen.

Unser vorausgeschicktes Boot erwartet uns. Die Sonne sinkt schon hinter den Bergzug des linken Elbufers. Schattig liegt die eine, — abenddämmerig die andere Uferseite, an deren Steinbrüchen wir vorüber gleiten. Dunkler wird der Strom; hinter uns steht der Mond am blauen Himmel, vor uns in gelbröthlichem Abendglanze erhebt sich der Lilienstein. Mit der Nacht landen wir bei Schandau an. —

Fremde, besonders Russen, waren im Bad angekommen. Aus dem Speisesaal ebener Erde vernahmen wir die heftige Stimme des Herrn v. Spahl. Elise eilte daher die Treppe hinauf.

Sie war still und wehmüthig, — des Umherirrens müde, wie sie sagte, und zu einer Uebereinkunft mit ihrem gleichfalls umirrenden Gemahle geneigt. Doch fürchtete sie wieder, in ihrer jetzigen Stimmung zu nachgiebig zu sein,

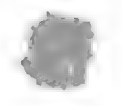
und wünschte daher eine Zusammenkunft mit ihm in Dresden, jedoch in meinem Beisein, um entweder zu einer Aussöhnung oder, wenn es nicht gehen wollte, zu einer förmlichen Scheidung zu kommen. Ohne Eins oder das Andre habe sie doch keine rechte Stellung, ja keine Heimath in der Welt. Ich sollte daher meine morgige Wanderung fortsetzen, und sie Nachmittags in Pirna erwarten, wohin sie, nach hinlänglichem Ausruhen, über Königstein, um hier die zurückgelaßne Kammerfrau mitzunehmen, gegen vier Uhr kommen wollte. Im Gastzimmer traf ich Herrn v. Spahl in dem seltsamsten Zustande. Er rannte an der langen Wand, von welcher die Stühle an die Gasttafel weggenommen waren, gedankenvoll und mit den lebhaftesten Gebehrden auf und nieder. Einen Kellner, der mit Selbstgefühl eine Anzahl Bratenportionen auf Tellern zwischen den Fingern nebst einem Sauce-Näpfchen vorbeitrug, hatte er angestoßen; die ganze Bescherung war niedergeprasselt, und ein Fettstrom floß über die Dielen. — Ich nahm den Wirth bei Seite, der sehr verdrießlich war. — Es ist mir ein fataler Gast, der —, sagte er. Er ist zum dritten Mal hier; seit acht Tagen spukt er im Gebirg. Ich traue ihm nicht über den Weg; denn da die Polizei die Reisenden im Gebirge gern gewähren läßt, so ziehen sich wol zuweilen verdächtige Menschen herein. Gewiß ist er ein Liberaler oder aus einem verbotnen Bunde. Und doch, wenn man ihn wieder reden hört, sollte man es nicht glauben. Er scheint an allen Höfen bekannt zu sein. Sie hätten ihn vorhin hören sollen! Er rühmt besonders Baiern; wie sehr dort die Mahlerei in Aufnahme sei und wie weit man es schon in braunen Schatten und täuschenden Perspectiven

gebracht habe. Von Constitutionen scheint er kein Freund zu sein. Er meint, die deutschen Völker sollten sie sich nur in Gottes Namen nehmen lassen; die sichersten Bürgschaften hätte ein Land in dem ungestraften, ich will sagen — unsträflichen Wandel seines Regenten. Ich sage Ihnen, er spricht ganz erbaulich, bis er auf das politische Wochenbett kommt. Dann verstehen ihn die Fremden nicht, sie lachen, und nun ist der Teufel los.

Herr v. Spahl erblickte mich jetzt, und starrte mich an. Wie er mich erkannte, fiel er in Anzüglichkeiten gegen die Anwesenden aus. Ich führte ihn weg, und wandelte mit ihm auf dem Platze vor dem Bad im Mondschein hin und her; indem ich ihm die Absichten seiner Gemahlin eröffnete. Dieß lenkte seine Stimmung ab. Er war mit einem Mal artig, umarmte mich, dankte mir, erklärte aber, daß er nicht nach Dresden gehe. Ich schlug ihm vor, er möchte dann in Pirna mit seiner Frau einen andern Platz der Zusammenkunft verabreden. Doch nach Pirna wollte er noch weniger gehen. — In des Kukuks Namen! rief ich ungeduldig aus. Dann reist ihre Gemahlin weiter; ich kann sie nun nicht mehr sprechen! — Spahl lief unruhig hin und her, und faßte endlich meine Hand: Wohlan denn, sagte er, ich komme morgen nach Pirna in das Gasthaus oben an der Straße nach Töplitz. Dort sind stets Fremde. Ich komme Schlag vier Uhr, und wir fahren auf der Stelle weiter, um nähere Verabredungen zu treffen. Lassen Sie den Wagen angespannt halten, damit wir gleich fortkommen!

Früh am Tage brechen wir auf, und gehen durch das thauige Thal auf dem Wege, den wir gestern gekommen sind, bis hinter die Porsdorfer Mühle zurück, wo wir am Lachsfang vorüber über die Polenz gehen, und den tiefen Grund betreten. Eine morgenfrische, waldige, würzige Luft regt uns an. Das Thal ist eben breit genug für den Polenzbach und einen Fahrweg; enger und wilder, im Charakter dieser Schluchten, erheben sich dann die Sandsteinklippen, bis wo wir rechts zum so genannten Brand, erst mühsam durch Fichtenwald, und dann zwischen dem Spalt einer Felsenwand auf kurzen Windungen ganz steil emporklimmen. Oben verathmend blicken wir in ein enges Waldthal, aus welchem die sogenannten Habersacksfelsen aufsteigen, — hohe Felsenkegel, die oben wie zugedrehte Säcke mit Falten und Butzen endigen. Nun links durch Wald fortschreitend, kömmt man an einer Mooshütte für eine kleine Wirthschaft, an einem Bretterhaus für Gäste, und an freien Tischchen und Sitzen entlang auf die freie Stirne des Berges, wo sich eine prachtvolle Aussicht aufthut. Man sieht die Landschaft in die Breite, die man von der Bastei in der Länge erblickt. Vor uns liegt der Lilienstein und hinter ihm der Königstein, links herüber der Pfaffenstein und Papststein, die Korischfelsen und Kuppelberge, der Zirkelstein und der Rosenberg. Unter uns am Dörfchen Weißig schimmert ein Stück Elbspiegel, und jäh hinab schwindelt der Blick in das Thälchen des Pohlenzbaches. —

Dieß schöne Gemälde im Morgenlicht sog ich in mich hinein auf einem Sitze, dessen Rücken aus altem Krummholze eine Lyra bildete, mit fünf weißen Birkenstäbchen als Saiten durchzogen. Jetzt erst werde ich eines ältlichen



Mannes am nächsten Tischchen inne, der mich aufmerksam betrachtet. Wir erkennen uns wieder, als vor Kurzem Zimmernachbarn im russischen Hofe zu Berlin, und gerathen in flüchtig wechselndes Plaudern. Nun, frage ich ihn, haben Sie einen Blick in die Redaction des Berliner Wochenblatts gethan?

Ach, der Storch! lacht der Alte. —

Gut gesagt! Ich erinnere mich, daß der Storch gewöhnlich nach Fastnacht ankam, also nach abgelegten Masken und während der Fastenzeit der Freiheit.

So meinte ich es nicht, versetzte mein Nachbar; ich sagte Storch — seiner langen Beine wegen; denn dieser politische Storch steht mit einem Fuß in München, mit dem andern in Wien. Und geben Sie Acht! Er klappert zwar klüglicher Weise hinter dem preußischen Adler: sollte er aber einmal zu Preußens Ehre laut werden, so fallen ihm gleich die beiden Füße ab, die freilich in faulem Moor stehen. — O lieber Mann! rief er aus, könnten wir erst in die nächste Zukunft einen so heitern Blick thun, wie da hinab in die sonnige Landschaft, in der vor 24 Jahren Napoleon seine letzten deutschen Züge that, und matt wurde. Neue, widerliche Verwicklungen stehen uns bevor. Wer hätte wol gedacht, daß uns nach glücklichen Befreiungskämpfen die Eulen noch einmal zu schaffen machen würden, die Dämmervögel! Ich darf mich nicht näher aussprechen; aber es läßt sich die ganze Verwicklung in ihrem äußersten Bezug mit einem einzigen Gedanken andeuten: die Materien der Civilisation gewinnen täglich mehr Macht und Freiheit, und gerathen nun noch einmal, und gewiß zum letztenmal, mit der eifersüchtigen Kirche in Conflict, die einst mittelst ihrer

Materien die Welt beherrscht und gefesselt hat. In diesen Wirren wird die Politik gewiß manche alte Sympathie aufgeben und hoffentlich auch über jüngere Antipathien einsichtiger werden. Und wenn unser Deutschland doch die Mission zu haben scheint, die religiöse Freiheit Europas durchzusetzen: so wird natürlich die Civilisation von jenem Lande vertreten werden, wo sie bei uns am weitesten vorgerückt ist, und die Kirche wird dort ihre heftigen Verfechter werben, wo die Civilisation am weitesten zurück und noch im Gleichgewichte mit den Mönchskutten ist. —

Der alte Herr war aufgestiegen, reichte mir die Hand und eilte fort, als habe er einen erstaunlichen Verrath an der Zukunft begangen. —

Ueber eine schmale Schlucht des Brand kömmt man auf einer Brücke zu einer andern Felsenkuppe, auf der man eine Einsiedelei findet. Durch ein Fensterchen mit einer gelben, blauen und purpurrothen Scheibe kann man hier die sonnige Landschaft bald schneewinterlich, bald südlich brennend, bald in geheimnißvollem Gluthdunkel erblicken. Eine versteckte Grotte hat der alte Thümmel einrichten, und mit der Inschrift versehen lassen:

O wohl mir, daß noch unverwöhnet
die Lockung der Natur gefällt!
Solch' eine Gegend, Freund, versöhnet
uns mit dem Ueberrest der Welt.
Man wird des Lebens überdrüßig
bei aller Ebb' und Flut der Stadt;
doch hier, geschäftig oder müßig,
wird Keiner seines Daseins satt.

Man sieht es schwerlich diesen Versen an, welch' eine tiefe Rührung sie in mir hervor brachten. Alle Saiten

meines Herzens tönten. Was von theuern Menschen mir fern war, schien herbei gezaubert; alle schmiegten sich auflächelnden Auges an meine Brust. Jeder Wunsch, jedes Interesse, jeder Lebensbezug regte sich, um welchen man alles Andere „den Ueberrest der Welt" nennen konnte. Mir ward auf Augenblicke das selige Gefühl zu Theil, das in frühen Zeiten so manchen Einsiedler an seine verborgne Felsengrotte fesselte, der vom lebendigen Glauben an das Ewige umschauert einer durchkämpften Vergangenheit nachlächelte und die Menschen so innig liebte, die er aus seiner Ferne verklärt und ohne die tausend Gebrechen schaute.

Von so vielfacher Wehmuth bewegt, wandelte ich auf sanft absinkenden Rasenpfaden nach Hohnstein hinab, und in meinen feuchten Blicken verschönerte sich der anmuthige Wald, der mich eine lange Strecke mit seinem jungen Grün begleitete.

Ich fand kein Interesse an dem Städtchen und Schloß Hohnstein, an dem wir vorüber kamen, noch an den Geschichten meines Führers von dem Bärengarten in den Abgründen des Schlosses, und von dem tragischen Tode des letzten hier gehegten alten Bären, der nach dreitägigem Heulkampf mit Liebeswerbung endlich die spröde alte Bärin zerrissen hatte und dann selbst aus Kummer und Reue verendet war. — Träumend folge ich meinem Führer hinter dem gestern bestiegnen Hockstein bergab, waldaufwärts und über die lange Hochebene bis an den Ort Rathewalde, an dessen untersten Häusern wir durch sanft absinkendes Buschwerk in ein Thal steigen, das plötzlich rauh und wild abstürzt. Man kömmt an dem Amselfelsen und an den Am-

selwänden vorüber; einzelne Fichten, aus den Steinspalten schlank empor schießend, strecken sich, dem messenden Auge gleichsam zur Elle dienend, an den erstaunlichen Massen hinauf. Der Pfad wendet sich um das mit Buschwerk umwachsne Gefels und sinkt noch einmal jählings hinab. Da stehn wir nun plötzlich in einer etwas ausgeweiteten Telle vor einer 10 Fuß hohen und 5 Fuß breiten Felsengrotte, an der eine kleine Wirthschaft eingerichtet ist. Tief und kühl geht es in die Höhle, die sich unter zusammengebrochnen, in einander gestürzten Felswürfeln gebildet hat; in der Grotte selbst liegen kleinere, durchgefallne Blöcke. Welche Erschütterungen haben diese gewaltigen Massen gebrochen und durch einander geworfen! Jetzt ruht sonnige Mittagstille auf der hoch überhangenden Waldung, deren Wipfel sich auf dem feuchten Boden abschatten. Des hingestreckten Wanderers Blick schweift vergnügt an den dunkeln Felsen hinauf in den blauen Lenzhimmel. Kein Lüftchen säuselt, aber vor mir an die Felswand gelehnt, spielen zwei Musikanten Geige und Harfe. Der blinde alte Harfner singt einen rührenden Baß, und lockt dazwischen aus zusammengefaltetem Papier sanfte Waldhorntöne. Wie erquickend schlürft man den Trunk mit Waldluft ein! Nun steigt noch für zwei Groschen der Wirth über die Felsen der Grotte, verschwindet hinter dem Gestrüpp, und bald rauscht es schäumend zwischen den Felsen hervor, und plötzlich schießt in einem breiten Bogen, dreißig Fuß hoch über die Oeffnung der schwarzen Höhle herab, ein funkelnder Wassersturz, rinnt um meine Füße her, um sich hinter mir über kleineres Gefäll abstürzend zu verlieren.

Von dieser wilden heimlichen Stätte läuft der Grund wieder waldig und heiterer fort. Die Felsen treten zurück, bis die hohen Steinkuppen des Lammes, des Kameels und rechts die Felswände von Neurathen und die Nase der Bastei über die Waldgipfel hervortreten. Das Thal erweitert sich, wir stehen an der Elbe. Aus der Tiefe, zu der wir am ersten Abende von der Bastei niederschwindelten, sehen wir nun staunend zu ihr hinauf. —

Doch unverweilt schlagen wir den Weg nach Pirna ein. „Eile, eile, hier dräut Gefahr!" rufen uns die aufgesteckten Schilde zu, und geblendet sehen wir über Steingebröckel zu den weißen Brüchen hinauf, an denen die Mittagsonne brennt und abprallt. Bleich, aus dem stäubenden Sandstein frühen Tod athmend, brechen die jungen Arbeiter eben auf, und wandeln lustig dem nächsten Dorfe zu, um Mittag zu halten oder vielleicht auch frühen Feierabend zu machen; denn es ist heut Sonnabend. — Weiter abwärts setzen wir an das linke Ufer über, und sehen nach langem, heißen Wandern das freundliche Pirna vor uns. Rechts und links läuft hier das enge Thal der Elbe auseinander. Die rauhen Felsenberge des rechten Ufers verlieren sich über Pillnitz hinab in heitre Weinberge. Das linke Ufer erhebt sich noch einmal über dem Städtchen und zeigt das Schloß Sonnenstein, in welchem eine berühmte Anstalt für heilbare Seelenkranke und Geistesirre eingerichtet ist. Hinter diesem Irrenhause ziehen sich die Berge zurück, so daß ein fruchtbares Breitthal nach Dresden offen liegt.

In dem verabredeten Gasthause an der Straße nach Töplitz fragte ich nach Frau v. Spahl. Sie war noch nicht angekommen. Ich setzte mich an ein Tischchen zwi=

schen Reisenden, die sich hier erfrischten, während draußen die Pferde gefüttert wurden. Ein ansehnlicher Mann trat mich sehr höflich an, und fragte, ob ich auch Herrn v. Spahl erwarte, oder bloß dessen Gemahlin, und ob ich ihm nicht sagen könne, wo sich dermal Herr v. Spahl aufhalte. Ich sagte ihm, daß derselbe um vier Uhr hier ins Haus kommen werde, ohne zu verweilen. Er entfernte sich unter höflichem Dank. Eben fuhr Frau v. Spahl an, ich meldete ihr, wie es mit ihrem Manne stehe, und bewog sie, auf ein paar Augenblicke auszusteigen, um ihn zu erwarten. Die kranke Kammerfrau wollte indeß im Wagen bleiben. — Kaum haben wir uns gesetzt, und Frau v. Spahl mustert die reisenden Frauen, die ab- und zugehen, als im Zimmer selbst Lärm entsteht. Ich sehe, wie jener ansehnliche Mann einen eben herein gekommenen Menschen packt. Näher tretend erkenne ich Herrn v. Spahl in einer bäuerlichen Verkleidung. Einige Polizeidiener bringen ihn fort. Ich wende mich betroffen an einen alten Herrn, der zwar in Polizei-Uniform aber ohne amtliche Theilnahme dasteht, und bitte ihn, mir zu sagen, was Herr v. Spahl verbrochen habe. — Ei, sagt er, wissen Sie denn nicht, daß er vor acht bis neun Tagen dem Irrenhause entsprungen ist, droben vom Sonnenstein? —

Und wird nun wieder hinaufgebracht? —

Nach Sonnenstein? Bewahre! Der kommt nun nach Waldheim. Denn es hat sich gezeigt, daß er zu den unheilbaren Narren gehört, und die werden bei uns in Waldheim verpflegt.

Ich bot dem redselig aussehenden Manne ein Glas Wein an, und bat ihn, mir als Fremden doch etwas Nähe-

res über den wieder festgenommenen Mann mitzutheilen, dessen Familie ich kennete. — Der Alte nahm sein Glas und setzte sich mit mir in ein heimliches Eckchen. — Im tiefsten Vertrauen kann ich Ihnen sagen, versetzte er, daß es eine eigne Sache mit dem v. Spahl ist. Ich habe Manches in verschiednen Verhören erlauscht, was ich selbst noch nicht recht im Zusammenhang begreife. Es wird damit sein, wie mit den andern politischen Verbrechen in Deutschland, die gerade darum so wichtig sind, weil sie keinen Zusammenhang haben. Sehen Sie, man ist längst einem Complott auf der Spur; es ist die Rede von einem politischen Wochenbett, und nun denken Sie, was dabei heraus kommen kann! —

Aber ich bitte Sie, Männer und Wochenbett! rief ich aus.

Der Alte legte mir die Hand auf den Mund, und flüsterte, sich umsehend, weiter: Es ist ja von keinen Männern die Rede! Es ist ja die Rede von einem italienischen Weibsbilde, von einer gewissen Signora, — nun warten Sie — Signora Propaganda. Die soll niederkommen; aber nicht eigentlich mit einem ordentlichen Kinde, sondern mit einer bloßen Nachgeburt. Sie haben gewiß von den neuen Mönchen gehört, die sich jetzt wieder da und dort zeigen. Meinen Sie denn, das wären richtige Mönche, was man so demüthige, fromme, etwas einfältige Gemüther nennt? Ach nein! Das sollen lauter vermummte Hebammen sein. Und hinter all' den Spuk hat man endlich kommen wollen, und da der Herr v. Spahl eine Menge Verbindungen hat, besonders auch mit einem römischen Professor in München, der deutsche Bücher schreibt —.

Der Alte wurde eiligst abgerufen, — für mich ein großer Verlust. Ich eilte zu Frau v. Spahl, die in der qualvollsten Unruhe saß. Wir stiegen in den Wagen. Ach wie unangenehm war diese Fahrt nach Dresden an einem so heitern Abende, durch eine so herrliche Landschaft!

Als ich am andern Morgen Frau v. Spahl zur Messe in die katholische Kirche abholen wollte, fand ich sie viel gefaßter, und entschlossen, gleich nach der Kirche abzureisen, um sich mit ihren Verwandten zu versöhnen und mit ihnen zu überlegen, ob etwas zu Gunsten ihres Gatten zu thun sei. — Es war ein seltsam durchnebelter Morgen; die schönen Ufer der Elbe waren mit Höhrauch umsponnen. Die herrliche Brücke, die Brühl'sche Terrasse wimmelten von Menschen, und gegen elf Uhr drängte sich die Menge in die an der Brücke gelegne katholische Kirche, um die musikalische Messe zu hören. — In der Kirche mußte ich mich von Elisen trennen; die Frauen knien nämlich links, die Männer rechts in den durch einen Gang geschiednen Bänken. Seltsam gekleidete Kirchen-Lakaien halten mit ihren langen, silberbeknopften Stäben Ordnung und Ruhe, wobei es natürlich ohne Unruhe nicht abgehen kann. —

Die Messe begann. Musik und Gesang hoben mit anschwellender Flut mein Herz. Zwar der Kastraten-Sopran störte mich; nach der Wandlung aber war dem herrlichsten Tenor die Hauptpartie zugetheilt. Ich war in meine gläubige Kindheit entrückt. Ich hörte wieder Da pacem singen. Diese Stimmen, diese Geigen und Flöten entrückten mich der Gegenwart. Die Wände der Kirche,

die langen Säulenreihen erweiterten sich, und nahmen Alle auf, deren fröhliche Blicke sich von Menschenliebe zu neuen, lebendigen Kerzen entzündeten, deren Herzen mit einfach aufdampfendem Glauben sich zu warmen Opferschalen weihten. Da war alle Zweifelspein und Höllenangst verschwunden; die Streitworte der Eiferer, die Breven des Oberpriesters fielen als Weihrauchkörner und Myrtenzweige auf den Einen Altar nieder, an welchem Alle beteten und alle Paare getraut wurden. Der Petersfels durchleuchtete sich zu einem Weltkrystall, den die Ewigkeit durchsonnte, und an welchem jede gläubige Ueberzeugung widerleuchtete. Ueber die starren Glatzen, auf welche ein himmlischer Strahl fiel, hoben sich die Kutten und Kapuzen, und spannen sich in bräunliche und lichtgraue Abendwölkchen aus. Es war Sonnabend vor der Auferstehung des Herrn. Lau brütend lag die Luft auf jungen Saaten, Lerchen schwebten empor, ein wunderbares Licht zückte über die Gipfel der Berge, und aus allen Thälern sang es: Da pacem!

II.

Louise Herzogin von Bourbon.

Von

K. A. Varnhagen von Ense.

Ein französisches Buch, in Barcelona während sturmvoller Kriegsjahre gedruckt, ohne namhaften Verfasser, nicht öffentlich ausgegeben, sondern nur in wenigen Abdrücken an Freunde verschenkt, und außerdem eines höheren, von den Richtungen der Zeitläufte ganz abgewendeten Inhalts, — ein solches Buch war gewiß bestimmt, ungekannt und unbeachtet an seinen Zeitgenossen vorüberzugehen. Die große Seltenheit, welche sonst wohl zum Anreiz wird, sogar Werthloses aufzusuchen, verbarg diesmal auch das Werthvolle wirklich, und entzog der ohnehin anders beschäftigten Aufmerksamkeit einen Stoff, auf den sie in manchem Betracht wohl hätte begierig sein können.

Nicht ohne freudiges Genügen, wie es der eifrige Sammler empfindet, dem ein langegesuchtes Stück endlich zu Theil geworden, seh' ich diesen litterarischen Schatz vor mir ausgebreitet, schon den Blicken ein Wohlgefallen, noch mehr aber dem forschenden Sinn, der in den merkwürdigen Inhalt vertrauter einzudringen strebte. Durch glückliche

Sorgfalt eines Freundes ist jahrelangen fruchtlosen Nachfragen und Bemühungen endlich der Erfolg gewährt, und eine hohe und eigenthümliche Erscheinung, von der bisher nur einzelne Schimmer durchgedrungen, tritt in hellerem Lichte hervor, an welchem, ich zweifle nicht, manches Auge sich erfreuen, manches innre Gedeihen sich weiterbilden wird. In dieser Voraussetzung möge folgender Bericht und Auszug hier seine Stelle finden.

Der Titel des Buches, von dem die Rede ist, lautet wie folgt: „Correspondance entre Mad. de B... et Mr. R... sur leurs opinions religieuses DCCCXII." Der Druckort ist nicht angegeben, allein es steht außer Zweifel, daß derselbe Barcelona sei, Papier und Lettern bezeugen die spanische Ausstattung, und kleine Ungenauigkeiten und Irrungen des Textes die spanische Setzerhand. Zwei Bände, jeder gegen fünfhundert Seiten stark, dem Drucke nach in Oktav, dem breitrandigen Papier nach aber in Quart, lassen schon in diesem Aeußern ein Werk erkennen, bei welchem buchhändlerische Rücksichten nicht vorwalteten. Nur wenige Abdrücke wurden genommen, und darauf die Formen zerstört. Einzig für einen engen Kreis gleichgesinnter Freunde bestimmt, konnten doch nicht alle Abdrücke so bewacht werden, daß nicht in der Folge einige auch in fremde Hand gerathen wären. Daher konnte die französische Zeitschrift „Chronique religieuse" von dem Buche reden, die spanische Inquisition im Jahre 1819 davon Kenntniß nehmen, der Bischof Grégoire in seiner Histoire des sectes religieuses darüber Bericht geben. Schwerlich ist des Buches noch an andern Orten, als diesen dreien, irgend gedacht worden.

Herausgegeben, und dem größern und bedeutendern Theile nach geschrieben, hat diese beiden Bände die Herzogin von Bourbon, eine Prinzessin, deren Name schon längst allen Freunden Saint-Martin's theuer und verehrt war, der sie als seine Freundin und Glaubensverwandte gepriesen hatte. „Zwei Wesen giebt es in der Welt — sagt er an einer Stelle — in deren Gegenwart Gott mich geliebt hat; und wiewohl eines dieser Wesen eine Frau ist (meine B.), so habe ich doch beide so rein lieben können, wie ich Gott liebe, und sie folglich in der Gegenwart Gottes lieben können"; ein Lob, welches, jemehr man darüber nachdenkt, an Bedeutung wächst, und in Saint-Martin's Munde zur unwidersprechlichen Bürgschaft wird, daß die schönste und reinste Blüthe höheren Menschenlebens in seiner Freundin erschlossen war. Werfen wir zuvörderst einen Blick auf die äußern Lebensumstände dieses eigengearteten Wesens, dem an geistiger Lieblichkeit und Stärke schwerlich viele aus so hohen weltlichen Sphären dürften gleichzustellen sein.

Louise Marie Therese Batilde, Tochter des Herzogs von Orléans, war geboren am 9. Juli 1750, und hatte als Prinzessin von Geblüt eine zwar sorgfältige, aber zugleich beschränkte und vorurtheilsvolle Erziehung erhalten, deren nächster Zweck dahin ging, ihr vor der Welt soviel als möglich persönlichen Glanz und Ansehn zu geben. Allein das von innerem Drange bewegte Gemüth bedurfte höherer Richtungen und Gegenstände, und wandte sich, nach schnell vorübergegangenem Anreiz der großen Welt und ihrer Leidenschaften und Kämpfe, zu den Gebieten der Religion und der Wissenschaft. Da ihr Geist jedoch beide in einem andern Sinne nahm, als damals gewöhnlich war, ihre Fröm-

migkeit sich ohne düstern Eifer und dumpfen Wahn zeigte, ihre Forschung nicht bei oberflächlichen Ergebnissen dünkelhaften Witzes stehen blieb, so war sie den Frommen wie den Weltgesinnten unverständlich. Dem Aufsehn, welches ihre Geisteswendung hätte machen können, entging sie durch den natürlichen Hang, ihr Leben still nach innen zu richten, und das Aeußere leicht aufzugeben oder harmlos hinzunehmen, indem sie durch launige Heiterkeit den Widerspruch ausglich oder milderte.

Ihre Verheirathung mit dem Herzoge von Bourbon, Sohn des Prinzen von Condé, war ohne beiderseitige Neigung und Wahl erfolgt; in den Verhältnissen der königlichen Familie schien die Verbindung vortheilhaft, und man übersah dabei sogar, daß der Herzog, um sechs Jahr jünger als seine Gemahlin, gegen sie fast noch ein Kind war. Anfangs lebten beide in zärtlicher Eintracht, und dem noch nicht siebzehnjährigen Gatten gebar die Herzogin am 2. Aug. 1772 einen Sohn. Die Mutter litt achtundvierzig Stunden bei der Niederkunft, und sie selbst und das Kind schwebten in größter Gefahr, letzteres, kaum athmend, mußte durch Umschläge von Weingeist aufgereizt werden, und gab nun erst Lebenszeichen. Gleich darauf setzte ein Lichtfunken die weingeistgetränkten Tücher in Flammen, und nur die schleunigste Hülfe rettete den Prinzen, der aber wieder durch ein Entzündungsfieber noch längere Zeit tödtlich bedroht wurde. Diese Umstände und Vorgänge mußten auf das Gemüth und Gedeihen der Mutter trübend einwirken. In diese Zeit fiel zugleich der Anfang der Erkaltung und Entfernung, welche zwischen dem jugendlichen Herzog und seiner Gemahlin seitdem stets bemerklicher wurde.

Wer auf die Sitten und Einrichtungen damaliger Zeit, besonders aber auf das Leben der höchsten Klassen zurückblickt, der wird nicht erwarten, daß die Herzogin einen Ersatz des häuslichen Glückes, dessen Anlagen hier täglich deutlicher fehlen mußten, in der Sorgfalt für das Wohl und die Erziehung ihres Sohnes habe finden können. Die Mutter hatte dabei wenig zu sagen, noch weniger zu thun; in vorgezeichneten Bahnen ging alles seinen Weg, und eine Prinzessin von Geblüt hatte andre Obliegenheiten und Aufgaben, als Wärterin oder Lehrerin eines Kindes zu sein, welches im Ueberflusse der zu Hofämtern und Dienstehren gewordenen Anstalten und Fürsorgen grade der mütterlichen Pflege am meisten entzogen war. Wundern wir uns daher nicht, daß dieses Verhältniß weder im Leben der Mutter, noch in dem des Sohnes bedeutend hervortritt! Die nächstfolgenden Ereignisse konnten nicht dazu beitragen, die getrennten Richtungen zu verbinden, im Gegentheil mußten sie zwischen Mutter und Sohn die Fremdheit nur vergrößern, ohne daß diese doch jemals einen bestimmten Ausdruck erhalten hätte.

Der Herzog von Bourbon, dem in so früher Jugend die sechs Jahre, um welche seine Frau älter war, nur als drückendes Uebergewicht erschienen, entzog sich mehr und mehr dieser Einwirkung. Er gerieth in den Strudel eines Weltlebens, das uns in zahlreichen Denkschriften genug geschildert ist, um hier keiner näheren Erörterung zu bedürfen. Ungezähmter Leichtsinn und leidenschaftliche Willkür brachten steigende Mißverhältnisse hervor, die endlich bewirken mußten, daß die Herzogin von ihrem Gemahl förmlich getrennt wurde. Sie konnte auch diesmal ihr Geschick nur

hinnehmen, nicht selbstständig dasselbe bestimmen oder ordnen. Dies geschah im Jahre 1781.

Zwietracht und Widerstreit herrschten auch sonst in der Königlichen Familie, und verursachten Unruhen und Schwankungen zu einer Zeit, wo mehr als sonst festes Zusammenstehen nöthig gewesen wäre. Die politische Gährung wurde stets bedenklicher, und als im Jahre 1789 die Stürme der Revolution losbrachen, zeigte sich die Auflösung am erschreckendsten in der Nähe des Thrones selbst. Der König hatte guten Willen, der aber auf keiner Seite durchgreifen konnte, dem Eifer der Königin fehlte Einsicht und Klugheit, die Brüder des Königs trennten sich von ihm feindlich, der Herzog von Orléans trat als entschiedner Gegner auf, und förderte die Revolution aus allen Kräften.

Die Herzogin von Bourbon, in ihrer stilleren Weise wenig beachtet und dadurch um so freier, hatte sich inzwischen ganz dem Hange hingegeben, den sie für die tiefere Erkenntniß der Glaubenswahrheiten fühlte. Ihr schwungvoller und kräftiger Geist war in das Gebiet mystischer Wissenschaft gedrungen und bald in deren Geheimnisse völlig eingeweiht. Sie hatte Saint-Martin kennen lernen, und in ihm einen geistigen Führer und Freund gefunden, der in ihr fortan auch getrennt immer gegenwärtig und wirksam blieb. Wir dürfen wohl sagen, kein edleres Geschenk habe der Himmel für den Menschen, als daß er sich ihm mittelst einer seelenverwandten Persönlichkeit offenbare. War auch die beiderseitige Freundschaft nicht zu solchen feurigen Empfindungen gesteigert, zu denen Frau von Guion und ihr Freund Lacombe oder später Fénélon sich erhoben, so bestand doch

eine höhere Gemeinschaft und Innigkeit, welche über Zeit und Leben hinaus schon den Felsenboden der Ewigkeit erreicht.

Die Zahl der Mystiker und Theosophen war in Frankreich damals nicht gering, die Art aber sehr verschieden; neben dem wunderbaren Martinez-Pasqualis und dem stillsinnigen Saint-Martin zeigten sich andre, zum Theil seltsam verzerrte Gestalten, die sich in abentheuerlichen Schwärmereien ergingen; unklare Naturwirker, wie Mesmer, begabte Gaukler, wie Cagliostro, fanden sich ein, Betrug und Wahnsinn ergriffen dieselbe Richtung, in welcher Unschuld und Weisheit strebten. Diese Mischung des Hohen und Niedrigen, des Verehrungswerthen und Verwerflichen, bleibt niemals aus, wenn irgend eine große Geisteswirkung vorschreitet, und der gemeine, gehässige Sinn unterläßt dann auch nie, das Gute und Würdige nach dem Schlechten, das sich ihm anhängt, zu beurtheilen und nach diesem zu benennen. Kein Wunder, daß auch die Herzogin von Bourbon diesem Schicksal nicht entgangen ist! Ihre Gegner, deren sie in der französischen Oberflächlichkeit und Spottlust viele haben mußte, später aber auch in dem heftigen Partheigeiste der Revolution nicht wenige bekam, sind bemüht gewesen, jene ganze Richtung als eine Verirrung und Lächerlichkeit zu bezeichnen. Selbst der einsichtigere Grégoire enthält sich kaum dieses Urtheils, dem nur das viele Gute, welches er aus den Schriften wörtlich beibringt und redlich genug anerkennt, noch glücklich widerspricht.

Die Herzogin bekannte sich zur katholischen Kirche, allein sie unterschied die Wahrheiten des Christenthums von den Satzungen der Priesterschaft. Durch den Zustand der Religion, deren Diener in Ruchlosigkeit und Finsterniß ver-

sunken waren, mußte eine erleuchtete Frömmigkeit allerdings in Betreff der Lehren und Wege, die sie lieber in kindlichem Glauben angenommen und befolgt hätte, zu eigner Prüfung und Wahl hingedrängt sein; in diesem Sinne wird das Verderbniß der katholischen Kirche, wo dasselbe nicht den Glauben zerstört, jedesmal eigenthümliche Selbstleitung hervorrufen, die sich mehr oder weniger den protestantischen Richtungen nähern muß, sofern diese überall anzunehmen sind, wo Glauben und Geistesfreiheit einander nicht ausschließen. Wie sich die Herzogin hierin verhielt, wird später aus ihren eignen Aeußerungen erhellen, wir bemerken einstweilen die Thatsache, daß ihr guter Sinn nothwendig mit einem Zustand entzweit sein mußte, der nach allen Seiten nur Ausartung zeigte und einer verzerrten todten Gestalt den Werth anmaßte, dessen Ausdruck nur die lebendige sein konnte!

In dieser Stellung und Stimmung fand der Beginn der Revolution unsre Freundin; viele der anfänglichen Hoffnungen durften auch ihren Sinn, wie den so vieler edlen Männer und Frauen, ansprechen und verlocken, und großmüthig willigte sie ihrerseits in die Opfer, welche das Gemeinwohl auch von ihr fordern konnte. Ihr eigner Bruder, der Herzog von Orléans, dessen Absichten und Schwächen damals noch einen Anschein trugen, der ihre künftige Gestalt nicht ahnden ließ, verwandte seinen Einfluß und seine Hülfsmittel für die Sache des Volks. Als die Unruhen stiegen und die Gewaltthaten sich häuften, denen zu entgehen die meisten Mitglieder der Königlichen Familie, und mit ihnen ein großer Theil des Adels und der Geistlichkeit auswanderten, gehörte die Herzogin von Bourbon zu den we-

nigen Personen ihres Ranges, welche das Vaterland nicht verlassen und ihr Geschick auf keine Weise von dem seinen trennen wollten. Sie konnte freilich hierbei nicht vorhersehen, welche Schrecknisse und Gräuel ihr noch zu erleben sein würden, noch wie tief und hart sie selber von den ungeheuersten Schlägen mit betroffen werden sollte. Allein nur allzu schnell entwickelten sich die Ereignisse, und bevor ein Ueberblick des neuen Zustandes zu fassen, neues Wählen und Entschließen möglich war, lag das Königthum zertrümmert, schmachteten König und Königin im Kerker, und drohte grausamer Tod ihnen selbst wie allen ihren Anhängern, zu denen jetzt auch schon ihre Gegner, die ersten Freiheitsfreunde gerechnet wurden.

Die Rolle des Herzogs von Orléans in diesen Vorgängen wurde mit jedem Tage unglücklicher und entsetzlicher. In ihm lebten nicht die Grundsätze, welche ein höheres Heil zu erringen hofften, und um des Zieles willen den schrecklichen Weg nicht achteten; auch hatte weder sein Geist das Maß, noch seine Seele die Kraft, in der Verirrung innezuhalten, und Unwürdiges lieber zu leiden als zu thun. Als ein willenloses Werkzeug ließ er sich in den Strudel fortreißen, und er, dessen Ehrgeiz früher nach der Krone gestrebt, mußte bald ihn darein setzen, mit der rothen Mütze der Jakobiner auf dem Haupte den nahverwandten König zum Tode verurtheilen zu helfen, und für sich selbst jedem früheren Range und sogar dem eignen Namen zu entsagen. Die Herzogin von Bourbon sah mit Gram und Angst den Bruder in diesen Abgrund sinken, dessen Schmach ihn doch der forttobenden Volkswuth nicht entzog. Er hatte den Namen Citoyen Egalité angenommen; der Schwester, welche in ihrer

Zurückgezogenheit und Stille dem Eifer des Tages nicht entging, und nicht mehr Bourbon heißen durfte, wurde zugemuthet, nach dem Beispiele ihres Bruders gleichfalls einen neuen Namen zu wählen. Die Sache war ihr so lächerlich als schmerzlich, und mit guter Laune, die ihr fast in allen Lagen verblieb, äußerte sie, daß sie dann am liebsten Citoyenne Vérité heißen möchte, aber als solche wohl am wenigsten würde geduldet werden. Man nannte sie wirklich so, und der Namen blieb ihr, ohne sie jedoch zu schützen. Dem angeklagten Bruder folgte bald auch die Schwester in's Gefängniß nach, und wenn nicht ebenso auf das Blutgerüst, so schwebte sie doch geraume Zeit in dieser Gefahr.

Es bezeugt eine große Geisteshelle und Seelenstärke, daß die Herzogin durch diese Folge von Erschütterungen in ihren ursprünglichen Ansichten und Bekenntnissen nicht wankend wurde. Sie hielt an dem Christenthume fest, wofür sie jeden Augenblick den Tod erleiden konnte, und verwarf doch eben so wenig die Revolution, wiewohl eben daher Tod und Entsetzen auf sie eindrang. Sie fuhr fort, in jedem Ereignisse die göttliche Fügung zu verehren, welche überall, auch durch Leid und Strafe, nur Segen und Heil bereite. In Betreff dieser Ansichten ist ein kleiner Aufsatz merkwürdig, welchen die Herzogin gleich im Jahre 1789 entworfen, aber, wie der Schluß erkennen läßt, in späterer Zeit beendigt hat. Wir theilen ihn als ein Beispiel freier Selbstverläugnung mit, die sich in solcher Sphäre nicht häufig finden dürfte.

„Religiöse Gedanken über die französische Revolution."

„Das Vaterland eines wahren Christen ist der Himmel; folglich müssen seine Gedanken ihn stets dahin zurückleiten, und seine Urtheile von einer tieferen, das heißt göttlichen, Wahrheit ausgehen, nicht von den politischen Wahrheiten. Ich verstehe nichts von diesen letztern, beschränkt wie ich bin an Geist und noch mehr an Kenntnissen."

„Die Vorurtheile haben in mir den innern Sinn nicht verdunkelt, den jeder Mensch in sich fühlen würde, wenn die Begier alles zu genießen, was an diese Welt knüpft, denselben in ihm nicht fast erstickt hätte."

„Ich bin mehr abgewendet als mancher Andre von der Welt, durch den Zusammenfluß der unglücklichen Ereignisse, die ich erduldet habe, demgemäß auch geeigneter, einfache und jener tieferen Wahrheit entsprechende Ideen zu empfangen. Die wesentliche Verschiedenheit zwischen den Ansichten der Menschen, und dem Benehmen Gottes in Betreff ihrer, besteht darin, daß jene wünschen hienieden glücklich zu sein, und daß Gott sie ewig glücklich machen will. Sie wissen nicht, was erfordert wird, um das große Werkzeug des Weltalls zu dem Ergebniß hinzuleiten, welches so viele Menschen als möglich, indem es sie gut und tugendhaft macht, für die Seligkeit gewinnen soll, und sie wollen nach ihrem engen und theilweisen Hinblicke die Ereignisse dieser Welt beurtheilen, welche insgesammt nichts anderes sind als Mittel, deren sich die Gottheit bedient, um jenen Zweck zu erfüllen."

„Ich maße mir nicht an, die Gerichte Gottes zu ken-

nen, noch in seine Weisheit einzudringen, aber das unermeßliche und gewaltige Gebild, das sich vor den Augen meines Geistes entfaltet, wenn ich die geistliche Regierung der Seelen überdenke, erfüllt mich so mit Staunen und Schauder, daß ich darauf die politischen Gesetze als Kinderspiele ansehe, denn sie können die Laster und die Verbrechen nur zwingen sich zu verbergen, und ändern nicht das Herz des Menschen. So kann ich denn auch nicht der Meinung dessen sein, den ich vom Volke redend sagen hörte: „Man kennt nicht die Gefahr, den Bodensatz eines großen Gefäßes aufzurühren." Ist die Vergleichung richtig im rein moralischen und politischen Sinne, — denn, in der That, man weiß nicht, bis wohin eine so starke Kraft, als die eines von seinen Leidenschaften gelenkten Volkes ist, ihre Anordnungen steigern kann, — so dünkt mich das Gleichniß doch falsch, wenn Gott es ist, der das Wasser läutert, und der, indem er darauf einwirkt, alle Theile desselben flüssig macht."

„Ich kann mich daher nicht freuen, wenn ich annehme, daß die Laster nur betäubt sind, und daß sie im Grunde der Herzen ruhen wie der Schlamm zu Boden eines Gefäßes, sondern im Gegentheil, ich bin voll Hoffnung, wenn ich mich überzeuge, daß das Wasser von Gott aufgeregt ist, und die begonnene Wirksamkeit alle Verderbniß daraus scheiden wird."

„Ich hänge keiner Regierungsform mehr als der andern an: in allen walten Menschen, folglich Laster und Tugenden. Da mein wahres Vaterland himmlisch ist, so sehe ich meine wahren Landsleute überall, wo ich Wesen finde, die sich einzig mit der Sorge beschäftigen, möglichst

sicher dort anzukommen, und je mehr ich den Weg dorthin geebnet und gebahnt sehe, desto mehr empfind' ich Freude deßhalb. Wie Stacheln und Dornen erscheinen mir die Ehren, die Reichthümer, die Vorurtheile aller Art, welche die Menschen verblenden, und sie verhindern, die sanfte Stimme der Wahrheit zu hören, indem ihre Ohren durch den immerwährenden Lärm betäubt sind, den jenes wilde Gemisch um sie her verursacht. Ich fühle mich, sag' ich, beseelt von einem Hoffnungsstrahl, wenn ich zu sehen glaube, daß Gott sich derselben Arbeiten, mit welchen die Menschen ein Werk errichten, auch zu dessen Zerstörung bedient, sobald dieses weder rein ist noch der höchsten Weisheit gemäß. Sie sind zu sehr verderbt, zu weit von der Wahrheit ab, als daß sie auf sanfte und überredende Weise zu ihr zurückgeführt werden könnten; Gott muß sich der Bösen bedienen, die in seiner Hand zu Werkzeugen werden, wie die scharfen Messer in der Hand eines geschickten Wundarztes, um denen Hülfe zu bringen, die noch heilbar sind."

„Das Siechthum Frankreichs war um so mehr tödtlich, als dasselbe schon bis zum Herzen gedrungen war, womit ich die Unordnungen meine, welche bei den Dienern selber der katholischen Religion herrschten. Wir müssen also erwarten, daß durch göttliche und für Menschenaugen unsichtbare Behandlung Gott mittelst seines immer gleichen Wirkens dahin gelange, das verdorbene Fleisch zu verzehren, und die Wunden zu schließen, welche die Menschen sich selber schlagen; er läßt sie zu diesem Zwecke durch ihr eignes Unglück die Erfahrung gewinnen, daß nur er allein es ist, der sie für immer glücklich machen kann, und daß in ganzem Umfange die erhabene Sittenlehre zu befolgen ist,

welche er in seinem Evangelium vorgeschrieben und in unsre Herzen gegraben hat, damit wir ihn anbeten, wie er angebetet sein will, im Geist und in der Wahrheit."

„Wenn die armen Menschen noch lange zögern, diesen höchsten Willen zu erkennen, und wenn sie nur mehr und mehr sich in den Irrthum versenken, daß politische Gesetze hinreichen um so vielen Uebeln abzuhelfen, so ist es wohl möglich, daß Gott ihnen noch schrecklichere Plagen sendet; aber auch diese werde ich stets als von einer väterlichen und erbarmungsvollen Hand geleitete sehen, welche niemals schlägt, als um zu verzeihen, und welche den unschuldigen, unter ihren Streichen erliegenden Opfern reiche Vergeltungen bereit hält. Genug, wo ich das Wirken eines gegen den Verbrecher erzürnten Gottes sehe, da sehe ich auch das eines gerechten und erhaltenden Gottes; stets aber will ich lieber die bessernde Strafe als das Vergessen eines Vaters erleiden, der bewundernswürdig selbst gegen seine undankbaren Kinder verfährt.

„Das unermeßliche und gewaltige Gebild, ich wiederhole es, seiner göttlichen Weisheit in Regierung der Seelen, erlegt meinem Geiste Schweigen auf, und verbietet mir die Handlungen zu richten, welche jene Weisheit in dem weiten Plan ihrer Barmherzigkeit befiehlt oder zuläßt. Ich beschränke mich also darauf, inbrünstig für diejenigen zu beten, die mir der göttlichen Gnaden am bedürftigsten scheinen, ohne daß ich einen Tadel auszusprechen, noch ein voreiliges Urtheil über Ereignisse zu fällen wage, die vielleicht im Zusammenhange und Plan der Vorsehung Gottes unerläßlich, für meine zu beschränkte Geistesfähigkeit aber unbegreiflich sind."

„Diesen Worten Jesu Christi nach: „Seid unterthan der Obrigkeit, gebet dem Kaiser was des Kaisers ist, und Gott was Gottes ist;“ und: „Wisset, daß ich sanft und demüthig von Herzen bin, und daß man zum Himmel eingehet nur durch mich, denn ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben;“ hab' ich also gefolgert: Wenn man nur durch Jesus Christus in den Himmel gelangt, so muß man ihm gehorchen, ihm ähnlich werden, seine Vorschriften durchdenken, sie zur Regel der Handlungen machen, und nach seinem Beispiele das Kreuz tragen; wenn er sanft und demüthig von Herzen ist, so muß man sich erniedrigen, gehorchen, leiden, um ihn nachzuahmen und ihm zu folgen; wenn er befiehlt, den Obrigkeiten unterthan zu sein, so muß man gegen jede Art von Macht, die uns regiert, die Unterwerfung in allem beobachten, was nicht gegen die göttlichen Gesetze ist.“

„Diese wohldurchdachten Maximen, lange Zeit durch meinen Geist ergründet und in mein Herz gegraben, welches schon der Welt überdrüssig kein andres Glück mehr suchte, als das kein Mensch ihm rauben konnte, diese Maximen, in Verbindung mit meinen beschränkten Kenntnissen, welche mir nicht gestatteten darüber zu urtheilen, welches die beste Regierungsform sei, — diese Maximen, sag' ich, waren die unwandelbare Regel meiner Empfindungen und meines Benehmens; überdies, in die Welt durch meine Geburt zum Befehlen, durch mein Geschlecht zum Gehorchen gestellt, und also nach freiem Willen zu wählen verstattet, habe ich geglaubt in meinem Vaterlande bleiben und mich den verschiedenen Gewalten unterwerfen zu müssen, die nach einander auf dem Schauplatz erschienen sind, ohne

daß ich zu prüfen suchte, ob ihre Regierung weltlich die rechte sei, und ihre Gesetze gut. Gott erlaubt, daß sie die Oberstelle einnehmen, dies genügt mir, sie darin zu ehren, denn Jesus Christus hat nicht besonders gesagt, man solle sich den rechtmäßigen Gewalten unterwerfen, sondern überhaupt den Gewalten."

„Geboren in Ueberfluß und Größe, sah ich mir durch die Revolution die Mittel dargeboten, mich zu erniedrigen, ich habe sie mit Beeiferung als christliche Frau ergriffen."

„Jesus Christus hat Wehe gerufen den Reichthümern, ich habe mit frohem Genusse mir das wegnehmen sehen, was mich von der Mitte des Lebens entfernen konnte."

„Schon empfange ich innerlich den Lohn meiner Opfer durch den ungestörten Frieden, den ich seit jenem Augenblick in mir besitze, ungeachtet aller Prüfungen, durch die ich gegangen bin."

„Zwar legt man meine Handlungen und meine Empfindungen ganz anders aus; doch was liegt daran, daß man mich, wenn ich gut handle übel beurtheilt, daß man mich meiner Freiheit beraubt, daß man mich Demüthigungen und tausend unverdiente Leiden erdulden läßt, — ist das nicht jenes Kreuz, welches man nothwendigerweise tragen muß, um auf den Spuren unsres Herrn zu wandeln und in das Reich der Himmel einzugehen? Der große Gesetzgeber, dessen Gesetze ich zu befolgen trachte, wird mir eines Tages alles Erlittene anrechnen, und dieser Tag ist nie fern für das längste Leben, wenn man dasselbe mit einer Ewigkeit vergleicht. Alsdann werden diejenigen, die mich beurtheilt haben, die Wahrheit erkennen ihrer oder meiner

Grundsätze, und welche von beiden das vollkommenste und dauerndste Glück sichere."

Man kann diesen Ansichten mancherlei entgegenstellen, man kann sie besonders als nur hingeworfen tadeln, denen ein strenger Zusammenhang und erweisende Schlußfolgerung fehlt, allein die wahre Meinung der Schreiberin zeigt sich in ihnen klar genug, und man wird den eigenthümlichen Geist anerkennen, so wie die Gesinnung ehren und bewundern müssen, die sich darin aussprechen.

Die Herzogin, welche gezwungen worden war Paris zu verlassen, wurde in Marseille verhaftet, wo sie bis zum Jahre 1796 in Gefangenschaft blieb; eine Art von halber Freiheit, die für sie dann eintrat, gestattete ihr nicht gleich den Aufenthalt in der Hauptstadt, und sie lebte nun einige Zeit in Moulins, bis sie endlich nach Paris zurückkehren durfte. Jedoch gleich im folgenden Jahre erließen die Gewalthaber der französischen Republik die Verfügung, daß keinem Mitgliede der Familie Bourbon der Aufenthalt in Frankreich erlaubt sein sollte. Der Herzogin wurde angezeigt, sie habe sich zur Abreise zu bereiten; das Land, wohin sie geführt werden sollte, war Spanien. Gleichzeitig erhielten andre bisher verhaftete oder beaufsichtigte Personen dieselbe Bestimmung, und ein ganzer Zug von Deportirten setzte sich in Bewegung nach der spanischen Gränze hin.

Hier kehren wir nun zu dem Buche zurück, welches in diesen Reisetagen den Anlaß seiner Entstehung gefunden, und seinen ferneren Inhalt, der sich bald mit den wichtig-

sten Gegenständen befaßt, dem eben so aufrichtigen als anmuthigen Bericht über jene Wanderung anschließt.

Der erste, gleichsam zur Einleitung dienende Abschnitt ist überschrieben: „Voyage tragique et tendrement burlesque," und beginnt mit der Abfahrt, deren Schilderung wir in den Hauptzügen wiedergeben.

„Zwei Matronen, aus ihrem Vaterlande wegen Staatsrücksichten ausgewiesen, nahmen Platz in einer großen Reisekutsche, welche mit Paketen angefüllt, und übrigens in so schlechtem Zustande war, daß die Räder zum Theil mit Stricken zusammengehalten wurden. Eine Kammerfrau saß auf dem Rücksitz, und neben ihr ein junger Mann, der von der Behörde beauftragt war, diese Fuhre bis über die Gränze zu geleiten. Man brachte noch immer neue Pakete, die man nach allen Seiten aufthürmte, bis schon gar kein Raum mehr zu freier Bewegung war, und als endlich gar nichts mehr angebracht werden konnte, mußten die drei Frauen mit Bedauern noch manches ihnen Werthe zurücklassen."

„Es war Nacht, so daß man sich gegenseitig nur bei dem Schimmer einer fast erlöschenden Kerze sehen konnte, mit der man auf dem Hofe zum Herbeibringen der Pakete leuchtete. Nachdem unsre guten Damen von allen ihren Freunden und Dienstboten schmerzlich Abschied genommen, setzten sich die Wagen — denn es waren deren mehrere zu derselben Fahrt vereinigt — in Bewegung, und unsre armen Matronen, in Thränen gebadet, und von tiefstem Schmerz erfüllt, sahen sich aus ihrem unglücklichen Lande und aus den Armen ihrer theuersten Freundinnen fortgeführt."

„Lange Zeit dauerte das Schweigen, und wurde nur von Seufzern oder Thränen unterbrochen. Der Begleiter sprach kein Wort, und hielt sich in seiner Ecke, ohne daß er sich zu regen wagte. Als aber der Frühschimmer die Gegenstände zu erhellen anfing, bemerkten die guten Damen (nicht ohne einige Zufriedenheit), daß ihr Begleiter ein junger Mann von blonden Haaren war, und aus dessen blauen Augen nur Sanftmuth blickte. Als man sich wechselseitig betrachtet und die drei Matronen (denn ich kann wohl auch die Kammerfrau so nennen, da sie, wiewohl einige Jahre jünger als die Herrschaft, schon über vierzig und Mutter von acht oder zehn Kindern war), also die drei Matronen sich überzeugt hatten, daß dieser junge Mann nicht von der blutdürstigen Art sei, die nur Mord und Zerstörung athmet, begannen sie ihm einige Höflichkeit zu erweisen. „Sind Sie nicht sehr beengt durch all' diese Pakete? — fragte ihn die minderbejahrte der beiden Damen, — man könnte sie vielleicht anders ordnen!" — Ich bitte, achten Sie darauf nicht, antwortete der junge Mann, indem er den Kopf vorbeugte, — ich bin so ganz gut. — Darauf sah man nach der Uhr, welche Stunde es sei, dann betrachtete man das Feld, auf welches die ersten Strahlen der Sonne vergoldend fielen. Aber weil man sich noch fremd fühlte, und unsre armen Reisenden von den traurigsten Gedanken erfüllt waren, so unterbrach man das Schweigen nur selten einmal durch irgend eine Redensart, die nicht viel sagen wollte. Jedoch stellte man Beobachtungen an, und fällte im Stillen sein Urtheil, was man von einander zu denken habe. So verging der erste Tag."

„Im Gasthof angekommen, wo unsre guten Damen

nur Ein Zimmer hatten, unterhielten sie sich einige Zeit von ihrem unglücklichen Schicksal, und jede beklagte dasselbe nach ihrer Weise; dann aber fiel das Gespräch ganz natürlich auf den jungen Mann, der sie begleitete. Die ältere, welche unverheirathet und noch ganz jungfräulich war, deren lebhaftes Aussehn und runde Formen aber genug Lebensfülle verriethen, sagte zur Andern: „Ich glaube wir haben da einen kleinen Pinsel mit uns, denn er spricht kein Wort;" — die Andre, scharfsichtiger, oder vielleicht nur aufmerksamer auf alle Regungen ihrer Nebenmenschen, versetzte: „Ich bin dieser Meinung nicht, und halte ihn für klug, grade weil er nicht gesprochen hat," — welches die Kammerfrau mit einem Kopfnicken bestätigte."

„Diese zweite Dame, klein und mager, hatte wenig verführerischen Anschein, nur hübsche braune Augen und ein ausdruckvolles Gesicht. Betrachtete man sie, so konnte man sie wohl für fähig halten, bisweilen noch das Feuer der Jugend sich in ihr wiederbeleben zu fühlen, trotz langwierigen Unglücks und einer aufrichtigen Frömmigkeit, die man ein wenig mit der Exaltation ihres Kopfs und ihres Herzens verknüpfen wollte, welches letztere niemals durch die eheliche Liebe völlig befriedigt worden war. Ich spreche nur von dieser, schweigen wir vom Uebrigen. Sie war damals untadlich, das ist mir genug, und Geschwätz veracht' ich." —

„Nun muß ich noch die kleine Kammerfrau kürzlich beschreiben, die ihrer Herrin beigestimmt hatte, als diese gesagt, der junge Mann sei nicht dumm. Diese Frau war in ihrer Jugend sehr reizend gewesen, ihre Züge waren noch jetzt von großer Feinheit, ihr Wuchs niedlich, ihre Arme

rund und voll, alles wohlgeeignet ein liebebedürftiges Herz einzunehmen. Man denke sich nun die Figur, welche diesen drei Frauen gegenüber ein junger Mann von zwanzig Jahren machen mußte; während eines Monats in demselben Wagen, und genöthigt alle seine Bewegungen möglichst zurückzuhalten! Doch enden wir diesen zweiten Tag."

Der Leser wird schon erkannt haben, daß in dem Bilde der kleinen und jüngern Dame unsre Herzogin sich selber geschildert hat, und zwar mit der heitern Billigkeit, die sich gar wohl die Wahrheit sagt, aber deßfalls auch Günstiges nicht verläugnet. Sie fährt nun fort, in kleinen, bezeichnenden Zügen die Sonderbarkeit eines so zufälligen und doch unausweichlichen Verhältnisses hervorzuheben, und erzählt die langsamen, schüchternen, aber ungestörten Fortschritte einer Bekanntschaft, welche für beide Theile täglich als unentfliehbares Lebenselement wiederkehrte. Für Personen andern Standes wäre die Lage nicht so ungewöhnlich noch neu gewesen; die Abentheuer jeder Postfahrt, eines Badeaufenthaltes, konnten Scherz und Ernst bunter zusammenmischen; für Prinzessinnen aber, mit denen hier in dieser Art zum erstenmal das Leben keine Umstände machte, mußte gerade das sonst Gewöhnliche den Reiz des Sonderbarsten haben, und es war sehr natürlich, daß inmitten verzweiflungsvollsten Unglücks, welches hier Personen des höchsten Ranges traf, das Uebergewicht des früheren Zustandes nicht völlig erlosch, und ein geübter Gesellschaftsgeist, — in galantem Scherz, höfischer Sicherheit und steter Theatereinwirkung aufgewachsen —, auch in diesem Falle neben dem Trauerspiel die sich darbietende Improvisation eines kleinen Liebhaberstücks harmlos nicht ablehnte. Hiebei wäre wenig

zu bemerken, dergleichen Spiel seltsamer Anlässe und Vorgänge bietet jede reichere persönliche Lebenserfahrung dar, nur daß meist das eigentlich Sprechende solcher Art als privates Geheimniß verschwiegen und verloren bleibt, sofern nicht ein Dichter es erfaßt. Die größere Merkwürdigkeit ist hier demnach die Lust und Offenheit, mit welcher die Herzogin, als seltne Ausnahme, das vertraulich Erlebte zu beschreiben wagt. Wir dürfen auch hiebei die Freiheiten und Scherzweisen, welche der Hof und die Nation in ihre höchste Bildung aufgenommen hatten, nicht übersehen, und müssen uns zugleich alles dessen erinnern, was die französische Litteratur von jeher in solcher Art dargeboten."

„Der junge Mann, welcher von Staats wegen die Damen zu begleiten hatte, war wie schon erwähnt etwa zwanzig Jahr alt, sanft und fein, von guter Erziehung; er hatte bei dem ersten Kriegsrufe für die Freiheit die Waffen ergriffen, mehrere Feldzüge mitgemacht, und endlich eine vierzehnmonatliche Gefangenschaft erduldet; geschwächt und noch leidend von so frühen Drangsalen, sollte er sich für jetzt schonen, und war deßhalb für den gegenwärtigen Ehrendienst ausersehen worden. Die Jugend in ihm errang bald ihre Rechte wieder, und stellte sein blühendes Ansehn her. Aber seine Bescheidenheit und Scheu waren so groß, daß bei der geringsten Berührung, in welche der Wagen ihn öfters unerwartet mit den Damen brachte, er sogleich erblaßte, sich beschämt in die Ecke drückte, und nur verstohlen aufzublicken wagte. Jedoch in der täglichen und wachsenden Gewöhnung nahm er dergleichen bald leichter, und indem das Zutrauen sich mehr und mehr anschloß, wurde aus dem scheuen Beauftragten der Republik ein muntrer,

sehr naiver und fast kindischer Gesellschafter, den die um so viel älteren, aber gefühlvollen und aufmerksamen Damen nun auch ihrerseits als einen Freund und in vielen Dingen sogar als ein wirkliches Kind behandelten, ohne doch sein eigentliches Alter darum zu vergessen.

„Nach mehreren Bemerkungen und Schilderungen, in welchen die wechselseitigen Beziehungen sich deutlicher entwickeln, wird einer kleinen Fußwanderung gedacht, zu welcher die Damen, bei dem langsamen Fahren und den schlechten Wegen, sich gern bereit fanden. Sie sollten in Brive la Gaillarde übernachten, und waren etwa noch eine halbe Stunde von der Stadt entfernt, als sie ausstiegen, um diese Strecke zu Fuß zurückzulegen. Doch wir geben die weitere Erzählung mit den eignen Worten:

„Es wurde schon dunkel. Der artige Führer bot der jüngern der beiden Matronen seinen Arm an, die ihn auch wegen des Schmutzes auf der Straße und wegen der Löcher, in die sie zu fallen fürchtete, gern annahm, denn Vorsicht ist löblich, und besonders am Abend. Das Wetter war mild, der Mond ergoß seine Silberstrahlen auf das Feld und verschönte alle Gegenstände durch sein sanftes Licht. Der junge stützende Gefährte der guten Dame, welcher sich vielleicht in diesem Augenblick einer der herrlichen Entzückungen freute, die man so oft in der Jugend beim Anblick einer schönen Nacht und der ruhenden Natur empfindet, sagte zu ihr: „Ich werde lange Zeit an Brive la Gaillarde denken, keine Stadt ist mir je reizender vorgekommen, und diese wird fernerhin mein Vergleichungspunkt für alles Angenehme sein; ich werde mir sagen: Bei Brive la Gaillarde war es schöner.“ Der Dame entging nicht, daß er auf

seine gegenwärtigen Bezüge anspielen wollte, und sie antwortete lächelnd: „Sie sehen den Ort bei der Dämmerung, morgen zeigt die helle Sonne ihn vielleicht anders.“ Der junge Mann richtete ohne Zweifel dergleichen galante Reden auch an seine andern Reisegefährtinnen, wenn der Zufall ihm Gelegenheit bot, sie unter vier Augen zu sprechen, oder ihnen den Arm zu geben. Aber davon ist nichts zu meiner Kenntniß gelangt, denn Aufrichtigkeit und Einfalt sind nicht gleicherweise in allen Seelen; übrigens war jedes als Frau gekleidete Wesen für unsern guten Jüngling ein Gegenstand der Anziehung, und ich glaube eine behaubte Katze hätte ihm für einen Augenblick den Kopf verrücken können, falls ihm nicht andre Gestalten zur Vergleichung vor Augen gewesen wären. Seine Naivetät in diesem Betreff, und die Bemerkungen, zu denen das Zusammensein schon veranlaßt hatte, erregten öfters die Lustigkeit der Wagengesellschaft, besonders aber der kleinen Matrone, der nichts entging, und die es jedesmal wahrnahm, wenn die Empfindsamkeit des jungen Mannes eine neue Richtung nahm, welches gewöhnlich drei= bis viermal im Tage sich ereignete. Sah sie von fern eine Stadt, so fragte sie ihn neckend, ob ihm diese nicht angenehmer schiene als Brive la Gaillarde, und dann lachten beide hell auf, woran genug zu erkennen war, daß sie einander verstanden, und daß die früheren Beobachtungen nicht getäuscht hatten.“

„Gleichwie die Sonne fortschreitend vom Aufgange zum Niedergange den ganzen Tag die ihren brennenden Strahlen ausgesetzte Erde erhitzt, eben so suchte unser feuriger Jüngling vom Morgen bis zum Abend die halberfrornen Herzen der drei guten Damen zu erwärmen, mit denen er

sich den ganzen Tag eingeschlossen fand. Diese sinnreiche Anspielung war schon ausgesprochen, als die Blicke unsres jungen Mannes in aufmerksamer Betrachtung des Profils der kleinen Kammerfrau betroffen wurden, und die ältere Matrone sagte dabei, in das Feld hinaus blickend: „Ah, die Sonne neigt sich zum Niedergang!" Er faßte den Scherz gleich auf, und lachte wie toll. Eine zufällige Berührung seines Ellbogens mit dem der Kammerfrau schien elektrisch zu wirken und ihn so zu begeistern, daß er einige Verse mit Zartheit herzusagen begann, worin die Worte vorkamen: „Ja, dein Profil entflammet mich!" Die Kammerfrau, wohl sehend, daß sie gemeint sei, zog schweigend ihre Tabacksdose hervor, und bot ihm sogleich eine Prise; denn ein Herz ist ja nicht von Erz, wie ehrbar und zurückhaltend es auch sei, und man weiß wohl, daß alles dienen muß, wenn die Sprache, aber nicht das Gefühl stumm ist. So war bald keine unscheinbare Handlung, keine zufällige Bewegung mehr, die nicht etwas zu sagen, zu bedeuten haben mußten. Für unsre Beobachterin war nichts komischer, als alle die kleinen Listen der menschlichen Empfindsamkeit, die niemand einzugestehen wagt, aber jeder wohl bei seinem Nebenmenschen bemerkt oder doch zu bemerken glaubt. Unsre kleine Matrone jedoch machte sich dergleichen zum Vorwurf, und wollte sich in dieser Art nichts erlauben; sie hätte den Andern eben solche Zurückhaltung gewünscht, als sie selber seit vielen Jahren sich auferlegt hatte; aber der Versucher ist so schlau, die Jugend so verführerisch, und die gegenwärtige Gelegenheit so fortgesetzt, daß ich nicht zu behaupten wage, sie habe die Würde ihres Alters während dieser grausamen Reise nicht etwas aufgegeben, und nicht auch bisweilen die

Tugendstrenge, deren sie damals sich rühmte, bei Seite gesetzt."

„Der junge Mann, so muthwillig als zärtlich, suchte jede von uns besonders zu bereden und glauben zu machen, sie allein sei es, und keine ihrer Gefährtinnen, die ihn beschäftige. Jüngere, als unsre Matronen, hätten sich vielleicht durch dieses Spiel täuschen lassen, aber ich glaube nicht, daß man billigerweise sie dessen beschuldigen könne." —

Doch wir tragen Bedenken, unsre wörtlichen Auszüge fortzusetzen, wobei wir dem guten Willen der Leser bei allem Vertrauen doch vielleicht allzuviel zumuthen müßten. Solcher kleinen, von idyllischem Reiz erfüllten, und keinesweges bedeutungslosen Vorgänge, die an manche Schilderung in Rousseau's Bekenntnissen erinnern, und an Zeichnung und Wärme ihnen nicht nachstehen, werden nach und nach mehrere dargestellt, und mit freier Munterkeit behandelt. Als ein Wunder wird der Wagen erwähnt, der in seinem jämmerlichen Zustande täglich die schlechtesten Wege durcharbeitete, und dabei trefflich hielt, ohne auch nur eines neuen Nagels zu bedürfen. Die heftigen Stöße und Rucke, die öfters die Gesellschaft gegeneinander warfen, dienten ihr zur Belustigung, und man meinte, ein guter Engel müsse für den alten Kasten besondre Sorgfalt haben, daß er nicht bei solchen Anlässen zusammenbreche. Die Herzogin rief im Schrecken immer den Engel Michael zu Hülfe, und da der junge Mann diesen als seinen Schutzpatron bekannte, so kam man überein, ihn selber als guten Engel zu bezeichnen, welcher Namen ihm dann, auch bei den ernsthaftesten und traurigsten Dingen, und bis in die

spätesten Jahre, verblieb. So natürlich und unschuldig war der Ursprung dieser Anrede, welche der Unverstand in der Folge mißdeuten und als Unschicklichkeit auslegen wollte, wie selbst Grégoire zum Theil noch thun möchte! Es kann nicht genug wiederholt werden, daß dergleichen individuelle Lebensäußerungen nur in ihrer eignen Sphäre anzuschauen und zu würdigen sind.

Führen wir aber auch einen großen Theil des in dieser Erzählung Auffallenden und Bedenklichen zu dem Gewöhnlichen zurück, das sich aus dem gemeinsamen Elemente des Zeitalters, der Nation und des Standes hervorgegangen zeigt: immer bleibt noch genug übrig, um diese Produktion auf dem Gipfel der Seltsamkeit zu erhalten, und sie als eine der reizvollsten, wunderlichsten, in spielender Anmuth ernsthaft gehaltreichsten zu bezeichnen.

Denn das Eigenthümlichste derselben ist, daß aller Scherz und alle Laune, die sich in der Sache wie in dem Vortrag finden, nur gleichsam die muntern Wellen sind, nicht nur der Anlaß und das Mittel, sondern sogar der Stoff selber, woraus die höchsten Erörterungen und der reinste Gewinn sich erheben. Mit der Heiterkeit und Laune ist die tiefste Frömmigkeit vereint, die hier unter solcher Hülle lebendiger und kräftiger wirkt, als unter der eines finstern Ernstes möglich wäre, der ohnehin nur immer eine niedre Stufe andeutet.

Der junge Mann hatte gleich von Anfang neben der Munterkeit, die seinem Alter natürlich war, sowohl die besten Gesinnungen überhaupt und einen aufrichtigen Hang zur Tugend, als auch eine so innige Liebe zu seiner Mutter gezeigt, daß man ihm auch jedes andre Gute zutrauen

durfte. Die Herzogin benutzte diese günstige Gemüthsart, um von den Gegenständen mit ihm zu sprechen, von denen sie stets erfüllt war, und die allein ihr wahrhafte Beschäftigung gaben. Die Wahrheiten der Religion ihm aufzuschließen, sie wenigstens ihm zu nähern und seinen Geist für sie zu bereiten, wurde ihr gleich Bedürfniß, und dieser Aufgabe widmete sie fernerhin mit seltener Beharrlichkeit den besten Eifer. Die verschiedensten Ansichten standen sich hier entgegen, und wurden freimüthig ausgetauscht. Der junge Mann bekannte sich als franken Deisten, dem das Christenthum ein leidiges Pfaffenwerk war, und nur in seiner reinen, von den Bekennern aber unaufhörlich entstellten und verläugneten Moral noch Werth hatte; in den Philosophen des achtzehnten Jahrhunderts war er wohlbelesen, und trug deren Meinungen mit Geläufigkeit vor. Dies erweckte jedoch keinen Unfrieden, und wenn im Widerspruche der Ernst die Freundlichkeit doch zu verscheuchen drohte, so führten Scherz und Neigung sie immer leicht zurück.

Indem wir dieses ganze Verhältniß uns lebhaft vorzustellen suchen, werden wir unwillkürlich auf die Bemerkung geleitet, daß fromme Innigkeit, je sichrer und reiner sie ist, um so leichter in kindliche Tändelei und spielenden Muthwillen übergeht, besonders wenn in zarten Gemüthern eine vornehme und feine Bildung fortwirkt; auf solche Weise sehen wir Fénélon und Frau von Guion einen vieljährigen, fast kinderhaften Briefwechsel führen, Zinzendorf in seinen Liedern bis in's Alberne verfallen, Saint-Martin frommen Witz aussprechen; auch sonst mag Lieblichkeit und Wärme des Herzens oft keine andre Aeußerung finden, als in Lustigkeit und Possen, wie dies an der edlen Gräfin

Agnes Stolberg sichtbar war, von der Goethe sagt: „Durchaus spielt sie die Stelle des Engels Grazioso in solchem Grade lieblich, sicher und wirksam, daß mir die Frage blieb: ob es nicht einen Calderon, den Meister dieses Fachs, in Verwunderung gesetzt hätte?“ Den Ausdruck „Engel Grazioso“ sprechen wir für unsre Herzogin bestens an, und fänden für deren Verhältniß und Benehmen vielleicht noch ein glücklicheres Gleichniß, wenn wir die Einzelheiten des Umganges der Fräulein von Klettenberg mit dem jungen Goethe aufweisen könnten.

In der That ist es schon auffallend genug, was Goethe von seiner frommen Freundin erzählt, daß er sie durch seine Zweifel und Widersprüche niemals erzürnt habe, und sie wegen seines Seelenheils in völliger Ruhe gewesen sei. Ganz in derselben Weise verhält sich unsre Herzogin gegen den jungen Deisten und Freigeist, und was er auch sagen mag, die für sie frevelhaftesten Aeußerungen nimmt sie gelassen auf, versucht sie als Irrthümer darzulegen, und Güte und Zuversicht für den Irrenden bleiben unerschüttert.

Freilich war sie auch selbst in dem Falle, solcher Nachsicht vielfach zu bedürfen, und ein strengkirchlicher Katholik würde ihren Glauben in vieler Beziehung mangelhaft gefunden haben. Doch für den jungen Deisten kam dergleichen nicht in Betracht, für ihn war sie die von dem Erlösungswerk innigst überzeugte und heiß durchdrungene Christin, und als solche ein Phänomen, wie ihm bisher nicht begegnet war.

Eine veränderte Anordnung des Reisezuges, welcher sich auf vernachlässigten Straßen, bei Pferdemangel, durch

Unsicherheit der Gegenden, und selbst wegen absichtlicher Zögerungen der Reisenden nur langsam fortbewegte, trennte unerwartet unsre Damen von ihrem jungen Begleiter, und da er mit einem Theile der Wagen zurückbleiben mußte, so wußte man nicht, ob man ihn je wiedersehen würde. Die zwei Tage voll Trauer, Unruhe, Besorgniß und Verlangen, welche in der Ungewißheit verstrichen, ließen schneller, als es das fortdauernde Zusammensein gekonnt hätte, die Empfindungen reifen und aufbrechen, welche man gegenseitig im Stillen für einander nährte. Als der junge Mann am dritten Tage wieder seinen frühern Platz einnahm, war auf beiden Seiten die größte Befriedigung sichtbar. Hiezu kam, daß die Herzogin den jungen Mann schon als ihren geistlichen Pflegebefohlnen betrachtete. Sie hatte ihn bei einer traurigen Erzählung in leidenschaftliche Rührung ausbrechen sehen, und sogleich die heißesten Gebete zum Himmel aufgesandt, daß sein Herz in diesem Augenblicke durch heiligende Gnade berührt werden möchte, die ihn zu Gott führen könnte. Sie empfing überzeugende Beweise, daß ihr Gebet erhört worden, und fühlte sich nun nur desto inniger angezogen, für die Rettung dieser Seele ferner thätig zu sein. In Perpignan, wo der Zug der Verwiesenen einige Tage verweilen mußte, und schon die bevorstehende Trennung auf unsre Reisenden betrübend einwirkte, nahmen auch die religiösen Unterhaltungen eine höhere Stimmung an. Die Herzogin hatte schon einige Tage früher unter dem Titel: „Ideen über den Menschen" für ihren guten Engel einen besondern Aufsatz niedergeschrieben, den jener hier schriftlich beantwortete. Der Gegensatz trat auf das schärfste hervor, die Entfernung zwischen beiden Theilen

schien unermeßlich, und das nahe Scheiden nahm schon jede Zeit und Gelegenheit der Erörterung.

Allein die zarte Neigung und das vertrauliche Wohlwollen, welche in beiden Herzen Wurzel geschlagen, hielten nur fester die Seelen verbunden, in welchen die Ueberzeugungen noch so weit auseinander lagen. Die letzten kleinen Vorgänge und Begegnisse, durch welche die Gemüther jene Neigung schon offner bekannten, und in denen das Vorgefühl der nahen Trennung dem früheren Scherz nun auch etwas leidenschaftlichen Ausdruck beimischte, lassen wir die Herzogin wieder selbst erzählen:

„Am Tage vor der Abreise, als unsre Reisenden mit den Beamten der Regierung zu Tische saßen, ließ einer derselben das Bild seiner Geliebten herumgehen, die sehr hübsch, aber etwas hoch in Farbe war; unsre kleine Matrone, nachdem man aufgestanden war, sagte dem guten Engel diese Bemerkung, und als er darauf erwiederte, der Mahler habe die Person gewiß in einem Augenblick aufgefaßt, wo das Feuer der Liebe für ihren Freund sie entflammte, so versetzte sie lachend: „Gewiß, das ist es, aber mir, ich gesteh' es, sind die Wangen lieber, die sich entfärben." Bei diesem Worte stützte er die Hand gegen die Mauer, an der er stand, und wurde blaß wie der Tod. Unsre arme Fromme fühlte aber zu spät, daß sie eine Unvorsichtigkeit begangen. Erröthete sie? erblaßte sie? ich weiß es nicht. Aber wie sich benehmen bei solch' unvorhergesehenen Umständen? Thun als bemerke man nichts, und für ein andermal die Uebereilung der Zunge besser zügeln! Dies that sie auch, und gelobte sich es für die Zukunft; wiewohl zu schweigen,

wenn man gewohnt ist laut zu denken wie die Kinder, nicht so leicht ist, als man glauben könnte."

„Tages darauf waren alle ihre Reisegefährten mit den Beamten der Regierung ausgegangen, und die kleine Matrone mit dem guten Engel allein geblieben, der sie sogleich fragte, was sie vorzunehmen wünschte. Obgleich das Wetter nicht besonders schön war, meinte sie doch, ein Spazirgang um die Stadt würde ihr angenehm sein. „Wollen Sie, fragte er, sie auf den Wällen umgehen?" — Recht gern! — Sie gingen. Aber sie nahm nicht seinen Arm wie in der Nähe von Brive la Gaillarde. Die Kammerfrau mit einer andern Dame der Gesellschaft befand sich grade auf einer Terrasse, und als sie jene beiden in der Ferne kommen sah, klatschte sie ihnen mit den Händen zu; Leser, wenn du scharfsinniger bist als ich, so wirst du mir den Grund sagen, ich hab' ihn nicht errathen können."

„Als unsre beiden Spazirgänger um die Stadt herum waren, schlug der junge Mann der Dame vor, ihren Gang noch etwas zu verlängern und den botanischen Garten zu besuchen, welches angenommen wurde. Aber unsre gute Fromme war sehr müde, und setzte sich an einer ziemlich ländlichen Stelle, wo sie die Berge und den Untergang der Sonne sehen konnte. Der gute Engel setzte sich neben sie, und hier unterhielten sie sich bis zur sinkenden Nacht, wie leid es ihnen sei, nur auf so kurze Zeit einander gekannt zu haben, und nun sich trennen zu müssen, um sich vielleicht nie wiederzusehen. Sie kamen überein, daß man durch einen Monat, so zusammen verlebt, täglich vom Morgen bis zum Abend, einander besser kennen lerne, als durch mehrere Jahre im gewöhnlichen Lebensgange, und wirklich darf ich

glauben, daß zwischen beiden eine wechselseitige, sehr zärtliche Beziehung, wie zwischen Sohn und Mutter, sich hätte bilden und fortsetzen können, wäre die durch die Umstände gebotene Trennung nicht so bald eingetreten."

„Während dieser lieblichen Unterredung kam die Nacht heran, und die kleine Matrone erhob sich rasch, indem sie sagte: „Aber es ist schon beinahe dunkel, und wir müssen zurückgehen." Als sie im Gasthof anlangten, trafen sie die ganze Gesellschaft versammelt, die von dem langen Spazirgange mit dem guten Engel denken mochte was sie wollte. Am andern Tage ging die Reise weiter, aber da man sich nun der Gränze näherte, wo man sich trennen mußte, so war alles traurig, und unsre armen Damen fühlten nur heftiger den Schmerz, ihr Land und ihre Freundinnen zu verlassen, jemehr der verhängnißvolle Augenblick, der sie völlig davon scheiden sollte, näher kam. Alles nahm nun für sie eine trübe und schwermüthige Färbung an."

Zuletzt erbat der junge Mann noch die Erlaubniß, bisweilen ein schriftliches Wort an die Herzogin den Briefen einzulegen, die er an eine andre Dame von der Gesellschaft würde zu schreiben haben. Dies wurde mit Vergnügen angenommen, und auch die Erwiederung zugesagt. Als unsre Matronen nun wirklich ihren Begleiter verloren hatten, fühlten sie die größte Leere und Traurigkeit. Bald aber wurden sie durch ihre christliche Philosophie aufgerichtet und getröstet. Besonders die Herzogin ergab sich der Gelassenheit, indem sie mehr und mehr der Welt abzusterben strebte, und diesen mystischen Tod als das größte Heil pries. Mit dem Ausdruck innigen Verlangens nach diesem Heil und einem in gleichem Sinne dem Leser gewidmeten Se-

genswunsche schließt sie ihren anmuthig seltsamen und in seiner Art einzigen Reisebericht. —

Nun folgen die Briefe, deren vom Jahre 1799 bis 1812 hundert und vierzehn mitgetheilt sind. Die Herzogin war in Barcelona glücklich angelangt, von den spanischen Behörden mit größten Ehren aufgenommen, und bewohnte ein herrliches Schloß, wo sie jedoch ein sehr zurückgezogenes Leben führte, und sich fast nur auf den Umgang mit einigen Schicksalsgenossinnen beschränkte. Das Andenken ihres guten Engels blieb ihr lebhaft gegenwärtig, und sie schrieb ihm zuerst, eifrig bedacht, seinen Geist auf das Heil zu lenken, das er zu empfangen berufen schien. Durch die Schuld der Umstände vergingen aber fast anderthalb Jahre, bevor ihm zu antworten möglich war; dann aber setzte sich der Briefwechsel mit geringen Stockungen regelmäßig fort. Die Herzogin schreibt mit Wärme, mit mütterlicher Zärtlichkeit, der Scherz tritt mehr und mehr zurück, der hauptsächliche und fast ausschließliche Inhalt besteht in religiösen Erörterungen, Winken, Bitten und Hoffnungen. Bewundernswerth ist die standhafte Ausdauer, die unermüdliche Geduld und Güte, mit denen sich die beglückende Ueberzeugung hier immerfort anbietet, ja aufdringen möchte, so wie der Verstand und Scharfsinn, welche gegen Zweifel und Widerspruch mit steigendem Vortheil kämpfen. Der junge Mann erkennt dankbar den liebevollen Eifer, die Güte und Auszeichnung, deren er gewürdigt wird; er antwortet mit zutrauensvoller und ehrerbietiger Neigung, aber auch mit einer Aufrichtigkeit in Betreff der Hauptsache, daß man lange Zeit für unmöglich hält, in dieser Denkart den Keim des Glaubens aufgehen zu sehn.

Die Herzogin, welche in dem Kopfe des jungen Freundes das Werk eines ganzen Jahrhunderts zu bekämpfen findet, den Witz, den Verstand, die Vernunftschlüsse der ausgezeichnetsten Geister, so wie den Trug und die Lüge im Innern der Kirche selbst, welche sie verwerfen und preisgeben muß, um die Wahrheit zu retten, fühlt sich dieser Arbeit doch nicht gewachsen, sondern verweis't auf einen Freund, der die Sache besser führen würde, auf Saint-Martin. Jeder Schimmer aus dem Leben dieses Mannes ist erfreuend und werthvoll, und so mögen die Stellen, wo seiner gedacht wird, hier Platz finden. Schon im neunten Briefe schreibt die Herzogin: „Ich kann auf das Einzelne mit Ihnen nicht eingehen, noch will ich Ihre Meinungen zu bekämpfen suchen: ich fühle mich dazu nicht fähig, besonders schriftlich, aber ich wünschte, daß Sie die Bekanntschaft eines Mannes machten, der ein Brunnquell natürlicher und geistlicher Wissenschaft, und dessen Aeußeres dabei das einfachste von der Welt ist; der die große Kunst besitzt, sich der Fassungskraft Aller, die mit ihm sprechen, anzuschmiegen, und der sogar Kind mit Ihnen sein wird, wenn Sie ihm bloß Kindereien vorbringen. Er vereinigt hiemit die sanfteste Gemüthsart, die liebevollste Seele, aber er scheut die Welt und ihre Gesellschaften, das macht ihn unumgänglich, und sehr widerspenstig gegen die Zuvorkommenheiten, durch die man ihn anziehen will. Ich benachrichtige Sie hievon, damit Sie sich nicht abschrecken lassen, wenn Sie meiner Aufforderung folgen. Durch ihn werden Sie Licht empfangen, er wird Sie Schritt für Schritt zum Glauben leiten, durch Ihre Vernunft selber als die einzige Fackel Ihres Weges; glauben Sie mir, und bewei-

sen Sie mir in dieser Nachforschung die unbedingte Ergebenheit, deren Sie mich am Schlusse Ihres Briefes versichern. Hier ist ein kleines Blatt, das Ihre Bekanntschaft mit ihm erleichtern wird, mit dem weisesten Manne auf der Welt, den die Unsinnigen für den thörichtsten halten. Stellen Sie Ihr Urtheil über ihn ein, bis Sie die Eigenschaften seines Geistes und seines Herzens haben ergründen können, und dann werden Sie mir für seine Bekanntschaft danken, ich bin es gewiß."

Der junge Freund war indeß nicht allzu eifrig, und ließ durch untergeordnete gesellige Bedenken sich abschrecken, der empfohlenen Bekanntschaft nachzugehen. Die Freundin aber, welche mehr und mehr erkennt, daß hier die gangbaren Formeln der Kirche nicht ausreichen, sondern gegen die weltliche Philosophie die christliche Wissenschaft nöthig sei, läßt nicht ab, sondern wiederholt ihre Mahnung dringender. So schreibt sie nach einiger Zeit: „Die Furcht des gerechten Gottes muß der erste Schritt zur Wahrheit sein, der zweite ist die Erkenntniß des zu unsrer Erlösung menschgewordenen Gottes. — Wer sie nicht erfahren hat, kann diese Wahrheit bestreiten, aber wer sie empfunden hat, wie ich, vermag nicht mehr daran zu zweifeln. Ueber die Macht dieses Gottmenschen, und über seinen Ursprung, hierüber, mein Theurer, müssen Sie sich unterrichten lassen wie ein gutes kleines Kind durch diejenigen, welche weit entfernt dies zu belächeln, Ihnen mit der Zeit, und mit Gelehrigkeit von Ihrer Seite, die Dinge in einem ganz andern Lichte werden zeigen können, als Sie bis jetzt dieselben wahrgenommen haben. Ich glaube Herrn von Saint-Martin den Mann hiefür, aber man muß nicht ungeduldig gegen ihn

sein, nicht streitsüchtig, sondern sich unterweisen lassen; sonst zieht er sich zurück, wie die Schnecke in ihre Schale, und man bringt nichts mehr aus ihm heraus."

Endlich kommt die Bekanntschaft doch zu Stande, und der junge Freund berichtet darüber am 27. September 1800 wie folgt: „Ich habe Herrn von Saint-Martin vor vier Tagen gesehen; er hatte Ihnen, sagte er mir, eben Vormittags geschrieben. Ich hatte bis dahin gezögert, mich ihm vorzustellen, weil ich durch das einfache Blatt, das Sie mir für ihn zugefertigt hatten, mich nicht genugsam berechtigt hielt. Ich hätte einen versiegelten und anders begründeten Brief gewünscht, denn als ich ihm jenes Blatt überreichte, fragte er mich kalt: Welche Dienste kann ich Ihnen leisten, von welcher Art sind sie?" Ich war betroffen, und um aus der Verlegenheit zu kommen, war ich genöthigt ihm zu erzählen, welchen Umständen ich die Ehre Ihrer Bekanntschaft verdanke, und welcher Art unser Briefwechsel ist. Da öffnete die Uebereinstimmung unsres Sinnes, und der wechselseitige Antrieb unsrer Herzen in Bezug auf Sie, zwischen uns das Vertrauen, und ich konnte mich frei aussprechen; wir kamen bald überein, daß jeder Mensch mehr oder minder fähig sei, die geheime Wissenschaft zu ergründen, welche zum Heile führt: daß jeder auch mehr oder minder Werth darauf lege, im Allgemeinen aber die Erfüllung der geselligen Pflichten schon genüge, um sein Tagwerk in dieser Welt zu vollbringen. Uebrigens, meinten wir, ist es fast unmöglich, daß in zwei so verschiedenen Lebensaltern, in welchen der Geschmack, die Ansicht und das Gefühl so entgegengesetzter Art sind, sich die Gegenstände unter demselben Gesichtspunkt darbieten. — Ich kam also

nach allem diesen mit Herrn von Saint-Martin überein, daß wir uns fürerst, wenn wir uns wiedersähen, auf das einfache Vergnügen des gewöhnlichen Gespräches beschränken wollten, und daß, wenn ich durch einen entschiedenen Hang oder durch solche Umstände, die so häufig auf unser sittliches Wesen einwirken, zu einem gründlichen Studium dieser Dinge mich bestimmt fühlte, ich dann mich an ihn wenden würde. Mir thut es leid, nicht so oft als ich es gewünscht hätte, seine lehrreiche Unterhaltung benutzen zu können, aber er sagte mir, daß er einen Theil des Jahres auf dem Lande zubringe. Er ist ein wahrhafter Weiser, dessen Umgang mir von höchstem Interesse gewesen wäre; er sprach mir vom Glück als ein Mann, der es kennt. Aeußerst gemäßigt in allem, scheint er mir als ein Muster aufzustellen."

Allein der junge Freund war für diesen Umgang noch nicht reif, und daher auch nicht begierig genug ihn fortzusetzen. Eine Wohnungsveränderung Saint-Martin's, ein Aufenthalt auf dem Lande, stellen sich als Hindernisse entgegen. Die Herzogin läßt seine Säumniß wenigstens nicht unbemerkt; sie schreibt ihm: „Was die bloße Erkenntniß der Vernunft und der erlernten Wissenschaften unvollkommen bewirken, das bewirkt der Glauben in Verbindung mit der geistlichen Wissenschaft sehr vollständig, und dies ist es, was Sie auf die Länge wohl hätten erlernen können, hätten Sie Herrn von Saint-Martin, an den ich Sie gewiesen, oft besuchen wollen." Zur Entschuldigung des Säumigen muß allerdings gesagt werden, daß er, durch seine Gesundheit und Sinnesart in ein ruhiges, mäßiges Amt gewiesen, bald auch nach Wunsch und Neigung verheirathet, und von diesen Verhältnissen erfüllt und beschäftigt, sich innerhalb eines

kleinen Lebenskreises hält, aus dem an Fremdes und Neues heranzutreten nicht leicht war.

Die Verhandlung religiöser Gegenstände konnte nicht fortschreiten, ohne bald auch die politischen anzustreifen, besonders in einer Zeit, wo die letztern in jedes einzelne Leben wie in die Gesammtheit der Gesellschaft unwiderstehlich eingriffen. Den Kern ihrer politischen Ideen hat die Herzogin uns in einem Aufsatz überliefert, den sie dem Freunde zu näherer Verständigung einsandte, und dem wir seine Stelle hier nicht versagen. Schon seine Ueberschrift ist bezeichnungsvoll.

„Hier ist meine Träumerei in Betreff des Regierungswesens, aber ich verzweifle, sie je verwirklicht zu sehen."

(Geschrieben im Jahre 1800.)

1. „Die Menschen tugendhaft und frei machen, aber den menschlichen Gesetzen wie Gott unterwürfig."

2. „Alles zum Leben Nöthige sei ihnen gegeben, und durch die Gesetze gesichert für den Fall, daß physische Unfähigkeit sie hindert, dasselbe durch sich selbst oder durch ihre Kinder zu erwerben."

3. „Kein Unterschied bestehe zwischen ihnen, als den die Tugend, der Geist, die Talente und die Kenntnisse begründen müssen."

4. „Jedem Menschen durch öffentliche Anstalten die Mittel geben, den Grad oder die Art der Unterweisung zu erlangen, welche seine natürlichen Fähigkeiten ihm zu erreichen gestatten."

5. „Es bestehe Freiheit der Religion, aber die Religion Jesu Christi sei die herrschende, sie werde öffentlich gelehrt

durch eifrige und reine Diener, die keine andre Regel, als das Evangelium und kein andres Haupt als Jesum Christum haben, die mit Einem Worte Apostel seien, einzig geführt und geleitet durch den Glauben und die Liebe, wie in den ersten Zeiten des Christenthums."

6. „Die Gesetze haben die Ueppigkeit zu beschränken, die Frechheit, die für die Sitten gefährlichen Vergnügungen, die großen Reichthümer; es sei eine Schande, zu reich zu sein und sich darin sehr hoch über Andre zu stellen. Die Furcht vor Mißachtung müsse darin jede Begier zügeln."

7. „Es ist nöthig, daß es Diener und Herren gebe, und daß derjenige, welcher Lohn empfängt, fühle, er werde hiedurch dem, der ihn bezahlt, untergeben, und sei ihm Ehrerbietung und Gehorsam schuldig, ohne daß der, welcher sein Herr ist, dies mit Strenge und Härte fordern dürfe."

8. „Es ist wesentlich, daß das Alter bei den jungen Leuten in Ehren sei: die Väter und Mütter müssen von den Kindern geehrt werden; die Uebereinstimmung der Herzen begründe die Heirathen, aber nie der Reichthum."

9. „Alle Stände seien gleicherweise ehrenhaft und geehrt, sofern man sich in ihnen nur redlich, gerecht und gesittet benimmt."

10. „Die Gesetze müssen das Verbrechen strafen, aber nicht durch den Tod, damit der Schuldige Buße thun und Reue üben könne; wenn er nur aus der Gesellschaft entfernt ist, und sie nicht mehr zu stören vermag, so ist die Gerechtigkeit der Menschen erfüllt, Gott allein darf über das Leben verfügen."

11. „Es ist höchst wichtig, daß die Richter unbestech-

lich seien, und daß Geld und Gunst nichts über ihre Entscheidung vermögen."

12. „Alle Staatsbürger seien geborne Krieger, aber nur um das Vaterland zu vertheidigen, nie um das Land Anderer anzugreifen; das Volk sei als friedenstiftend, mehr denn als kriegerisch, bekannt."

13. „Um nicht erkünstelte Bedürfnisse der Ueppigkeit und Weichlichkeit einzuführen, ist es wesentlich, daß die Gewerbe soviel als möglich nur die Erzeugnisse des Landes verarbeiten, denn um ein tugendhaftes Volk zu bilden, muß man dasselbe zu einem mäßigen, einfachen, arbeitsamen, keuschen und gerechten machen."

14. „Aber um dieses Ziel zu erreichen, müssen diejenigen, welche regieren, die Ersten sein, das Beispiel aller dieser Tugenden zu geben, und keine andern Wachen um sich haben, als die Liebe ihrer Mitbürger, und ihre unwandelbare Gerechtigkeit für alle ohne Ausnahme."

15. „Ich möchte, daß ihre Wahl durch das Volk geschähe nach einer Liste, auf der die Namen der tugendhaftesten und zum Regieren fähigsten Leute stünden, und daß diese Liste durch die Diener des Kultus angefertigt würde, welche ich als Wesen voraussetze von mehr göttlicher als menschlicher Art."

16. „Was die Form dieser Regierung betrifft, so hab' ich darüber gar keine Meinung, da ich viel zu unwissend bin, als daß ich einen Ausspruch wagen dürfte, welche von diesen Formen die beste sei. Aber mich dünkt, die Regierung, welche nur alle eben von mir aufgestellten Vorschriften in Kraft setzte, würde nothwendig eine gute sein, welches auch sonst ihre Form sein möchte; ein zur Tugend

gebildetes Volk würde leicht im Innern zu regieren sein, und sich von außen die Ehrfurcht aller andern Völker zuziehen."

Gewiß, diese Gedanken und Forderungen, wie sehr auch derjenige Staatsmann, dem nur daran liegt, die gemeine Gegenwart auszubeuten, nicht aber eine bessere Zukunft heranzuführen, darüber hinsehen und spotten mag, bezeugen ein warmes Herz und einen kraftvollen Sinn, der die ergriffenen Richtungen beharrlich festhält, und sich durch nichts irren läßt. Offenbar sind hier noch Grundsätze und Ansprüche von 1789 in vollem Leben, und zugleich schon Elemente sichtbar, die später in Fichte, Saint-Simon, Ballanche und Andern sich hervorgethan, und wenn wir bedenken, daß es eine Frau, eine Französin, eine Prinzessin von Geblüt ist, welche dergleichen in sich zusammenfaßt, so müssen wir die Auszeichnung, die sich hier kund giebt, nur um so größer anerkennen.

Der junge Freund, welchem der Aufsatz mitgetheilt wird, entgeht der Versuchung nicht, die sich bei solchen Gelegenheiten immer als die bequemste und wohlfeilste anbietet, und meint sehr weise zu sein, indem er die Ausführbarkeit verneint. Aber wie schön wird er zurechtgewiesen! Die Herzogin antwortet auf seine Einwürfe mit größter Ueberlegenheit:

„Ihre Prüfung meiner Regierungs-Träumerei sucht mir zu beweisen, was der Titel, den ich ihr gegeben, Ihnen schon genugsam als auch meine Ansicht zu erkennen giebt: denn hielte ich die Ausführung für möglich, so würde ich nicht den Namen Träumerei dafür gewählt haben. Aber, weil die Menschen zu blind, zu bösartig, zu selbstsüchtig sind,

um freiwillig auf alles zu verzichten, was sie so macht, ist das ein Grund für mich, ihnen Recht zu geben und sie nachzuahmen? Nein, ich werde meine Gedanken, meine Gefühle behalten, sollte ich mit meiner Meinung auch ganz allein stehen, ich werde muthig die Entbehrungen und die Demüthigungen ertragen, die sich für mich daraus ergeben können, und ich werde nie glauben, daß es, wie Sie es nennen, eine nutzlose Beschäftigung sei, gerechte und tugendhafte Ideen auf das Papier zu stellen und in mein Herz zu graben; denn dergleichen Entwürfe, wenn sie für das Allgemeine nicht angenommen werden, können doch im Besondern gelten, und Wesen für den Himmel bilden, wo die Freuden nicht, wie in dieser Welt hienieden, bloß für einen Augenblick sind, noch die Wahrheit traurig und kalt, wie bei den weltlichen Seelen. Im Gegentheil, die Wahrheit allein ist es, die uns entflammt, und die Hitze unsrer Einbildungskraft vernichtet, wie die Sonnenhelle alle künstlichen Feuer verschwinden läßt, die uns während der Nacht unsrer Irrthümer leuchten; die Wahrheit dessen, was man wünscht, und dessen, was man hofft, hilft uns alles das ertragen, was hienieden vorgeht und gesehen wird. Was Ihre Anführung des Spruches Jesu betrifft, wer tödtet sei des Todes werth, so muß ich Ihnen sagen, daß dies nicht die wahre Anwendung ist, wie mir scheint, die er davon hat machen wollen. Die Rede ist von dem Gesetze der Vergeltung, das in Kraft war im Gesetze Mosis, aber nicht im Gesetze Jesu Christi. Ich bleibe daher in meiner Meinung fest, und glaube, daß, je schuldiger einer ist, es um so unmenschlicher ist, ihn zu tödten, bevor er Zeit haben gekonnt Buße zu thun, weil dies ihn einem ewigen Tode überliefern

heißt: ich möchte sogar, daß die Sorge für die Gefangenen so weit ginge, ihnen Reue über ihr Verbrechen einzuflößen, anstatt in ihnen Verzweiflung und schreckliche Wuth aufzuregen, denn das heißt sie in den Fall setzen, ihrem Verbrechen neue Stufen hinzuzufügen. Doch was ich hier sage, kann nur eine Regierung angehen, die auf unerschütterlichen Grundlagen befestigt ist, nicht aber eine Zeit der Revolution, wie die, in der wir leben, und wo alles nur durch Gewaltthat und Erschütterung vorgeht, wo endlich die Verbrechen und die Schuldigen in so großer Anzahl sind, daß man sie weder abtheilen noch zählen kann."

In Wahrheit, es ist zum Frohlocken und Beifallrufen, wie sicher und leicht die zarte Frauenhand hier die gewichtigste Waffe führt, und wie tapfer und entscheidend ihre Schläge sind. „Dergleichen Entwürfe, wenn sie für das Allgemeine nicht angenommen werden, können doch im Besondern gelten" und „die Wahrheit dessen, was man wünscht und hofft, hilft uns alles das ertragen, was hienieden vorgeht und gesehen wird," dergleichen Aussprüche gehören zu der glücklichen Geistesbeute, in welcher sich Einfalt und Witz vereinigt haben.

Die Herzogin sagt in ihrer Antwort dann noch weiter: „Ich bin völlig Ihrer Meinung, daß Politik und Gerechtigkeit niemals synonym gewesen sind, aber ich möchte nicht hinzufügen, daß sie es nie sein werden, denn ich will lieber glauben, daß die Menschen endlich der Wahrheit ihr Herz erschließen, und fühlen und erkennen werden, daß es keine mächtigere Politik giebt, als sich durch gerechte Handlungen innig mit der ewigen Gerechtigkeit zu verbinden, von der ihnen das Wesen und die Macht kommt.

Zweifeln wir nicht, daß eine Regierung, deren Häupter sich durch Willen und That mit Gott vereinigten, um in seinen Händen nur das leidende Werkzeug seiner Absichten zu sein, in wenig Jahren ein merkliches Uebergewicht über alle andern erlangen würde." Die nächste Anwendung hievon, welche der Freund, einigen Aeußerungen in seinen Briefen zufolge, wohl geneigt sein möchte, voreilig auf Bonaparte hinzuleiten, will die Herzogin doch nicht so schnell gestatten. Sie sagt: „Ich will gern glauben, daß Gott auf diesen Menschen seine Blicke gerichtet hat, aber ich zweifle wieder an jedem Erfolge, so lange mir das Gemählde vor Augen steht, welches Sie mir von Frankreich entwerfen; denn da, „wo man seinen Vater verkaufen möchte, um reich zu werden"; da, „wo die Gewinnsucht überall eingreift, der Geldwucher auf seinem Gipfel ist, so wie die Ausgelassenheit der Sitten," da kann ich nicht diese göttliche und reine Macht als Bewegerin all dieser Dinge erkennen, die ihr im höchsten Grad entgegen sind. Ich werde also mehr und mehr an meiner Träumerei festhalten, wie unausführbar sie auch erscheine, und welches auch die Folgen der Revolution gewesen sein mögen. Ich werde niemals den Zweck tadeln, den man sich vorgesetzt hatte, wohl aber die Mittel, welche man angewendet. Einen tugendhaften und dafür erkannten Zweck nur einzig deßhalb aufgeben, weil seine Erreichung schwierig ist, kann nur aus einer feigen, kleinlichen oder selbstsüchtigen Seele hervorgehen, die mir weder Vertrauen noch Achtung einflößen würde; im Gegentheil, unablässig auf ihn hinarbeiten, alle mächtigen Mittel einer thätigen Tugend und eines von den Häuptern einer großen Nation unterstützten Beispiels dafür aufbieten, eine mehr barmherzige

als strenge Gerechtigkeit für Alle üben, und mit Einem Worte Kraft und Erleuchtung in Gott, nicht aber in dem menschlichen Stolze suchen, dies würde mich das Werk eines Wesens dünken, dessen Tugenden ich nicht aufhören würde zu bewundern und zu lieben, welches auch sonst die Ergebnisse sein möchten, die jedoch, ich darf es glauben, nur vortrefflich sein könnten, denn es ist der gute Saft, der den guten Baum hervorbringt."

Auch für ihre persönlichen Wünsche, die mit aller Lebhaftigkeit, welche der gottergebne Sinn für Irdisches noch haben kann, die Rückkehr in das Vaterland ersehnen, hofft die Herzogin nur zweifelnd, und nicht lange, auf Bonaparte's Gerechtigkeit; die Emigrirten, welche freiwillig und feindlich das Land verlassen hatten, rief er zurück, die Deportirten, gewaltsam aus der Heimath entführt, schloß er ferner aus. Sein ganzes Wesen flößte ihr kein Vertrauen ein; jedoch den furchtbaren Schlag, der sie bald von ihm treffen sollte, konnte sie nicht ahnden.

Schon frühe war die Herzogin, wie bereits erwähnt, von ihrem Gemahl getrennt worden, und die Ferne, in welche schon die Anstalten und der Gang der prinzlichen Erziehung den Sohn ihr rückten, konnte durch jenen Umstand nicht vermindert sein. Die Revolution brachte sie noch mehr auseinander, die Meinungen, Entschlüsse und Schicksale gingen weit auseinander. Der Prinz war blühend und kräftig herangewachsen, und unter dem Namen Herzog von Enghien schon als würdiger Sprosse des Hauses Condé rühmlich bekannt. Den Vater und Großvater in die Emigration begleitend, stand er feindlich gegen sein Vaterland, und führte in Deutschland die Waffen gegen seine Landsleute,

während die Mutter in Frankreich hatte bleiben wollen, und nur gezwungen jetzt nach Spanien verschlagen war. Ihre Zärtlichkeit war sich stets gleich geblieben, wenn auch jetzt, noch mehr als schon immer, in ihren Aeußerungen verhindert. Bald sollte dieses Gefühl in gränzenlosen Jammer sinken. Das Emporsteigen Bonaparte's an die Spitze der französischen Republik setzte persönliche Interessen an die Stellen der allgemeinen. Den Bourbon, welchen die Republik nur, sofern er ihren Boden betrat, als Feind tödten wollte, suchte der eifersüchtige Gewalthaber auch jenseits der Gränzen auf, um ihn herüberzuschleppen und umzubringen. Wir wollen die einzelnen Umstände des traurigen Ereignisses nicht wiederholen, das am 21. März 1804 der fernen Mutter den einzigen Sohn raubte. In ganz Europa wurde der Schlag empfunden, doch gewiß nirgendwo schmerzlicher als in Barcelona, wo dem Mutterherzen der letzte Trost erlosch, der ihm auf Erden noch geleuchtet hatte. —

In unserm Briefwechsel, der in diesen Zeiten schwerlich unentdeckt und dann nicht ohne Argwohn und Gefahr geführt werden konnte, besonders da eine furchtbare Spannung nach der Unthat noch länger fortwaltete, durfte diese Katastrophe von keiner Seite näher besprochen werden, doch finden wir einigemal deren erwähnt, von dem Freunde mit der Zartheit und Vorsicht, welche ihm geziemen, von der Herzogin mit dem Ausdrucke des Schmerzes, den auch die Tyrannei nicht verargen kann. Sie schreibt in der nächsten Zeit an ihren Freund: „O leiden Sie es, mein Kind, daß ich Ihnen diesen Namen gebe, der meinem Herzen so schrecklich und so theuer ist! Ich habe ein durch das Blut mir angehöriges verloren, lassen Sie mich ein andres in Ihnen

wiederfinden, dem Geiste nach. Ach! in Schmerzen gebar ich ihn, den Sohn: zu meinem Schmerze fern von mir ward er erzogen: er ging in Richtungen ein, die mir viele Schmerzen verursacht haben, und in Folge dieser Richtungen verlier' ich ihn unter den tödtlichsten aller Schmerzen! Sie, mein lieber Engel, waren seit den ersten Augenblicken unsrer Bekanntschaft eine Linderung meinem Schmerz; Ihre schöne Seele sprach zu der meinen. Ihre Briefe haben oft meine Schmerzen unterbrochen; was Sie mir zuletzt geschrieben, ist eine Art von Balsam auf die blutende Wunde meines Herzens; ich hoffe, daß das Ihre einst alle Schmerzen aus ihm schеuchen wird, denn welche Freude würde ich empfinden, wenn mir gelungen wäre, dem Herrn einen Geist zu gebären, der sein ewiges Heil mir verdankte, als dem treuen Werkzeuge der Einwirkung Gottes auf seine Seele! Welche Befriedigung für mich, wenn Ihre Seele so gewonnen wäre!" Der Freund hatte schon seit einiger Zeit angefangen, von seinen bisherigen Meinungen abzugehen und den Ueberzeugungen der Freundin sich zu nähern. Seine religiösen Ansichten und Gefühle gewannen täglich mehr Bestand, und verhießen, je größer und härter der Kampf war, einen desto reicheren Sieg. So gönnte der Himmel dem frommen Herzen in seiner tiefsten Nacht gleich wieder einen Strahl von jenseits, den einzigen, der hier auch die irdische Bahn noch erhellen mochte!

Die Herzogin hatte einen andern Verlust erlitten, den ihr Herz gleichfalls tief betrauerte. Saint-Martin war gestorben, von dem sie zwar schon längst getrennt gewesen, den sie aber stets gehofft hatte in Frankreich einst noch wiederzusehen, wie sie denn dem Wunsche, dahin zurückzukeh-

ren, nie ganz entsagen konnte. Von diesem ältern, dem schon hier durch höheres Wissen beglückten Freunde schrieb sie dem jüngern, strebenden: „Sie sollen wissen, daß in der Zahl derer, die mein Herz sehnend entbehrt, der gute Saint=Martin ist, an dessen Sorgfalt ich Sie hatte weisen wollen. Ich kann Ihnen nicht ausdrücken, wie sehr ich seit seinem Tod es empfinde, daß sein Geist sich mit dem meinen vereinigt und meine Fassungskraft steigert, daß ich seine Schriften verstehen lerne.“ Die letzte dieser, noch bei seinem Leben herausgekommenen Schriften war damals: „Le ministère de l'homme-esprit,“ welches Buch, oder vielmehr vorläufig nur dessen Einleitung, denn auch mit bestem Eifer dem jungen Freunde empfohlen wird, der sich aber für dessen Verständniß einstweilen noch unreif bekennen muß.

Aber die Herzogin läßt nicht nach, zuversichtlich und unermüdet sucht sie immer neue Wege, den Glaubenswahrheiten, von welchen sie durchdrungen ist, Eingang in die Seele des Freundes zu verschaffen, von allen Seiten greift sie das Werk an, jede Hülfe dazu ruft sie herbei. Sie sendet und empfiehlt Bücher; da dem Freunde die Schriften Saint-Martin's noch zu schwer sind, so wünscht sie, daß er Fénélon, Pascal, Bossuet lese, sogar die Protestanten Necker und Abadie. Auch an die Evangelien selbst weiset sie ihn. Unaufhörlich befeuert sie den oft nachlassenden Fleiß zur religiösen Betrachtung. Sie spricht die herzlichsten Bitten aus, die rührendsten Mahnungen, den liebevollsten Antheil. Wenn alles vergeblich scheint, rechnet sie auf Unglück, auf Krankheit und Lebensüberdruß, auf Alter und Todesnähe. Am meisten doch strebt sie durch Gedankenentwicklung, und Geisteseinsicht und Erkenntnißgründe zu wirken. Sie scheut

keinen Gegenstand, keine Erörterung, nimmt jeden Einwurf, jeden Irrthum auf, um bis in's Einzelne seine Ungültigkeit darzuthun. Im Ganzen folgt sie hierbei dem Lichte, welches den Weg Saint-Martin's bezeichnet, allein sie bewegt sich mit Freiheit und Selbstständigkeit. Auf Gott, auf die Liebe, auf den Erlöser weiset sie beständig hin, und auf das eigne Herz, die eigne Seele, als das lebendige Buch, worin alles zu lesen sei für den, der sehen wolle.

Weitläufige Bemühung hat sie mit dem Sündenfall, welchen der Freund nicht anzunehmen vermag, und dessen Gewißheit ihr unwidersprechlich feststeht. Mit eigenthümlichem Scharfsinn behandelt sie diese Lehre, und Grégoire bekennt, sie habe deren Wahrheit sehr gut dargethan. Das Werk der Erlösung steht ihr hiemit in engster Verbindung, und an Christus zu glauben ist ihr der Grund alles Heils. Der Glauben der katholischen Kirche ist der ihre, allein diese Kirche selbst ist ihr eine unsichtbare, wahrhaft allgemeine, von welcher die sichtbare Kirche, mit ihren Priestern und Anstalten, nur ein Abglanz und allzu oft nur ein Verderbniß ist. Sie glaubt die Wahrheiten der Religion in alle christlichen Bekenntnisse ausgestreut. Ferner schreibt sie: „Ich glaube mit Ihnen, daß die Weisen des Heidenthums, welche den Erlöser weder kennen noch verwerfen konnten, Theil haben werden an seinem Reiche ebenso wie die wahren Juden und die wahren Christen, aber alle durch sein Verdienst, und daß sie nicht eingehen werden als nur durch ihn, da sie nicht leben können als nur in ihm; dies bestätigt sich mir alle Tage mehr, je tiefer ich in den Schacht eindringe der unversiegbaren Wissenschaft, die meinem Denken aufge-

schlossen ist, und meinem Herzen so entzückenden Genuß gewährt."

Mit welcher Eigenheit und Kraft sie die Gegenstände zu verarbeiten und zu wenden weiß, jeden Bezug immer schnell und rein an das Höchste knüpft, davon sei hier als Beispiel das geistreiche Wort angeführt, durch welches sie das Wesen der Dankbarkeit darlegt: „Ich bewundre — sagt sie — den Menschen nur, sofern er sich ein Nichts glaubt und alles Gott beimißt. Glauben Sie mir, nur ein solcher ist fähig, das aufrichtige Gefühl der Dankbarkeit zu kennen, denn wer dankbar gegen seinen Schöpfer ist, verfehlt nicht es auch gegen die Werkzeuge zu sein, deren dieser sich bedient um ihm Gutes zu erweisen, dagegen wird derjenige, welcher vergißt, daß er alles Gott schuldig und nur der Verwalter seiner Gaben ist, ebenso vergessen, was er seines Gleichen schuldig geworden, und oft die Andern nur verpflichten, in soweit er einen Vortheil dabei für sich erwartet. Man macht also nicht Undankbare, aber man findet deren oft, weil man es selber gegen die Gottheit gewesen, indem man ihr jedes vorgezogen; hier liegt die wahre Ursache der Undankbarkeit des menschlichen Herzens, zerstören Sie diese, lehren Sie Ihr Herz sein eignes Nichts und seine völlige Abhängigkeit von Gott erkennen, so werden Sie es demüthig und unterworfen machen, denn es wird alsdann fühlen, daß es der ihm verliehenen Freiheit nur theilhaft geworden, um die Gesetze seines Herrn zu befolgen, und die Gaben desselben nach dessen Absicht verwende, ohne sich selber sie zuzueignen. Verliert er diese ewige Wahrheit niemals aus den Augen, so wird er keine Dankbarkeit fordern, und indem er sie nicht fordert, wird er sie den Guten einflößen, die der

Bösen nicht vermissen, und sich begnügt finden, seine Pflicht erfüllt zu haben, indem er so viel Gutes geübt als ihm möglich war, und ohne Eigenheit noch Vortheil für sich."

Eigne Gedanken hegt sie auch über das Abendmahl. Wie das Wort: „Seid fruchtbar und mehret euch!" durch alle Zeiten fortwirke, ohne daß seine Wiederholung nöthig werde, eben so wirke, meint sie, der Spruch bei Einsetzung des Abendmahls fort und fort, und die segnende Kraft sei nicht abhängig von dem Wiederholungsakte der Priester, sondern wer sein tägliches Brot im gläubigen Andenken jenes Segens genieße, der sei auch desselben unmittelbar theilhaft. Wenn daher die Priester der römischen Kirche, um dieser und anderer ihnen feindlicher Sätze willen, ihr die Theilnahme an dem Abendmahl der Kirche versagen, wie solches in Frankreich öfters und dann auch in Spanien der Fall gewesen, so ist sie darüber nicht beunruhigt, und hofft, der Erlöser werde sie deßhalb nicht verwerfen, daß sie nur auf ihn allein sich verlassen habe, und darum von den Priestern sei verworfen worden.

Der Freund, welchem all diese Beeiferung und Arbeit sich zuwendet, ist nicht leicht zu behandeln; er ist verständig, ehrlich, hartnäckig, vertheidigt jeden Schritt des Bodens, auf dem er steht, und wenn er nachzugeben scheint, ist es öfters nur, um desto heftiger wieder vorzudringen. Sein sanftes Naturell, sein gründlich guter Wille, seine Ehrerbietung und wahre Seelenliebe für die treue Gottesfreundin, lassen ihn oft wünschen, ihr auf ihren Wegen folgen zu können; er ist gerührt, bisweilen erschüttert, mehrmals überzeugt er sich von Wahrheiten, die er früher bestritt; herbe Verluste durch den Tod, frühe Kränklichkeit, unerfüllte

Wünsche, alles drängt ihn zum Troste der Religion, ja der Augenblick scheint öfters ganz nahe, in welchem er sich als Christ bekennen wird. Doch Zweifel und Widerspruch entfernen diesen Augenblick immer wieder; und die freudigen Hoffnungen der Herzogin wenden sich in düstre Trauer. Einmal ist der plötzliche Absprung so groß, daß die Aussicht eines Erfolgs fast verschwindet; nicht mehr der gute Engel kann der Freund heißen, sondern ein böser wird er genannt, weil er kaum eine bessre Sprache führe, als jene gefallenen, für die doch auch in der unendlichen Barmherzigkeit noch nicht alle Hülfe erloschen sei! —

Zwischen alles dieses treten widrige Unterbrechungen, durch Krankheit, durch Weltumstände. Die im J. 1808 in Spanien ausbrechende Kriegsverwirrung stört oft längere Zeit allen Verkehr. Es vergehen halbe Jahre und ganze, in denen unser Briefwechsel stockte. Dagegen ergreift die Herzogin den Gedanken, die bisherigen Briefe zu vereinigen, zu ordnen, für Freunde und Gleichgesinnte zur vertraulichen Mittheilung, aus der mancherlei Förderung hervorgehen könne. Der Freund, aus Bescheidenheit anfangs bedenklich, stimmt dem Vorhaben bei, und sendet die empfangenen Briefe, deren Urschriften er jedoch in keinem Falle verlieren will. Nur spät indeß kommt die Sammlung und Auswahl zu Stande; die Herzogin nimmt nur das Wesentliche auf, rechnet aber dahin auch das Persönliche, welches sich mit jenem verflochten hat. Sie fügt ihre kleinen Aufsätze hinzu, wie sie deren zu verschiedenen Zeiten, zur eignen und fremden Belehrung, manche entworfen hat, und läßt das Ganze, anstatt beschwerlich und unsicher durch Abschriften, durch den Druck vervielfältigen, doch nur als Handschrift, bloß

für den eignen und der Freunde Gebrauch. Wir danken es ihr, daß sie zum Behuf der engeren Mittheilung den Weg gewählt hat, aus welchem der Uebergang in größere Verbreitung minder schwer ist, und die Möglichkeit dieser darf niemals ausgeschlossen sein, denn was die Welt als gut und brauchbar begehren mag, darauf hat sie auch ein Recht.

Die späteren Briefe deuten schon entschiedner die Sinnesänderung an, welche dem standhaften Eifer und der tiefen Frömmigkeit doch endlich in dem Herzen des Freundes zu erwecken gelang. Der letzte Brief ist von der Herzogin im Anfange des Jahres 1812 geschrieben; eine Anmerkung sagt uns aber, daß der Briefwechsel damit noch keineswegs aufgehört habe, und daß die Fortsetzung nachgeliefert werden solle, sobald der Stoff sich auf's neue angehäuft.

Nach den Briefen, deren Schluß in den zweiten Band hineinreicht, folgen sodann, den meisten Raum desselben einnehmend, vermischte Aufsätze mannigfachen Inhalts und wechselnder Form, in welchen dieselbe Geisteswendung, wie in den Briefen, nur in manchem Betreff noch freier und schärfer als in diesen, sich ausspricht. Wir finden zuerst: „Fragments sur la morale chrétienne," deren Reihe eine allegorische Fabel über die Revolution eröffnet, dann Aufsätze über Irrthum und Wahrheit, über die Lüge, eine Schilderung der Liebe, Gedanken über den Schlaf, über die Musik, ein Bildniß der Sanftmuth, die Vergleichung des Gottesläugners und des Gläubigen, Fragen und Antworten über den Geist der Welt, ein politischer Katechismus über die Sittlichkeit der Völker und die Regierung der Mächtigen, und vieles verwandter Art, auch die schon von uns mitge-

theilten religiösen Gedanken über die französische Revolution. Der wichtigste Aufsatz dünkt uns eine Antwort an einen Theologen, der die Lehre der Verfasserin zu widerlegen suchte; hier findet sich ein beinahe vollständiges Glaubensbekenntniß, das mit Kühnheit auf die tiefsten Forschungen eingeht, mit bewundernswürdigen Geistesmitteln eine seltne Stärke der Ueberzeugung ausdrückt, mit der Frage schließt: „Bei dem dargelegten Widerspruche, in welchem sich die heutigen Priester mit den Worten des Apostels Paulus befinden, darf ich jene für die wahren Nachfolger der Apostel halten und muß man nicht vielmehr gegen ihre Unterweisungen im Allgemeinen und im Besondern sehr auf seiner Hut sein, wenn man ernstlich nach Wahrheit ringt?"

Sodann folgen „Petits contes moraux," größere und kleinere Erzählungen, mit Anmuth vorgetragen, sämmtlich religiösen Gehalts, oft an unsern Jung-Stilling erinnernd. Den Schluß macht ein Gemählde dreier Schwestern, oder vielmehr das dreifache Bild der Verfasserin selbst, wie sie von Vorliebe, von Abneigung, und von unpartheilicher Wahrheit gesehen wird. Den reinsten Spiegel ihrer selbst aber giebt, unsres Bedünkens, der unmittelbar vorhergehende Aufsatz, eine „Vergleichung des Glückes, das die Liebe zu fünfundzwanzig Jahren in der Natur genießen kann, mit dem, dessen dasselbe Herz noch zu fünfundfünfzig Jahren in der Gnade theilhaft werden mag." Wir bedauern, von diesen Aufsätzen, deren manche des Namens Saint-Martin nicht unwürdig wären, wie sie denn alle in seinem Geiste sind, hier größere Proben nicht füglich einschalten zu können. Eine Auswahl derselben dürfte vielleicht späterhin ihre Stelle finden.

Wir haben uns zu den Personen zurückzuwenden, mit welchen das vorliegende Buch uns in so vertraute Bekanntschaft gesetzt und schon zu nahe befreundet hat, um nicht ihre weitern Geistes- und Lebenswege antheilvollen Blickes zu begleiten!

Die Herzogin, von Krieg und Aufstand umgeben, blickte bald sehnsüchtig nach Frankreich, wohin sie stets wünschte zurückzukehren, wenn auch nur um in den Armen ihrer Freundinnen zu sterben, bald angstvoll auf größere Ferne, wohin neue Nöthigung und Flucht sie zu werfen drohten. Einsam, krank, abgeschnitten von allem, was ihr Leben erhellen konnte, fand sie nur Trost in völliger Gottergebung. So trafen die neuen Entwicklungen sie, zu denen die Weltereignisse sich entschieden.

Der Sturz Napoleon's, die Wiederherstellung der Bourbon's in Frankreich, machten sich der ganzen mitlebenden Welt fühlbar, um so mehr den Personen, deren Schicksal unmittelbar mit diesen Wandlungen zusammenhing. Die Herzogin kehrte nach Frankreich zurück. Ansehn, Glanz und Fülle boten sich ihr dar, konnten aber ihre Seele wenig reizen. Ihre unerschütterte Denkart, ihre Geistesfreiheit und Wahrheitsliebe konnten in den neuen Zuständen fast noch weniger ihre Stelle finden, als vormals in den alten. Im tiefsten Widerspruche mit der sie umgebenden Welt, zu Streit und Kampf nicht berufen noch fähig, dabei Frieden und Wohlwollen im Herzen auch für Andersgesinnte, erkannte sie, daß hier nur Meiden und Entsagen fromme. Der innerste Hang stimmte damit überein. Im Lichte höherer Erkenntniß, in gottseliger Andacht und Uebung ihre

noch übrigen Tage hinzubringen, erschien ihr als das reinste Glück. Sie zog sich daher völlig aus den Weltberührungen zurück, lebte mit wenigen geistesverwandten Vertrauten, beschäftigte sich nur mit Werken der Andacht und Liebe. Unbemerkt und vergessen zu sein, war ihr eifrigster Wunsch. Grade in diesem Betreff aber mußte sie eine Prüfung bestehen, welche grade zu dieser Zeit eine der ungelegensten sein konnte.

Die spanische Inquisition, mit der Wiederkehr Ferdinands des Siebenten auch ihrerseits aufzuleben versuchend, doch nur ein Schatten ihrer früheren Macht, welche, wie sonst gegen Leib und Leben, nur noch gegen Bücher wüthen konnte, suchte manches Versäumte nachzuholen, und warf ihren Grimm nachträglich auch auf das Buch der Herzogin, das als ein französisches, in Spanien ohne geistliche Erlaubniß gedrucktes, schon deßhalb feindlich dünken mußte. Die schnöden Diener unwürdigen Geisteszwanges fanden allerdings Gründe genug, ein Buch zu verurtheilen, das neben dem Glauben auch Geistesfreiheit wollte, und mit manchen Satzungen der katholischen Kirche nicht übereinstimmte. Das Buch wegen Irrlehren zu verdammen, mochten sie befugt sein; allein sie wollten ihr Opfer noch von einer andern Seite her treffen, und waren des Vorwandes dazu schon habhaft. Auf den Grund einer einzigen Stelle des Reiseberichts, wo die Herzogin vielleicht zu aufrichtig, aber völlig arglos, eine Bemerkung einfließen läßt, die man freilich von Frauen nicht zu vernehmen pflegt, die aber geschrieben zu haben, nicht grade schlimmer ist, als so darüber zu lärmen, — auf diesen Grund hin erklärte die Inquisition,

durch einen Spruch im Jahre 1819, das Buch nicht nur für ketzerisch, sondern auch für unsittlich und schlüpfrig! Eitle Selbstsucht und heuchlerische Gleißnerei haben zu allen Zeiten grade diese Anklage als wohlfeile und bequeme Ergänzung jeder beliebigen Gehässigkeit gebraucht. Die Herzogin konnte durch diese Verurtheilung nicht gekränkt, ja kaum berührt werden, da Spruch und Gegenstand für die Welt wie nicht vorhanden waren, sie selbst aber in ihrem freien Geiste den rohen und blinden Eifer, der schon seiner eignen Ohnmacht erlag, nur bemitleidete. Sie hatte schon zwölf Jahre vorher, gegen solche Verurtheilung, die ihr damals aber nur im Stillen begegnete, in einer Briefstelle gesagt, sie glaube nicht, daß man die Priester zu fragen habe, um den Weg der geistlichen Unterweisung zu finden, sondern einzig den wahren Lehrer, der uns nie hintergehen könne. „Die Priester, fährt sie fort, werden schreien über Gefahr, über Fanatismus, und werden selber fanatischer sein und mehr in Gefahr, als diejenigen, welche sie ablenken möchten. Weil ich so denke, verdammen sie mich; allein die Ueberzeugung ist im Grunde meiner Seele so fest, daß ich jene beklage ohne ihnen zu grollen, noch mich einen Augenblick von dem Wege abzuwenden, den ich seit beinahe zwanzig Jahren wandle; vielmehr bestärkt sich mir täglich mehr seine Vorzüglichkeit, so wie die mächtigen Hülfen, die er mir bietet, um dieses mit Schmerzen und Prüfungen angefüllte Leben zu durchwallen."

Die französische Geistlichkeit, welche die Grundsätze der Herzogin genugsam kannte, um zu wissen, daß sie in vielen Dingen mit dem von der katholischen Kirche vorgeschriebenen Glauben nicht übereinstimme, fand es der Klugheit gemäß,

die ohnehin vielfachen und bedenklichen kirchlichen Händel nicht durch einen neuen zu vermehren, und eine Prinzessin des Königlichen Hauses der Ketzerei zu beschuldigen; im Gegentheil nahmen sie die stille und erbauliche Frömmigkeit derselben, welche äußerlich keinen Widerspruch gegen die Kirche zeigte, sondern sich ihr mit allem Eifer anzuschließen suchte, gern als ein erfreuliches Beispiel auf, das den Triumph des katholischen Glaubens nur mehren mußte. Sie blieb also nicht nur von aller Anfechtung frei, sondern auch im Rufe der frömmsten Andacht, der in den letzten Jahren ihres Lebens bis zur Heiligkeit gesteigert wurde.

Ohne jemals ihre Grundansichten aufzugeben, kostete es die Herzogin doch wenig Ueberwindung, dieselben, um Aergerniß und Zwiespalt zu vermeiden, immer fester im Innern zu verschließen, ihre bisweilen anstößig gewesene Munterkeit, durch Alter und Schwachheit schon gemildert, noch mehr zu beschränken, und solchergestalt mit der Kirche im Frieden zu bleiben. Auch bei ihrer feststehenden Meinung von derselben, empfand sie doch die Gaben und Tröstungen von daher als höchst wohlthätige, und hätte, besonders in den letzten Jahren, da sie schwächer und hülfsbedürftiger wurde, solche nur schmerzlich vermißt.

In Andachtsübungen und Gebet sah sie mit Freudigkeit dem Augenblick entgegen, der sie von den irdischen Banden erlösen und einer Herrlichkeit zuführen würde, deren Unterpfand sie in der Seele trug. Sie hatte oft das Loos gepriesen und ersehnt, an geheiligter Stätte betend zu verscheiden. Dieses Loos wurde ihr zu Theil, am 10. Januar 1822 in der Kirche der heiligen Genoveva.

Ihr Freund war vor ihr dahingeschieden. Sie hatte das Glück, ihn zuletzt völlig als ihr geistliches Kind annehmen zu können. Er war noch vor ihrer Wiederkehr nach Paris, nach wiederholten, tiefen Prüfungen, die auch in den Zeitereignissen mitwirkende Eindrücke fanden, hauptsächlich aber durch die Seelenpflege der Freundin, ein aufrichtiger Bekenner des Christenthums geworden. Seine letzten Jahre verlebte auch er in tiefer Frömmigkeit, und gab, als der Tod ihn früh, kaum in den Vierzigern, dahinraffte, ein hohes Beispiel gläubiger Zuversicht.

Die religiösen Ueberzeugungen sind das Eigenste des innern Lebens, und daher die Gestalten ihrer Entwicklung so mannigfach, wie das persönliche Leben überhaupt. Kein Weg, keine Hülfe ist hier auszuschließen, und jedes Gebild kann in seiner Weise wieder fruchtbar werden. Die Herzogin von Bourbon und ihr Freund geben ein merkwürdiges Beispiel, wie sich das untere Leben zum Dienste des höheren krümmt und windet, und diese Darstellung grade trifft vielleicht manchen Sinn, der Anreiz und Leitung aus ihr empfängt! Die Religiosität der Herzogin erscheint als eine wohlthätige Flamme, welche aus geringen und trüben Anlagen den hellsten Gewinn läutert. Sie ist, wie jetzt alles höhere Geistesleben in der katholischen Kirche, schon halb protestantisch, doch ohne jene Form zu brechen, noch diese anzunehmen. Wir werden sie darum nur um so freundlicher begrüßen, als eine Erscheinung mehr zu den schon vielen, welche auf eine neue Stufe religiöser Bildung hindeuten, wo jede Gestalt zugelassen, aber keine gefordert wird, nur in allen das Wesen. So weilt auch unsre Be-

trachtung hier nicht bei den Glaubenslehren, sondern vorzugsweise bei dem Lebensbilde; und welche Beruhigung gewährt es nicht, mitten durch die Strömungen wilder Gewalt und Zerstörung, zwischen Auf- und Niedergang der Völker und Reiche, einen Strahl stillen Friedens und höchsten Lebens wallen zu sehen! —

III.

Ueber die eigenthümliche Weltstellung des Islam.

Von

Karl Rosenkranz.

Am 18. Januar 1838.

Am Krönungsfeste Preußens in der Königl. Deutschen Gesellschaft zu Königsberg vorgelesen.

Es ist oft behauptet worden, daß zwischen dem Orient und Occident ein Wechselverhältniß existire. Wenn aber zum Wechsel unstreitig eine Gegenseitigkeit der Wirkung gehört, so wird man jene Behauptung dahin beschränken müssen, daß allerdings der Europäische Occident sich beständig mit dem Asiatischen Orient in Zusammenhang zu erhalten gesucht, ein Gleiches aber von diesem selbst nicht gesagt werden könne, denn der Orient hat niemals ein inneres Bedürfniß gehabt, sich mit dem Occident zu befreunden. Aus dem Handel mit ihm zieht er so viel Nutzen, als er kann, und einige seiner Kaufleute besuchen deshalb sogar die Leipziger Messe; sonst ist es nur der rohe Drang einer chaotischen Gährung, welcher die Söhne des Morgenlandes epochen=

weise in die unbestimmte Weite auch nach dem Westen hin getrieben hat. Sie wollten erobern. Selbst die Perser hatten im Kampf mit den Hellenen kein anderes Interesse, als ihre Herrschaft zu sichern. Die Europäer dagegen haben nicht blos aus mercantilischen oder politischen, sondern auch aus rein theoretischen Absichten ein Interesse an dem Orient genommen. Eine große Reihe von Reisenden läßt sich von den Griechischen Philosophen ab nennen, welche sich die Kenntniß des Morgenlandes ganz uneigennützig nur der Belehrung wegen zum Zweck machten. Alexander der Große wollte nicht blos erobern; er wollte Griechische und Orientalische Bildung vereinen. Die Byzantinischen Kaiser hatten bei ihren Feldzügen die Erhaltung des Christenthums im Auge und bei den Kreuzzügen war eben dieselbe der Kern, wie viel anderweitige, ja unreine Motive auch sonst in die Bewegung der ungeheuren Massen ganz unvermeidlich mit eintreten mußten.

In unseren Tagen dagegen scheint es, als wenn die Abstraction des Orients vom Occident sich vermindern werde, als wenn derselbe ganz im Stillen das Gefühl bekomme, aus der Europäischen Cultur sich die Mittel aneignen zu müssen, ihrer Macht widerstehen zu können: unsere Kriegskunst und unsere Druckereien finden überall Eingang. In Persien sind schon seit längerer Zeit Modificationen des Militärs im Europäischen Sinne gemacht; bei den Seikhs ist General Allard damit beschäftigt; in Aegypten folgt sich seit einer Reihe von Jahren schon eine Kette von Europäischen Officieren, namentlich von Ingenieuren, und in der Türkei sind in diesem Augenblick Preußische Krieger mit ähnlichen Einrichtungen beschäftigt. In Bengalen geben

die Brâmanen Zeitungen im Sanskrit heraus; in Kairo wie in Konstantinopel erscheinen officielle Journale. Wir stehen jetzt in der merkwürdigen Conjunctur der politischen Verhältnisse, daß in der That jede größere Veränderung innerhalb Asiens auch eine solche in Europa und umgekehrt voraussetzt. Preußen ist bis jetzt fast ohne alle maritime Bedeutung; es ist noch wesentlich Continentalmacht; dennoch ist davon die Rede, daß die Pforte in der Nordafrikanischen Frage auch seine Vermittelung ansuchen, ja, in Berlin einen Gesandten fixiren werde. Unter solchen Umständen muß der Islam als diejenige Religion, welche im nördlichen Afrika und vorderen Asien die verbreitetste und einflußreichste ist, unsere Aufmerksamkeit in erhöhetem Grade auf sich ziehen und es sollen hier einige der wichtigeren Puncte, auf welche es dabei ankommt, untersucht werden.

Zuvörderst ist wohl die ganz entgegengesetzte Ansicht zu berühren, welche über den Islam und seinen Stifter aufgestellt zu werden pflegt. Nach der einen ist der Islam nichts als das Werk eines Betrügers, der, von Herrschsucht, Habsucht und Wohllust getrieben, die Arabischen Stämme aufregte. Höchstens fügt man zu diesem harten Urtheil hinzu, daß der Betrügende allmälig sich selbst auch betrogen habe. Wir besitzen im Deutschen, so viel ich weiß, nur Eine vollständige Uebersetzung des Korân von Boysen, welche, von Wahl überarbeitet, vor einiger Zeit wieder erneuert ist. Wahl aber, ein mit dem Orient so speciell bekannter Mann, konnte sich nicht enthalten, in den Noten zum Text ein Mal über das andere Mohammed mit den ärgsten Schimpfwörtern anzufahren und jede Abweichung von der biblischen Tradition, jede der abendländischen Sitte fremde Einrichtung als

Verrath und Schändlichkeit zu bezeichnen. Unter den philosophischen Geschichtsforschern theilte Fr. v. Schlegel im Grunde dieselbe Ansicht. Sie stammt theils aus dem psychologischen Pragmatismus in der Geschichtschreibung des vorigen Jahrhunderts, der alle Thatsachen aus individuellen Lastern und Tugenden ableiten wollte und in die Aufspürung oder vielmehr nicht selten Erdichtung solcher psychologischen Motive seine Gründlichkeit setzte. Theils aber stammt sie aus einer befangenen Christlichkeit, welche einen polemischen Eifer zur Betrachtung der Geschichte mitbringt, der subjectiv recht ehrenwerth sein kann, objectiv aber die ruhige, rücksichtslose, genetische Auffassung stört. Bei Fr. v. Schlegel war in seinen letzten Lebensjahren eine solche Verstimmtheit eingetreten. Was würde er dazu gesagt haben, daß ein Oestreicher, ein Christ, Herr von Hammer-Purgstall, seine Uebersetzung der Divane Türkischer Dichter dem jetzigen Sultan gewidmet hat?

Gegen diese subjective Ansicht hat sich eine andere gestellt, welche eben so subjectiv ist, nur umgekehrt von günstigem Vorurtheil für Mohammed, wie jene von dem Verdacht des rohesten Egoismus ausgeht. Dem Princip nach kann man dieselbe also nicht höher stellen; sie betet in Mohammed das religiöse, legislatorische, militairische Genie an und will ihm deswegen das, was in seinem Leben als unleugbare Schlechtigkeit vorkommt, nicht so schwer anrechnen. Sie nöthigt zu der Anerkennung, daß ein Mann, der so wie der Stifter des Islam gestellt war, in vielen Fällen durch den Drang der Umstände zu Härten, zu Maaßlosigkeiten fortgerissen werden mußte. Oelsner hat, wenn ich nicht irre, durch seine bekannte Preisschrift über Mohammed

dieser apotheosirenden Auffassung seiner Genialität besonders Bahn gebrochen. Was für dieselbe von besonderem Gewicht sein muß, ist der Unterschied, der sich in den Suren oder Capiteln des Korân findet. Es zeigt sich nämlich, daß diejenigen, welche in früheren Jahren von dem Propheten zu Mekka verfaßt sind, ein ascetisches Ringen verrathen. Diejenigen aber, welche er später von Medinah erlassen hat, den Charakter tragen, die Gemüther für die Propaganda des schon gestifteten Glaubens zu entflammen. Die Oeffentlichkeit, in die er einmal eingetreten war, zwang ihn zu manchen Inconsequenzen und officiellen Schlechtigkeiten.

Welcher von diesen beiden aus demselben Princip entspringenden, sich entgegengesetzten Ansichten man beitreten möge, jener degradirenden oder dieser potenzirenden, so haben beide den Mangel an sich, den Islam mehr als den Einfall eines Einzelnen und somit als Zufall erscheinen zu lassen, obwohl die zweite auf dem Wege ist, der Objectivität im Handeln Mohammeds Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. In der That wird man sich immer in Verlegenheit befinden, wenn man bei der Individualität Mohammeds allein stehen bleibt und aus ihr heraus den Islam deduciren will. Zwar soll damit nicht das Umgekehrte gesagt sein, aus den objectiven Umständen eine Individualität, wie die seinige, deduciren zu wollen, denn die Respectirung der persönlichen Eigenthümlichkeit gehört eben, so zu sagen, zu den Souverainetätsrechten der Geschichtforschung, welche sie gegen speculative Willkür festzuhalten hat. Allein das begreift man leicht, daß kein Mensch für sich eine welthistorische Gestaltung, wie sie unzweifelhaft im Islam vorliegt,

hervorbringen könne, sondern daß ein so großes Ereigniß eine tiefere Begründung haben, daß es, populär gesprochen, ein Werk der Vorsehung sein müsse. Zwar soll auch hiermit nicht jener rohen Weise der historischen Betrachtung Vorschub geleistet sein, welche die Extension als solche schon sich imponiren läßt. Die große Breite, in welche der Islam sich gedehnt, die lange Dauer, in welcher er sich behauptet hat, sprechen noch weiter gar nicht für ihn. Das Gesetz der Metaphysik, daß Intension und Extension Correlate sind, daß der Umfang immer auch dem Inhalt entsprechen müsse, wird durch solche Facta, daß der Islam viel mehr Bekenner zählt, als das Christenthum, nicht umgestoßen, denn in der Geschichte kommt es auf das Werden an. Es gehört Zeit zur Entfaltung eines Princips. Und da sehen wir den Islam, wie man sich ausgedrückt hat, von dem äußersten Südwesten der alten Welt, von Senegambien, bis zum äußersten Nordosten, bis Tungusien, annoch eine undurchdringliche Barriere bilden. Aber auf diese scheint er auch beschränkt, während das Christenthum mit seiner universellen Elasticität durch alle Zonen, in allen Welttheilen, auf allen bedeutenderen Inselgruppen das Zeichen des Kreuzes bereits aufgepflanzt und die Conturen seiner einstigen zuletzt auch dem Quantum der Bekenner nach überall siegreichen Weltherrschaft vorgezeichnet hat.

Was nun aber die objective Begründung des Islam anbetrifft, so liegt sie hauptsächlich in der religiösen und politischen Zerrüttung, in welcher sich das westliche Asien im sechsten Jahrhundert befand. Das Christenthum war hier zwar am Saum des Mittelmeers entstanden, hatte aber seine Strömung nach Abend zu genommen. Die Romanischen,

Germanischen Völker wurden seine Träger. Nach dem Orient zu entäußerte es sich immer seiner häretischen Elemente, die in der Entwicklung der Byzantinischen Kirche die dogmatisch bedeutendsten waren. Wie fremd erscheint nicht unserm kirchlichen Bewußtsein schon die Syrische Kirche! Hieraus erklärt sich auch bekanntlich die Corruption, in welcher die christliche Tradition im Korân auftritt. Es ist wahrscheinlich gemacht worden, daß Mohammed niemals die Neutestamentischen, ja auch nicht die Alttestamentischen Schriften gelesen, sondern nur durch Klosterlegenden hindurch sich von ihnen unterrichtet habe. Insbesondere war aber der Zustand Arabiens das bunteste Durcheinander von Religionen. Die Naturreligion des Sabäismus, der Parsische Magismus in Hira, das Judenthum, wie bei der Dynastie der Himjariden, versprengte Trümmer christlicher Secten, religiöser Skepticismus, wie bei den Zendisten im Stamm Koreisch, aus welchem der Prophet geboren wurde, standen unversöhnt neben einander und mußten einem kräftigen Verstande sich als Probleme aufdringen. Daß Mohammed Kaufmann war, begünstigte ein solches Nachsinnen, weil er auf seinen Reisen und durch seine Handelsverbindungen zur unmittelbaren Kenntniß jener verschiedenen Ueberzeugungen gelangen mußte. Der allgemeine Charakter Asiens in der Geschichte ist die Unterwerfung des Individuums unter die Einheit einer absoluten Substanz, deren Begriff selbst von den verschiedenen Religionen verschieden bestimmt wird, in Hinterasien pantheistisch, in Vorderasien dualistisch, bei den Juden als selbstbewußte Personalität. Alle Asiatischen Religionen knüpfen ihre Stiftung an bestimmte Individuen an: bei den Chinesen der nicht mit Fo zu verwechselnde Fo-

hi, der erste Opferer; späterhin Kong-fu-dsü; bei den Hindus Brama und Wishnu in ihren Incarnationen; bei den Buddhisten Buddha-Gautama; bei den Parsen Hom und Zerduscht; bei den Hebräern Moseh. Alle haben ferner Religionsbücher: die Chinesen ihre Kings, die Hindus ihre Veda's, die Buddhisten ihre Katechismen, die Parsen das Zendavesta, die Hebräer den Pentateuch. Alle diese Momente treffen wir auch im Islam wieder an. Daß Gott nur Einer ist und daß der durch Mohammed geoffenbarte Korân die authentische Darlegung seines allmächtigen Willens enthält, ist in der That der vornehmste Inhalt des ganzen Korân, der in den mannigfachsten Wendungen variirt wird.

Wir sehen also den inneren Zusammenhang des Islam mit den früheren religiösen Bildungen des Orient; allein es ist auch zu bedenken, wie sich die eben bemerklich gemachten Elemente in ihm darstellen. Der Begriff Gottes ist in ihm der eines widerstandlosen, willkürlichen Herrschers; der Gehorsam — Islam heißt Gehorsam — gegen ihn ist blinde Unterwerfung; die ganze Religion ein starrer Fatalismus, der im Handeln als Fanatismus sich ausprägt. Der Prophet ist von allem Nimbus mythischer Glorie entkleidet, eine nackt historische Person; der Mangel einer solchen Dämmerung, ihn aus dem Kreise der gewöhnlichen Beziehungen zu rücken, hat unstreitig den Anlaß zu gewaltsamen, theilweise abgeschmackten Fictionen gegeben, welche als ein Surrogat jenes unbewußt entstandenen Wunderbaren, das die anderen Religionsstifter umgibt, angesehen werden müssen. Der Korân selbst endlich zeigt überall die Spuren eines tumultuarischen, rhapsodischen, absichtlichen Hervorbringens.

Während die Religionsbücher der anderen Völker sich erst allmälig gebildet haben, während der Pentateuch selbst nur von den unwissenschaftlichsten Theologen Meseh allein zugeschrieben und ihm die successive Genesis abgeleugnet wird, während das Christenthum sich auch darin als die freieste Religion bewährt, daß es viele Jahre hindurch ohne kanonische Bücher existirte, zeichnet der Islam sich dadurch aus, daß er mit einem fundamentalen Codex, mit dogmatischen Ordonnanzen auftrat. Allerdings wurden dieselben auch gesammelt; allerdings existiren auch von ihnen verschiedene Recensionen mit den größten Differenzen; dennoch bleibt das Factum einer Untrennbarkeit Mohammeds vom Korân stehen. Wir wollen aus der ersten besten Sure ein Beispiel dieser Manier entnehmen. In der dritten zu Medinah eingegebenen Sure, das Geschlecht Amran betitelt, lautet der Eingang: „Es ist nur Ein Gott! Und das ist er, der Selige, der Selbstständige. Der hat Dir den Korân zugeschickt, ein wahrhaftes Buch, welches die ehemaligen bereits vor Deinen Tagen bekannten Offenbarungen bekräftigt. Er ist es, der das Gesetzbuch Mosis und das Evangelium Jesu den Menschen zur Unterweisung gegeben hat. Jetzt aber sendet er durch Dich den Korân. Da Gott mächtig und ein Rächer ist, so werden diejenigen gewiß eine schwere Strafe erfahren, die seine Offenbarungen verleugnen. In der That, Gott ist nichts von Allem verborgen, was auf Erden und im Himmel ist: er ist es, der euch im Mutterleibe gebildet hat nach seinem Wohlgefallen. Nur er ist Gott, der Mächtige, der Weise! Und er ist es, der Dir das Buch hat überliefern lassen u. s. w."

Der Islam muß als das letzte welthistorische Product

angesehen werden, welches der Orient hervorgebracht hat, denn nach ihm erscheint überall eine Erschöpfung desselben. Wie Rom die zerbröckelnden Völker und Dividualitäten der antiken Welt sich zu einem Scheinleben incorporirte, so ist der Islam ein Rahmen, der die äußerlich absterbenden Nationen des Orients zu einer losen Einheit in sich versammelt. Er ist die höchste Abstraction, bis zu welcher derselbe sein Princip steigern konnte. Aber in vieler Hinsicht ist er auch die oberflächlichste, weil er von Hause aus das Wesen eines Eklekticismus an sich trägt, wie er abgelebten Individuen und Völkern zusagt. Stellt man ihn mit dem Jüdischen Monotheismus zusammen, so hat er wohl eine größere Bequemlichkeit des Daseins, eine größere Leichtigkeit des Verkehrs nach Außen, eine größere Fülle des sinnlichen Genusses möglich gemacht; an Tiefe aber, an religiöser Würde steht er demselben unbedenklich nach. Das todte Glauben an Allah und Mohammed, das formelle Beten zu bestimmten Stunden, das Allmosen geben, die körperlichen Reinigungen, und, wenn es möglich ist, eine Wanderung nach der Kaaba, — wie unendlich steht dies Alles gegen die Schwere des Gesetzes zurück, unter welcher der Jude mit scrupuloser Gewissenhaftigkeit sich beugen, hinter dem Ernst der Innerlichkeit, mit welcher er die, wenn auch noch äußerlich gefaßte Sünde in sich bekämpfen muß. Der Hauch der Heiligkeit, der uns aus den Schriften des alten Testamentes anwehet, ist im Korân der Gedrücktheit eines knechtisch-stolzen Wesens gewichen, das für die Entäußerung seines eigenen Willens keine andere, als eine grob materielle Entschädigung kennt. Ohne dieselbe würde der Islam schwerlich dem versunkenen Orient eine so convulsivische Energie ein-

geflößt haben, als er es wirklich gethan hat. Freilich hat die Theologie der Meslemim die Verheißungen des Korân bildlich auszudeuten und so in das Mystische hinüberzuziehen versucht, allein diese Exegese ist nur die Correctur, welche der bessere Geist seiner Bekenner nothgedrungen gemacht hat und hinter welcher Wendung die Nemesis nicht ausgeblieben ist, indem nun viele erotische Dichter die Schlüpfrigkeit ihres Egoismus damit vertheidigt haben, daß sie behaupteten, es läge dem scheinbar Anstößigen ein tiefer speculativer, theologischer Sinn zu Grunde. Hafis z. B. ist so verfahren. Da dies sinnliche Element die Kehrseite des abstract-theoretischen, des unbedingten Glaubens und sich Unterwerfens an Gott ausmacht, da das Türkische Paradies sprichwörtlich geworden ist, so wollen wir zur Veranschaulichung desselben nur eine seiner mannigfachen im Korân enthaltenen Schilderungen anführen. In einer zu Mekka geoffenbarten Sure, der Unvermeidliche, die sechs und fünfzigste, heißt es, nachdem von den Schrecken des unvermeidlichen Gerichtstages die Rede gewesen und alle Sterbliche in drei Haufen getheilt sind: „Die Leute der rechten Hand, wie glücklich werden sie sein! Und die Leute zur Linken, wie unglücklich werden sie sein! Und die, welche Andern in Uebung guter Werke vorgegangen sind, sie werden auch vorangehn in die wonnevollen Gärten. Viel werden sein der alten und wenig der neuen Zeit. Auf Kissen werden sie ruhn, die mit Gold durchwirkt und mit Edelsteinen ausgeziert sind, einander gegenübersitzend. Jünglinge in ewiger Jugendblüthe werden um sie herumgehn, mit Humpen und Kannen und Bechern voll des immer zufließenden Labetranks, nach welchem ihnen weder der Kopf weh thun,

noch der Verstand benebelt werden wird; und mit Früchten, die sie sich nach Gefallen aussuchen können, auch mit Fleisch von Vögeln, welches nach ihrem Geschmack ist. Rehäugige Huri's, den Perlen gleich, die noch in ihren Muscheln liegen, sollen die Vergeltung für die guten Werke sein, die sie gethan haben. Kein schlechtes Geschwätz werden sie hören und keinen Vorwurf von Sünden. Hören werden sie hingegen die süße Stimme, die ihnen Heil zuruft. — Die Leute der rechten Hand, wie glücklich werden sie sein! Wohnen werden sie bei Sidrabäumen, bei in schönster Ordnung gereiheten Talhabäumen, die einen weiten Schatten werfen, bei einem beständig fließenden Wasser, unter dem Genuß vieler Früchte, die sich nie verringern und die ungehindert genossen werden können. Auf erhöhete Ruheplätze gestreckte Lagergenossinnen haben wir fürwahr in besonderer Art geschaffen und sie zu stets unbefleckten Jungfrauen gemacht, mit immer gleich bleibenden Reizen in gleichem Alter vermählt zu sein den Männern zur rechten Hand. Aber die Leute der linken Hand, wie unselig werden sie sein, im brennenden Wind, in siedender Fluth, unter dem Schatten eines schwarzen Rauchs, der weder kühlt noch erquickt u. s. w."

Nach diesen Mittheilungen wird der Schluß einleuchten, daß die eigenthümliche Weltstellung des Islam darin besteht, für Culturstufen, welche dem Princip nach unter ihm stehen, allerdings eine Emancipation, für höhere aber eine schroffe Ausschließung zu sein. Was er dort der theoretischen Anschauung des Göttlichen an Sinnlichkeit nimmt, das gibt er im praktischen Genusse dreifach wieder, macht dadurch aber hier den schneidendsten Widerspruch gegen sich rege. Wir können uns nun erklären, weshalb er allmälig

sowohl den Afrikanischen Fetischismus, als die Religionssysteme des alten Asiens, selbst, neueren Nachrichten zufolge, den Brämanischen Hinduismus in sich auflöst; weshalb der Buddhismus, das caput mortuum des Brämismus, ihm mit seinen weiten Abstractionen gewissermaaßen vorarbeitet; weshalb der durch Griechische Elemente schon verunreinigte Magismus des Perserreichs ihm nicht zu widerstehen vermochte und mit seinen letzten Anhängern in die Alpen Nordindiens flüchtete; denn in allen diesen Bildungen ist ein Naturelement, durch dessen Negation der Mohammedanismus sich mit Recht höher stellt und den in ihnen befangenen Nationen eine Erlösung von ihm und seinem Aberglauben bringt, wie er denn auch ganz in Uebereinstimmung mit dem alten Testament Zauberei, die einen wesentlichen Bestandtheil aller heidnischen Culte ausmacht, streng verbietet. Aber wir können uns nun auch erklären, warum das Judenthum und Christenthum für den Islam eine Grenze sind, obwohl er sich den Schein gibt, als wenn er das Wesentliche dieser ihm vorangegangenen Religionen in sich aufgenommen habe. Adam, Noah, Abraham, Moseh, David und Christus gelten bekanntlich im Korän als Mohammed untergeordnete Propheten. Selbst die Apostel gelten als Heilige, nur Paulus ausgenommen, was sehr merkwürdig ist.

Man hat schon mehrfach den Mangel des Islam in den Worten ausgedrückt, daß es ihm an Perfectibilität fehle. Fragen wir nun, wie man sich das endliche Schicksal der Nationen zu denken habe, welche von ihm ergriffen sind, so bleibt keine andere Antwort übrig, als daß sie, wie die altasiatischen Völker Hinterasiens, in sich so lange in dumpfer Stagnation fortleben müssen, bis sie entweder aus sich her-

aus eine neue durchgreifende Lebensform erschaffen, oder, was freilich schwer halten wird, das christliche Princip sich aneignen.

In Hinsicht des ersteren Falles walten allerdings nicht minder große Bedenken. Wir wollen dem Weltgeist nicht die Kraft absprechen, auch außerhalb des Christenthums noch ganz ungeahnte Gestalten erzeugen zu können. Sehen wir aber, daß im Islam selbst so oft schon Ansätze gemacht sind, seine Starrheit zu überwinden, der individuellen Lebendigkeit Raum zu schaffen, das tödtliche Nivellement des formellen Glaubens und einer stumpfen Werkheiligkeit zu entfernen, daß aber alle diese ohne eigentliche Resultate verschwunden sind, oder als Secten eine verkümmerte Existenz fortsetzten, so kann man ihn nicht mit dem Christenthum vergleichen, welches in der Griechischen, Römischen und Protestantischen Kirche nicht blos für die nationale Differenz der Slaven, Romanen und Germanen äußerliche Unterschiede aufstellte, sondern zugleich einen inneren Fortschritt erwarb und mit Männern, wie Athanasius, Justinian, Gregor VII. und Innocenz IV., Luther und Calvin, Leibnitz und Kant, das Abschließen bestimmter unter sich zusammenhängender Bildungsepochen bezeichnet. Im Islam ist nur ein Neben- und Nacheinander ohne Continuität der Momente. Wie der Wind der Wüste den eingetretenen Fußtapfen sogleich spurlos verwehet, so beginnt im Islam bald hier bald dort eine neue Bildung, um, wie alle übrigen, an denselben Hindernissen zu scheitern und resultatlos zu verschwinden. Propheten treten auf; Mönchsorden werden gestiftet; der Korân wird bald nach der Tradition supernaturalistisch, bald nach subjectivem Verständniß ratio-

nalistisch ausgelegt; dicke Commentare werden mit Talmudistischem Scharfsinn geschrieben. Aber Alles bleibt beim Alten; das Ganze kommt nicht einen Zoll weiter. Seitdem der Gasnevide Mahmud das nordwestliche Indien eroberte, hat der Islam beständig das Interesse gehabt, sich mit dem ihm in so vielen Puncten heterogenen Hinduismus auszugleichen. Er behandelte ihn mit der größten Toleranz, allein dies hat nicht genügt. Der Kaiser Akbar, der 1605 starb, verfiel auf den Gedanken, den Islam mit dem Parsismus und Brâmaismus in Ein System zu verschmelzen. Man hat Akbar dem Kaiser Julian verglichen; allein sein Synkretismus lag auch schon in der Grundformation des Islam, der in seinen besonderen Elementen durchaus eklektisch ist. Für den Brâmismus war Akbar durch den Dichter Fecsi gewonnen. Akbar hielt alle Freitage einen theologischen Abendcirkel, in welchem so lange über Religionsmaterien disputirt wurde, bis zuletzt Niemand mehr wußte, woran er eigentlich war. Den Sonnendienst wollte er als symbolischen Cult für den Einen Gott beibehalten, eine Menge sittenrechtlicher Reformen machen und die Glaubensformel dahin abändern: Es ist nur Ein Gott, und Akbar sein erster Priester. Von der Kenntniß des Christenthums versprach er sich anfänglich viel und schrieb sogar, seiner Urkunden vollständig habhaft zu werden, an den König von Portugal, der damals im Morgenlande ziemlich in eben so großem Ansehen stand, als im Abendlande der Priesterkönig Johannes, an welchen noch Emanuel seinerseits von Portugal aus Aufträge richtete. Allein die Geschichte Christi sagte Akbar's philosophischem Deismus nicht zu; er verwarf das Christenthum seiner thaumatischen Elemente wegen. Un-

ter seinem Sohn Jehon, der sich mit dem Ausbau von Delhi beschäftigte, während sein Vater Agra zur prächtigsten Stadt erhoben hatte, verfielen alle diese Reformen. Eine andere Synthese des Islam und Brämismus ward schon vor Akbar von Nanak Guru aus dem Volk heraus versucht. Aus ihr sind die Seikhs hervorgegangen, die jetzt unter dem Maha Radscha Rendschid Singh im Pendschab eine so große Rolle spielen. Aber schon daß diese Verbrüderung erst seit etwas länger als einem Menschenalter in die Geschichte mit einiger Bedeutung eingetreten ist, während ihr Stifter ihr so lange vorausging, begründet kein günstiges Vorurtheil für ihre Entwicklung, wäre nicht die Neutralisation jener Elemente an sich unmöglich und die Basis der einstweiligen Annäherung nur der materielle Egoismus, denn die Seikhs und die Maratten sind eben so continentale Raubstaaten, wie die Barbaresken maritime.

Wenn Mohammedanische Staaten sich selbst überlassen bleiben, so gerathen sie auf die Länge immer in Verfall, weil der Islam für die Entfaltung eigenthümlicher Lebendigkeit zu wenig Raum gestattet. Christliche Staaten haben dagegen das Charakteristische, daß sie progressiv aus jeder Epoche der Zerrüttung zu neuer Energie sich zusammennehmen. Nun könnte gegen diese Behauptung der Glanz der Khalifate, der Ruhm der Künste und Wissenschaften bei den Arabern angeführt werden. Um nicht zu weitläufig zu werden, wollen wir nur einige Hauptpuncte hierbei hervorheben.

Wie die allgemeine Weltstellung des Islam die ist, zwischen den Naturreligionen und der selbstbewußten Geistigkeit des Christenthums eine bewegungslose, nur in fana-

tischen Ausbrüchen momentan aufgährende Mitte auszumachen, so ist er auch in politischer Beziehung eine solche schlechte Mitte. Der Willkür des Despoten steht die Willkür des akephalen Pöbels gegenüber. Empörung ist die perennirende Form der Geschichte des Islam. Es existirt in ihm weder eine rein hierarchische, noch eine rein feudale oder demokratische Staatsform; am wenigsten, was den Europäischen Occident auszeichnet, ein fruchtbarer Gegensatz von Kirche und Staat. Vielmehr ist im Khalifat jedesmal die höchste kirchliche und politische Würde unmittelbar und erblich vereinigt. Ursprünglich hatte dies noch einen Sinn. Als aber nicht mehr nur Ein Khalifat bestand, als mit der Vervielfältigung desselben die Eroberung der Gewalt der Waffen das Heft der Entscheidung in die Hand gab, trat eine zwiefache Nothwendigkeit ein: erstlich mußte eine geschickte Administration für die eroberten Länder geschaffen werden; zweitens mußten stehende Heere, zunächst als Leibgarde des Khalifen, den Eroberern selbst beständigen Nachdruck geben.

In jener Beziehung haben die Mohammedaner viel geleistet; in der Municipalverwaltung, im Steuersystem, in der Polizei haben sie eine Menge kluger Einrichtungen ausgefunden, welche auch christlicher Seits in Spanien, im südlichen Frankreich, in Italien oft adoptirt sind. Es hing dies bei den Moslemim im Mittelalter mit dem blühenden Zustand ihrer Seiden-, ihrer Goldstoff- und Sammtfabriken, ihrer Metallarbeiten und schönen Steinschleifereien zusammen. — In der zweiten Beziehung aber hat sich die Geschichte aller Khalifate in einen Militärdespotismus aufgelöst, in welchem, wie immer in solchen Fällen, das ste-

hende Heer die Macht an sich riß und den Khalifen von sich abhängig machte. Die Geschichte des Aegyptischen und Türkischen Sultanats zeigt uns einen von der Willkür der Mameluken und Janitscharen stets in Schach gehaltenen Thron und die Begünstigung des Fremdländischen hat bei Mehemet Ali wie bei Mahmud keinen andern Zweck, als sie gegen solche Willkür nach Innen zu selbstständig zu machen. An ein eigentliches politisches Leben ist unter solchen Umständen gar nicht zu denken. Der Genuß der bürgerlichen Ruhe und Bequemlichkeit, der Harem, der Spazierritt, die Pfeife, das Schachspiel, das Opium u. s. w., das sind die Freuden des Muselmanns. Die Freiheit als solche sich zum Zweck zu machen, kommt ihm nicht bei. Er hat keinen Begriff davon, daß die Verfassung eines Staates darin besteht, für die Herrschaft des Gesetzes Garantie zu geben. Die Geschichte aller Mohammedanischen Staaten hat daher eine widrige Monotonie an sich, weil man gar keine eigentliche Entwicklung darin verfolgen kann, sondern immer nur von Neuem das Schauspiel von nichtswürdigen Verschwörungen, Empörungen und blutigen Thronstreitigkeiten vor sich hat, bei welchen nur die Figuren wechseln, der Inhalt aber der nämliche bleibt.

Kunst und Wissenschaft haben sich daher nicht aus sich selbst im Islam entfaltet, sondern sind theils nur eine Unterhaltung des Luxus, theils, in ihren größten Phänomenen, imperatorische Improvisationen gewesen. Das Letztere gilt vorzüglich von den imponirenden Bauwerken in Spanien, in der Levante und in Indien. Um nicht in ein ermüdendes Detail zu gerathen, will ich nur bemerken, daß die Impulse zur Kunst bei den Mohammedanischen Völkern be-

ständig aus ihrer Individualität oder von Außen her entsprangen, dem Korân selbst aber eine ästhetische wie scientifische Indifferenz am congruentesten ist. Ich will nur ein paar Thatsachen anführen. Vor dem Auftreten Mohammeds hatten die Araber eine theils lyrische, theils epische Volkspoesie, worin Liebe, Krieg und Gastfreundschaft das begeisternde Thema waren. Die Messe von Okkadh war der Punct, welcher die Sänger concentrirte und wo die besten Gedichte durch Preise geehrt wurden. Mohammed selbst war kein Dichter. Man hat vom Korân öfter die falsche Vorstellung, als sei er in Versen geschrieben. Dies ist nicht der Fall. Er ist ein Werk der rhetorischen Prosa; nur die Endzeilen der Suren sind Verse. Mohammed war kein Dichter und hatte selbst das Bewußtsein darüber, indem er gelegentlich aussprach, er brauche es auch nicht zu sein. Ein mit der orientalischen Literatur gründlich vertrauter Gelehrter, der sich für seinen Zweck längere Zeit in Kairo aufgehalten hat, der Dr. Weil, der treueste Uebersetzer von Schamaschari's goldenem Halsband und von Tausend und Einer Nacht, hat in einer besondern Monographie gezeigt, wie mit dem Korân die Arabische Poesie in theologischer Dialektik, in enkomiastischer Hofdichtkunst und in Schulgelehrsamkeit verkümmerte. Er stellt die Sänger der Moallakât wenigstens eben so hoch, als Herr von Hammer den Motanebbi. Auch Tausend und Eine Nacht wird oft für eine Emanation des Islam gehalten. Allein es ist nun zur Genüge eingesehen, daß im Grunde der ganze Orient Einschlagsfäden zum Auswirken dieser bunten Arabesken geliefert hat. Die in Europa am bekanntesten gewordene Redaction ist allerdings eine Arabische, muthmaßlich unter der prachtlieben-

den Dynastie der Mamluken in Aegypten in der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts verfaßte. A. W. v. Schlegel gab sogar als Fingerzeig für die Sonderung der ursprünglichen Elemente darin an, daß alle Erzählungen, in welchen Feen, Thierverwandlungen u. s. f. vorkämen, aus Indien stammten; solche, in denen leidenschaftlich zärtliche Prinzen die Hauptrolle spielten, Persisch, solche endlich, worin ein Vater den Sohn an eine Sclavin verheirathet, Arabisch wären, da natürlich eine solche Verbindung für die aristokratische Haltung der Indischen Kasten undenkbar sei. Der Korân verbietet ausdrücklich das Erzählen von Mährchen als ein loses Geschwätz und da er auch die Sculptur und Malerei auf die Bildung todter Gegenstände beschränkt, so kann man wohl mit Recht sagen, daß Alles, was sich von pantheistischem Tiefsinn in der Poesie der Persischen Secte der Ssufi's, von phantastischen Combinationen in den Mährchen, von Miniaturgemälden in den Handschriften, von Thierbildungen in der Sculptur, wie im Löwenhof der Alhambra zu Granada, vorfindet, eben so eingeschmuggelt ist, als die Heiterkeit der Persischen Weinschenken, für deren erquickende Würze der strenge Anhänger des Islam nur den leib- und seelverderblichen Genuß des Opiums besitzt.

Von der Wissenschaft wäre dasselbe zu sagen. Selbst in der Mathematik zeigen nähere Untersuchungen unserer Tage, daß die Originalität der Araber darin nicht so groß ist, als man gemeint hat. Der philosophische Eifer, mit welchem die Saracenen des Mittelalters bei den Griechen in die Schule gingen, ist längst verflogen und für die gründliche Beschreibung anderer Wissenschaften, deren Bedürfniß

man in neuerer Zeit gefühlt hat, der Koran eine fast unübersteigliche Grenze. Ich führe aus Taylors Geschichte des Mohammedanismus ein interessantes Document darüber an. Mehemed Ali ließ in Paris den Sheich Refaa studiren, um nach seiner Rückkehr in Aegypten die Europäischen Wissenschaften zu lehren. Refaa beschrieb seine Reise, umging aber in derselben Alles, was ihn in den Verdacht der Ketzerei bringen könnte, mit einer Geschicklichkeit, um welche ihn, wie Taylor meint, Galilei beneidet haben würde. Refaa's eigene Worte sind: „Die Franzosen zeichnen sich am meisten in den praktischen Wissenschaften aus, sind aber auch mit den speculativen wohl vertraut. Doch haben sie gewisse philosophische Grundsätze, welche von denen aller übrigen Nationen abweichen, wissen sie jedoch mit solchen Gründen zu unterstützen, daß sie einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit gewinnen. In der Astronomie z. B. sind sie sehr bewandert und haben ihren Instrumenten eine Vollkommenheit gegeben, welche sie die Alten bei weitem übertreffen läßt. Hiermit verbinden sie jedoch gewisse den heiligen Büchern widerstreitende Meinungen, wie z. B. daß sich die Erde um ihre Axe drehe u. s. w. und führen dafür schwer zu beseitigende Gründe an. Ich könnte noch viele dergleichen Sonderbarkeiten anführen und mache meine Leser vielleicht später damit bekannt. Jetzt nur so viel, daß ihre wissenschaftlichen Werke voll davon sind und der Muselmann, der Französische Bücher lesen will, muß erst in Lehren des heiligen Korän ganz fest werden, sonst läuft er Gefahr, seinen Glauben einzubüßen." Mit der größten Vorsicht fährt der Scheich nach Mittheilung richtigerer Ansichten fort: „ein gelehrter Europäer habe behauptet, die Bewegung der Erde

um sich selbst und ihre runde Form widerstreite der heiligen Schrift keineswegs, weil diese lediglich die moralische Bildung des Menschen bezwecke, und ihre Ausdrücke nicht nach wissenschaftlichen Bestimmungen, sondern nach den äußeren Erscheinungen wähle. Wenn es z. B. heiße, Gott habe die Sonne stehen lassen, so bedeute dies nichts anders, als, er habe das Verschwinden ihres Lichtes nur einige Zeit verschoben und deshalb die Erde in ihrer Bewegung wirklich aufgehoben. Das heilige Buch sage, die Sonne stehe still, weil es dem Auge so vorkäme, als wenn sich die Sonne bewege."

Fassen wir Alles zusammen, was uns bisher beschäftigt hat, so werden wir wohl geneigt sein, dem Urtheil eines feinen Beobachters unserer Tagesgeschichte beizustimmen, daß man in allen neuernden Reformen des Türkischen wie des Aegyptischen Sultans, welche im Orient unter dem Ausdruck Nizzam-Dschedid zusammengefaßt werden, nur von der Noth des Augenblicks aufgedrungene politische Maaßregeln, keineswegs eine Tendenz des Islam zu wahrhafter Civilisation, ein Streben über sich selbst hinauszudringen, zu sehen habe. Der Islam ist zu stolz, zu selbstgenügsam, zu denkfaul, als daß er mit der Humanität und deren progressivem Princip selbstbewußter Freiheit sich ernstlich vereinigen könnte. Das große Interesse, welches die Eroberung Algiers bei allen christlichen Nationen gefunden hat, ist unstreitig durch den Gedanken vorzüglich mitbedingt, daß damit der Anfang gemacht sei, die seit der Gründung der Khalifate in Nordafrika vorherrschende Dumpfheit des Islam zu vernichten. Was der heilige Ludwig, was Karl V. ohne dauernden Erfolg versuchten, was auch jetzt noch zweifelhaft

blieb, scheint nun, seit die dreifarbige Fahne von Konstantinehs grauen Kalkfelsen wehet, zur Wirklichkeit gelangt zu sein. Die Europäische Cultur hat seit dem Untergang des Römerreichs zum zweitenmal in Nordafrika einen festen Ausgangspunct genommen. Selbst die Lage Algiers als eines der mittleren Barbareskenstaaten zwischen den größeren Reichen von Marokko und Aegypten scheint in dieser Beziehung von Wichtigkeit und es ließen sich daraus für die Veränderung der Stellung, welche die Freiheit und ihre Cultur dem Fatalismus und der Starrheit des Islam in den nächsten Decennien abzwingen wird, bedeutende Folgerungen machen, würden nicht die schönsten Perspectiven dieser Art durch das mercantilische und politische Interesse der Engländer, den Primat im Handel und zur See zu behaupten, so oft und so schnell zu ephemeren Illusionen verwandelt. Allein von einem höheren Standpunct aus sind auch solche Retardationen der Humanität nur ephemer und die göttliche Nothwendigkeit der Freiheit bricht endlich siegreich durch alle Nebel des Egoismus. Vor den milden Strahlen dieser ewig leuchtenden Sonne der Menschheit wird auch die Trübheit des Islam einst verschwinden müssen!

IV.

Der alte Zigeuner.

Eine Skizze.

Wer einen schönen stattlichen Mann sehen will, der richte sein Auge auf unsern Oberhofprediger; der nette Fuß, die pralle Wade im Seidenstrumpf, der Brutuskopf mit den tausend krausen Locken, die feinen Lippen, der Anstand und die Würde seiner Haltung, alles verräth Dir den gebildeten Weltmann, der mit sinnigem Verstande in die dumpfe Geistlichkeit etwas von moderner Eleganz hineinzutragen wußte.

Ich liebte diesen Mann; er war einer von den Geistlichen, der weltlich genug war, um auch etwas geistig zu sein. Seine unschuldige Passion waren die Weiber; er verhehlte seine Vorliebe für sie nicht, sondern sprach natürlich und offen von natürlichen Dingen.

Ich muß vorbemerken, daß die Aufmerksamkeit, die unser Freund dem schönen Geschlecht widmete, rein platonisch war, daß durchaus nichts Körperliches mit unterlief, und er sich hierin gerade von einigen pietistischen Amtsbrüdern unterschied, die in ihrem dunklen Herzen gewaltige Triebe verschlossen, die sich immer abmühten, die geheime Gluth zu dämpfen, und sich nicht der geringsten Versuchung aussetzten,

weil sie fühlten und fürchteten, ihr schwaches Fleisch werde unterliegen.

Mein Freund hingegen erzählte arglos, wie eine seiner christlichen Freundinnen eine besondere Vorliebe für seinen Brutuskopf empfände, wie sie es sich zur Sorge und Aufgabe ihres Lebens gemacht habe, diesen in schönster Fülle zu erhalten; er gestand frei, wie er oft der christlichen Freundin zu Füßen auf einer Fußbank sitze, sie sein Lockenhaupt zwischen ihren Händen halte und mit ihren Lilienfingern ein Löckchen nach dem andern wickele, brenne und aufs anmuthigste aufputze.

Freilich machten die Pietisten einen gewaltigen Lärm über dergleichen Dinge; sie konnten nur nach der heißen Sinnengluth ihrer Brust den Hofprediger beurtheilen und verdammten ihn ohne Weiteres, riefen Strafen und Flüche über sein Haupt herab, und hielten die Religion selbst für gefährdet.

Er hatte eine Frau und sieben erwachsene, ziemlich korpulente Töchter, also mußte jeder Verdacht schweigen. Die Wickelgeschichte geschah bei offenen Thüren, so daß alle Domestiken des Hauses als unpartheiische Zeugen seiner Tugend aufgerufen werden konnten.

An einem kalten November-Abend war ich bei ihm. Wir hatten eine Flasche Wein geleert; durch den Geist des Getränkes war unsere gegenseitige Mittheilung auch wärmer und geistvoller geworden; die hohe Astral-Lampe gab ein schönes Licht, der Kamin eine behagliche Temperatur, und der Gegenstand unseres Gesprächs uns ein wahres Vergnügen.

Die bleiche magere Frau des Predigers von ihren sieben hoffnungsvollen Töchtern gefolgt, stürzten zwischen unsere Unterhaltung und zerrissen den Faden derselben.

„Jesus Christus!“ — rief Pauker, wie ich ihn nennen will — „Weib, was geschieht, was soll geschehen?“

„Strafe von Gott!“ — seufzte die Frau; „Vater, was wir erleben!“ — zwitscherten die holdseligen fetten Mädchen durcheinander — „o, es ist schändlich, kaum zu sagen, schändlich!“

„Redet, redet, was ist's?“ donnerte der Hofprediger.

„Denke Dir, Vater“ — nahm die Frau das Wort — eine Herde braunschwarzer Heiden hat sich eingefunden und unter den Säulen der Vorhalle unserer heiligen Kirche ihr Sündenlager aufgeschlagen! Sei Gott uns gnädig, das bedeutet das nahe jüngste Gericht!“

Der Gottesmann gerieth außer sich vor Zorn, er maß mit großen Schritten die Stube, fuhr mit seiner runden blüthen-weißen Hand in die dunklen Locken und betrachtete sich im großen Spiegel, wie er sich in den Affecten der Wuth und des Zornes ausnehmen möchte.

Der Küster, der heftig eintrat, störte ihn in seiner prüfenden Selbstanschauung; der zweite Prediger folgte auf dem Fuße, stellte sich dem Hofprediger mit trotziger Gebehrde entgegen und rief mit Donnerstimme: „Da haben wir die Frucht unserer modernen Moral-Principien; das ist Gottes Hand die uns züchtigt, er sendet das Volk der Wüste gleich Heuschrecken zu uns, um die Säulen unsers Tempels zu schänden und zu benagen!“

Mein Freund maß mit großen Schritten die Stube;

er trat zum Kamin, fachte die Lohe stärker an und starrte schweigend in die Flamme.

Der Diakonus folgte ihm mit wüthenden Blicken und die Helle des Feuers und der Lampe brachte eine seltsame Beleuchtung auf seinem Gesicht hervor, das von Leidenschaft roth gefärbt, mit stark angelaufenen Adern an der Stirn die Bewegung und den Kampf seines Gemüths deutlich verrieth.

Als Alles schwieg und selbst die dicken Töchter des Oberhofpredigers, die, obgleich sie mit ihrer Zahl und ihrem körperlichen Dasein fast den ganzen Raum des Zimmers füllten, nur ganz leise, wie Grillen am Mittag, zu zirpen wagten, hob der Diakonus seine Arme hoch empor und rief mit seiner gewaltigen Stimme: „Ich sehe, es geschehen, wie zu Christi Tagen, täglich mehr Gräuel im Lande; Taubenhändler und Viehverkäufer siedeln sich an der geheiligten Stätte an; ja, nur noch einen Schritt, nur noch einen Fußbreit weiter: so siegt Heiden- und Judengeist ganz, und unsere heiligen Tempelsäulen brechen und begraben das kleine Häuflein ächter Jünger unter ihren Trümmern. Aber“ — fuhr er mit erhöh'ter Stimme und geballten Fäusten fort, wobei alle sieben Mädchen sammt der Mutter mit den Augenlidern zuckten; — „so wahr ich Wolfzahn heiße, ich will Deine Säulen stützen, ich will Deinen Altar vom Gezüchte rein fegen, ich will das Vernunftlämpchen der Weibergötzen auslöschen und die Wahrhaftigkeit des Glaubens vertreten!“

Mit verhaltenem Zorn im Herzen, doch im Gesicht ein schwaches Lächeln, trat der Hofprediger zu ihm und sagte scharf: „Herr Bruder, wozu sich so sehr ereifern und mit Händen und Worten um sich schlagen! Das kann zu nichts dienen.“

Der Diakonus war zu sehr erhitzt, um sich durch diese leise Weisung in seinem Texte stören zu lassen. Den festen Blick auf meinen Freund gerichtet, versetzte er: „Ich werde die Wahrheit vor aller Welt vertreten, keine menschliche Gewalt soll mich hindern so zu reden, wie ich denke und fühle! Unser ist die Schuld aller Gräuel unserer Zeit; wir haben es selbst vorbereitet; wir sind vom reinen Glauben abgewichen und haben hübsche poetische Bilderchen aus der kernigen, heiligen Schrift gewählt! Wir haben unsere Reden mit Blümchen bestreuet, um Lieblinge der Weiber zu werden und ihren Grillen und Launen nachzugeben! Anstatt von der Sonne der Wahrheit, wollen wir uns vom Lichte unseres Dünkels führen lassen! Anstatt des ewigen großen Gottes, haben wir einen Götzen ausgebildet, dem wir Weihrauch streuen! Daher die Strafen, daher der Unglaube der Zeit! Daher die Entweihung alles Heiligen, wie eben jetzt geschieht!"

„Still, stille!" — rief der Hofprediger mit Majestät und Würde — „hier in meinem Hause ist ein neuer Bußprediger nicht am rechten Orte; überhaupt aber ist kein Mensch, sondern allein Gott unser Richter, denn er ist es selbst, der im großen Weltleben neue Ideen, neue Grundsätze und Lebensansichten entwickelt; durch Fortschritt aller Künste und Wissenschaften reift der Menschengeist immer mehr seiner Vollendung entgegen und kein Fluch, kein Bannspruch kann ihn in den engen Schranken verjährter Vorurtheile einschließen. So scheint die Zeit sich auch zu nähern, wo wir mit aufgeklärtem Verstand über alle abergläubische Albernheiten lächeln werden!"

„Jetzt helfe mir Gott" — brüllte Wolfzahn mit schäumendem Munde — „Bibelwahrheiten nennt man verjährte

Vorurtheile! Schlägt nicht der Donner in das Haus und zermalmt den Wurm, der diese Lästerung gegen den Höchsten auszusprechen wagt!?"

Der Hofprediger biß sich auf die Lippen; seine sieben Töchter standen wie bleiche Marmorbilder längs der Wand, und blickten mit weinerlicher Gebehrde auf den Vater; die Frau zitterte am ganzen Leibe, und rang die Hände, wobei sie Wolfzahn mit flehenden Mienen anschaute.

Diese unheilschwangere Stimmung ward durch die Ankunft eines Boten unterbrochen, der den Diakonus aufsuchte und ihm die Meldung machte, daß sein schöner Lieblingskater Muzius von den gräulichen Heiden eingefangen, abgeschlachtet sei und jetzt am Feuer brate, um von ihnen verspeist zu werden.

Eine unaussprechliche Wuth drückte sich im ganzen Wesen des Diakonus aus; er ballte die Fäuste und stemmte sie trotzig in die Seiten, seine Stirn faltete sich in kleine Fältchen und seine Augen loderten wie Kometen in der Winternacht; er schien keines Wortes mächtig zu sein, denn der Anfang mehrerer Reden löste sich in ein unverständliches Gemurmel auf.

Zuletzt machte ein Fluch auf das sündliche Haupt der Heiden und ein Seufzer über den schmählichen Tod seines Katers seinem gepreßten Herzen Luft; er trat drei große Schritte zum Kamin, starrte in das Feuer und zerdrückte eine Thräne der Wehmuth, die sichtbar ward, in seinen Augen.

Der Oberhofprediger hatte sich jetzt gesammelt; er sagte mit sonorer Stimme: „Herr Bruder, unser Eifer führte uns ganz vom Gegenstande ab; wir müssen zu einem Entschluß schreiten, um die Kirche von dem Gesindel zu reinigen;

wäre es nicht zu spät, so würde ich aufs Schloß gehen, um den Befehl auszuwirken, daß das Regiment rother Husaren aus dem nahen Städtchen herbeordert würde; allein das kann jetzt vor Morgen nicht ins Werk gerichtet werden, und darüber bleibt das Volk die Nacht ruhig unter dem Verdache unsers Gotteshauses."

„Wir sind selbst genug, Herr Konfrater," — entgegnete der Diakonus wieder scharf und trotzig. — „Freilich, soll uns jetzt das Vernunftflämmchen erleuchten und schützen, so möchten wir erbangen und verzagen; aber hier beweist sich die Macht und Herrlichkeit unsers Gottes; seine Blitze sind unsere Diener, seine Donner unser Schild; unsre Worte werden Pfeile, die das Herz der Verbrecher durchbohren; ja, im Namen dessen der unser Herr und Vater ist, werden wir das ganze Höllenheer bändigen und verjagen."

Der Hofprediger mußte, so unlieb ihm die Geschichte war, am kalten stürmischen Herbstabend sich zur Begleitung entschließen. Er gab seiner Frau einen Wink, worauf die Sorgsame erst ein Paar dicke Wollstrümpfe herbeibrachte, welche das Eine der dicken Mädchen dem Vater über die Beine, und dieser darüber seine großen Jagdstiefeln zog, um sich auf jede Weise vor dem schädlichen Einfluß der Nässe zu schützen. Nachdem er auch einen tüchtigen Pelzmantel umgelegt und eine Pelzmütze mit Ohrklappen aufgesetzt hatte, trat er in Begleitung der beiden Männer, des Küsters und des Diakonus, den Weg nach der Kirche an. Die Mutter sammt ihren Töchtern vermochten ihre Angst nicht zu bewältigen, sie zitterten und blickten sich stumm mit großen Thränen in den Augen an, und die Jüngste, welche zuweilen an schwachen Nerven litt, wurde sogar ohnmächtig und mußte

von den Schwestern, die selbst vor Angst um das Wohl des Vaters einer Ohnmacht nahe waren, zu Bette gebracht werden.

Es war in der That auch eine der stürmischsten, unfreundlichsten Herbstnächte im nördlichen Deutschland; der Himmel, schwarz wie ein Bahrtuch, legte eine gleiche Finsterniß über die Erde. Im kalten Nordost-Winde rieselte ein feiner, dichter Regen nieder, und durch die Kastanienbäume, welche die Allee bis zur Kirche bildeten, saus'te der Sturm unheimlich und wild, stöberte die alten Blätter herab und warf die stachlichten Früchte klatschend zur Erde.

Wolfzahn in Eifer über den Mord seines Katers und die Entweihung der Kirche, schritt immer eine Strecke voran, und vermochte seine Ungeduld nicht zu zügeln. Mit verbiss'nem Grimm kehrte er von Zeit zu Zeit mehre Schritte zurück, um bei seinem geistlichen Vorgesetzten zu bleiben, der langsam mit Ruhe und Anstand fortschritt und dem Küster, dem seine Frau noch eine große Laterne mitgegeben hatte, befahl, hier und dort zu den Füßen des geistlichen Herrn zu leuchten, damit nicht irgend ein Stein oder eine schlüpfrige Stelle ihn zum Falle brächte.

Der alte Mann that mit gewohntem Amtseifer seine Pflicht; sein Rückgrad, das von achtzig Jahren krumm gebogen war, beugte sich noch tiefer, um Gefahr und Mißgeschick zu meiden; seine dürre, fast nur noch mit Haut bekleidete Hand zitterte am blanken Messingringe der Laterne, und die Kniee schlotterten ihm vor Frost. Kein Wunder auch; sein schwarzer Leibrock bestand aus dünnem, abgetragenem Tuche, aus Ehrfurcht vor dem Vorgesetzten trug er seine steife Lederkappe in der linken Hand, so daß der Regen auf

sein ehrwürdiges Haupt fiel, und der Sturm ihm das triefende Silberhaar um die Wange peitschte.

Sie näherten sich der Kirche und erkannten schon von Weitem eine dunkle, verworrene Masse, die unter den Säulen lagerte, und im dumpfen Geräusch sich bewegte.

Als sie nun dichter hinzutraten, fanden sie auf den Steinplatten der Vorhalle ein Feuer angezündet, das aber nur unsicher und schwach empor flackerte, da das Säulendach nicht so weit vorsprang, es gegen Wind und Nässe zu schützen.

Die Nacht lag kalt und todt über der Flur; die Bäume sausten im Sturm und der Regen klatschte von der Kirchenkuppel in stürzenden Güssen nieder. Im Hintergrunde und um das Feuer lagerten die Zigeuner in wilden grausigen Gruppen durch einander. Der Regen schlug von Zeit zu Zeit dermaßen auf das Feuer, daß tiefes Dunkel die Scene einhüllte und die Gluth zu verlöschen schien. Dann fachte ein frischer Luftzug die Flamme wieder an und warf ein zitterndes Zwielicht auf die bunte Gruppe. Hier lag ein halbbekleidetes Weib, mit Gesicht und Füßen zum Feuer gekehrt, den Säugling an der Brust; mit der einen Hand hielt sie das Kind, mit der andern einen Knochenrest, den sie begierig abnagte. Eine andere weibliche Figur streckte sich neben dieser, halb schon vom Schlafe betäubt; sie hatte das Haupt mit dem wild verworrenen Haar an eine der Tempelstufen gelehnt, und schien es nicht zu empfinden, wie der Regen ihren Kopf benäßte.

Ein paar Buben kauerten dicht daneben, und verzehrten, mit listigem Blick in den dunkeln Augen, einige Frösche,

die ihnen Zufall und Glück in die Hand und jetzt in den leeren Magen führte. Männer und Weiber und Kinder lagen bunt durcheinander, und schienen noch am Reste des Mahls zu nagen, oder im Halbschlafe sich zu wiegen. Ein Greis von sehr hohem Alter schritt allein aufrecht unter den Säulen auf und nieder.

Beide Prediger sammt dem alten Küster hielten einige Augenblicke an, um das Bild zu übersehen, und suchten sich zu einer passenden Strafrede zu sammeln. Wolfzahn indeß, der überhaupt von heftigem, jähzornigen Gemüthe war, erblickte nicht so bald die Knochenreste seines Katers im Munde der Zigeuner, als Mitleid sein Herz beregte, und er mit frischer starker Stimme rief: „He, Gesindel, Volk des Teufels, und Erbe ewiger Verdammniß! wollt Ihr Euch packen und das Haus unsers Herrn und Gottes nicht länger verunreinigen und entweihen!“

Die halbentschlafenen Zigeuner erwachten; alle Köpfe richteten sich auf Wolfzahn, und ihre klaren Augen sahen ihn kalt und ruhig an.

Der Greis allein, auf dessen Stirne hundert Lenze mit Hieroglyphen-Schrift Erfahrung und Weisheit geschrieben hatten, trat einen Schritt dem Prediger entgegen und fragte mit heiserer aber kräftiger Stimme: „Warum verlangst Du das, Mann?“

„Warum?“ — rief Wolfzahn erbittert — „Warum ich das verlange, fragt ihr noch? Gesindel! weil dies der Tempel unsers Gottes ist; weil ihr ein sündiges, verfluchtes Volk seid, das mit seiner Gegenwart unser Heiligstes entheiligt!“

„Mann," — antwortete der Alte ruhig — „wir haben kein Steinhaus und kein Obdach, kein Bett und keine Decke, keine Kleidung und keinen Ofen; es ist eine kalte rauhe Nacht, der Regen gießt aus den Wolken — laß uns gerne hier rasten, Dein Gott gebraucht diese Nacht seinen Tempel nicht und wird uns freundlich unter dem Vordache Schutz vor Sturm und Wasser gewähren."

„Gotteslästerer!" — schrieen beide Prediger wie aus einem Munde — „packt euch sogleich von hinnen oder man wird euch mit Ruthen fortpeitschen!"

Kein lauter Athem ward im ganzen Kreis der Zigeuner vernommen, alle Augen blitzten nur in einer unheimlichen Gluth, der Alte blieb starr und fest wie vorhin und rief laut die Frage: „Seid ihr Christen?"

Die einfache Frage setzte Wolfzahn in die höchste Wuth, er bebte vor Zorn und vermochte sich kaum von Thätlichkeit zurück zu halten; endlich rief er donnernd: „Im Namen unserer weisen und gerechten Landesbehörde befehlen wir euch, diesen Ort zu verlassen, eure Lumpen in den Wald zu tragen und nicht mit euren Teufels- und Thiermörderhänden diesen Tempel zu besudeln!"

„Packt Euch fort" — rief der Oberhofprediger dazwischen — „wir werden sonst Gewalt mit Gewalt vertreiben müssen."

Der alte Zigeuner regte sich nicht, er stand über den Häuptern seines Haufens an der Säule gelehnt, und schien den Augenblick abzuwarten, wo beide Gottesmänner schwiegen; als jetzt eine Pause erfolgte, wiederholte er seine vorige Frage.

Als er schwieg, erhoben alle Zigeuner im ganzen Kreise die Stimme und riefen die Frage nach: „Seid ihr Christen?“ Die Kinder, die auf den feuchten Stufen oder im Schooß und an den Brüsten der Mütter schliefen, erschraken vor dem lauten Schrei; ihr Lallen und Wimmern hallte schaurig nach.

Den Oberhofprediger schien diese Frage in mildere Stimmung zu versetzen, er trat einen Schritt näher und sagte mit gemäßigtem Ton: „Aber, guten Leute, die Pflicht unserer Religion, die Würde unseres Standes und die Heiligkeit des Ortes erlaubt es nicht, Euch hier zu dulden; deshalb seht die Sache von der rechten Seite an, es ist weder Willkühr noch Härte, sondern das Ansehn unserer Kirche gebietet uns sie zu schützen.“

„Gut, frommer Mann“ — versetzte der Greis — „so gieb uns eine Nachtherberge und ist sie auch nur in Deinem Stalle bei Deinem Vieh.“

Der Hofprediger blickte verlegen vor sich hin, er rieb sich die weißen Hände, ohne eine Antwort zu finden, und in der Beklemmung seiner Seele richtete er seine Augen flehend auf Wolfzahn. Der Diakonus, der sich nie um eine passende Antwort verlegen fühlte, rief fast höhnisch: „Ei, wie klug ihr seid und für wie dumm ihr uns haltet! beim Vieh wollt' ihr Euch einquartieren, damit wir bei dem Anbruch des Tages ein leeres Nest fänden? Ei, ei! eine recht pfiffige Diebes-Idee, die Euch wohl behagen möchte.“

Nach diesen Worten erfolgte von beiden Seiten eine Pause; man hörte nur das Klatschen des Wassers und des Sturmes in den Bäumen; ein junges Weib, das ein Kind an der halbnackten braunen Brust wiegte, sang eintönig

mit fremdem Accent: „Schlaf', Bub', der große Gott wacht über Dir, er macht Dich stark und härtet Dich ab, daß Du das Wasser aus Deinen Haaren schüttelst, wie die Schlange von der gefleckten Haut."

Der Greis war mehrere Male unruhig auf und abgeschritten, er stand zwischen den Säulen und sein ungebleichtes, nur dünne gewordenes Haar flatterte wild im Winde; mit seiner festen, tonlosen Stimme versetzte er: „Ich will Euch die Wahrheit sagen, Männer —, ihr habt einen Götzen und keinen Gott! euren Götzen verehrt ihr hier in diesen Steinhallen, denn er giebt euch Nahrung, Kleider und Ansehn."

„Hättet ihr einen Gott, so wäret ihr mild und menschlich, und Güte und Liebe wohnte in eurem Herzen und ihr achtetet den Menschen, denn Ein wahrer Gott ist unser aller Herr und Vater!"

„Aber die Götzen sind böse Teufel, sie haben, so lange die Welt steht, Leben und Blut, Glück und Gut der Menschheit gefressen; sie haben unschuldige Säuglinge zum Opfer begehrt und das Brod ganzer Völker verschlungen; sie streben allein nach Gewalt und Herrschaft und wandeln über Leichen zu ihrem Ziele."

„Seht, ihr Männer, mein Auge sah ein Jahrhundert in der Weltzeit vorüber wandeln, ich habe viel gesehen und erlebt und darf wohl ein Wörtchen reden; nie habe ich größeren Eigennutz als bei Götzen-Priestern gefunden."

Wolfzahn brüllte mit schäumendem Munde: „Am Pranger sollst Du diese Lästerung gegen unsern Herrn und Lehrer entgelten!"

„Gebehrde Dich nicht so wüthig, Mann“ — strafte der Zigeuner den Diakonus mit ruhigen Worten — „ich kenne Deinen Christus besser als Du glaubst und trage seine guten weisen Lehren in meinem Herzen, darum habe ich nicht sein Wort auf den Lippen, darum stammle ich nicht gedankenlos seine Befehle nach; in mir leben sie und herrschen in meiner Brust, wie die Gottheit in der Natur.“

„O Vater, strafe diesen schändlichen Lästerer, brenne mit Deinem Blitz sein Gebein zu Asche und streue sie in alle Winde“ — betete der Prediger mit gefalteten Händen und fromm zum Himmel gerichteten Augen.

Der Greis stand mit einem sanften verklärten Lächeln im Gesichte; er erhub noch einmal seine laute Stimme und sagte: „Alle Güter des Lebens und der Welt habt ihr als Eigenthum in Besitz genommen; wir haben nichts wie das Leben selbst; die Lumpen, womit wir uns vor Kälte schützen, habt ihr weggeworfen, die von Euch ausgestoßenen Thiere nähren uns, jeder Bach reicht uns den Trank; aber deshalb tauschen wir doch nicht mit Euch, denn wir stehen über Euch an Erkenntniß und sehen Eure Blindheit in allen Dingen; weil ihr den Besitz an Euch gerissen habt, so verwechselt ihr das Leben mit dem Besitz, und Wahrheit mit Dünkel, Liebe mit Leidenschaft, und Leben mit Tod!“

„Aber hört noch meine letzten Worte und schreibt sie auf die Tafel Eurer Erfahrung: „Eine Religion, die nicht im Herzen des Menschen wohnt, nicht auf sein Leben und seine Handlungen wirkt, und ihn milder und nachsichtiger macht, die ist keines Tempels werth, und keines Priesters, denn sie ist nur eine Maske für die Lüge.“

Die beiden Geistlichen standen schweigend, auch der Alte schwieg eine Weile, dann stieß er einen tiefen gurgelnden Laut hervor und trat unter die Horde.

In einigen Minuten gerieth der ganze Haufe in Bewegung, die Männer erhoben sich und bürdeten auf ihren Rücken die Bagage, Kinderstimmen tönten wirr durch den Ruf der Mütter und die Reste der in Asche verglimmenden Flammen beleuchteten nur schwach die dunkele Gruppe.

Nach wenigen Minuten war alles aufgeräumt; der Zug setzte sich in Bewegung und verschwand bald in der finstern Nacht.

Beide Prediger kehrten stumm zurück; Wolfzahn entfernte sich schweigend von seinem Amtsbruder und auch der alte, ganz durchnäßte Küster wurde gnädig entlassen. —

Nachdem mein Freund wieder in seinem Hause angelangt war und sich von der Strapaze erholt hatte, schien er sehr nachdenklich und von den Worten des Greises angegriffen.

Ich errieth seine Gedanken und gab ihm den Trost, daß jeder Mensch über den Stand und die Verhältnisse des Andern absprechen, ohne in seiner Stellung besser zu sein. „Setzen Sie, werther Freund," fügte ich lächelnd hinzu, „diesen Naturphilosophen in ein geistliches Amt, geben Sie ihm ein gutes Auskommen, und er wird eben so schnell seine Neigung zum Katzenfleisch, wie seine große weltbürgerliche Idee von der Religion verlieren." —

V.

Die Zerstörung von Jerusalem.

Von

M. Veit.

Als der Allheil'ge nun die Tempelstätten
Preisgeben wollte, sprach er dieses Wort:
Das Maaß ist voll, ich kann sie nicht erretten.

Doch weil, so lang' ich thron' an diesem Ort,
Der Feind nicht wagt, ihn frevelnd zu zerstören,
Wend' ich das Antlitz meiner Gnaden fort.

Und hier bei meiner Rechten will ich schwören,
Bis einst der Morgen der Erlösung tagt,
Zu meinem Tempel nicht zurückzukehren.

Zur selben Stunde stürzt in wilder Jagd
Der Feind herbei, der Tempel sinkt zusammen
Und seiner Priester Häuflein flieht verzagt.

Da wendet sich von den empörten Flammen
Aufwärts der Herr zu seinem ersten Throne,
Daraus die Engel und die Welten stammen.

Metatron aber flehte: Herr, o schone
Des eignen Heerd's und laß uns Engel weinen.
Und Gott: Gleichwie ein Mann, der seinem Sohne,

Dem Einz'gen, was ihm übrig von dem Seinen,
Die Hochzeit ausgerichtet und er stirbt,
So trag' ich Weh um die zerstiebten Meinen.

Mein Tempel ist es, der in Schutt verdirbt,
Der Heiden Schwarm, der sich durch meine Schlachten
Und Strafgerichte Preis und Ruhm erwirbt!

Ihr Engelfürsten, laßt uns jetzt betrachten,
Welch' einen Trümmerhaufen jene Heiden
Aus meiner süßen Ruhestätte machten.

So gingen sie, sich an dem Schmerz zu weiden.
Voran schritt Jeremias. Als sie kamen
Zum grausen Ort, sprach Gott mit bittrem Leiden:

Das ist mein Haus, worin sie meinen Namen
Lobpreisend sangen: Wehe sei gerufen
Um meine Kinder, meiner Treuen Samen,

Um meine Priester an des Altars Stufen,
Um meine Freunde Wehe, die erschlagen
Am Wege liegen unter Rosseshufen!

Und sprach zu Jeremias: Deine Klagen
Sind leer und hohl um mich und um die Meinen,
Drum geh', es meinen Treuen anzusagen,

Daß sie vor Gottes Angesicht erscheinen,
Die Väter meines Bund's und mein Prophet
Und Diener Moseh. Die verstehn, zu weinen.

Und Jeremias: Herr der Welt, wo geht,
Verkünde mir's, der Weg zu Moseh's Grab,
Den noch kein sterblich Auge hat erspäht?

Zu Jordan's Ufer wandre du herab
Und rufe laut: Erstehe, Amram's Sohn,
Sieh nach der Heerde, die der Herr dir gab!

Und rüstig pilgert Jeremias schon
Und kam zur Doppelhöhl', in deren Tiefen
Die Väter fanden ihrer Tugend Lohn,

Wo sie den Schlummer der Gerechten schliefen.
Erwacht, erwachet, Gott der Herr gebeut!
Und warum heute? dumpfe Stimmen riefen.

Ich weiß es nicht, sprach er mit Scheu und Leid;
Er fürchtete des Vorwurfs Stachelworte:
Ergangen ist es so in deiner Zeit.

Und ging und kam zur offnen Grabespforte,
Zu Jordans Strand und rief: Jehovah spricht:
Ersteh', mein Knecht, von deinem Schlummerorte!

Und warum heut? Doch er: Ich weiß es nicht.
Als Moseh nun sich aus dem Fluthbett wandte,
So wie ein Strahl durch dunkle Wolken bricht,

Da ging er zu den Engeln, die er kannte
Vom Sinai, und rief: was ist geschehen,
Daß Gottes Zorn so sichtbarlich entbrannte?

Und sie: Hast du im Geiste nicht gesehen
Des Volkes Trübsal und des Tempels Brand?
Und er zerriß sein Kleid in Schmerzeswehen,

Und pilgert mit den Vätern Hand in Hand,
Bis er zur Stätte der Zerstörung kam,
Wo Gott der Herr mit seinen Schaaren stand.

Vor den Allheil'gen stellte Abraham
Sich klagend hin: Warum, o Herr der Welt,
Erkorst du mich zu solchem bittern Gram?

Und weinend bald hat sich ihm zugesellt
Der Engel Schaar, zu der Jehovah spricht:
Um wen seid ihr zum Klagen aufgestellt?

Um Abraham. Du aber hörst ihn nicht. —
Seitdem mein Liebling ruht in dunkler Klause,
Erschien er nicht vor mir im Himmelslicht,

Und nun, was will mein Freund in meinem Hause?
Da rief der Alte: Herr der Welt, warum
Ersahst du mich zu nie erlebtem Grause,

Und tilgst in Flammengluth dein Heiligthum?
Gedenkst du nicht, daß ich auf diesem Hügel
Den Sohn dir opfern wollte, dir zum Ruhm,

Und siegelst nicht mit deinem Gnadensiegel?
Doch Gott: Gesündiget hat Israel,
Zerrissen treulos des Gesetzes Zügel.

„Und wer, o Herr, bezeugt den sünd'gen Fehl?"
Zur Zeugin ist die Thora dort bereit.
Und sieh, die Thora zeugte sonder Hehl.

O, meine Tochter, denkst du nicht der Zeit,
Sprach Abraham, als Gott den Völkern allen
Dich vorgeführt, mit heißer Dankbarkeit?

Sie hatten nicht an deinem Joch Gefallen,
Da kam mein Volk aus seinem Bann zurück
Und nahm dich gastlich auf in seine Hallen,

Und ehrte dich. Und jetzt, da sein Geschick
Sich nun erfüllt, jetzt willst du es verklagen?
Da wandte sich die Thora, Scham im Blick.

Und Isaak sprach: Als ich den Vater sagen
Die Worte hörte: Gott hat sich erkoren
Das Lamm zum Opfer, sahst du mich verzagen?

Und Jakob sprach: O, wär' ich nie geboren!
Denn meine Kinder, die ich groß gezogen,
Wie junge Brut, sind ganz und gar verloren.

Viel Sorg' um sie hab' ich im Geist' erwogen,
Und nun erweckst du mich, ich muß sie sehen
Vom Strudel rettungslos hinabgezogen.

Und Moseh trat herzu, vor Gott zu stehen.
Er lallte nicht mehr; seine Rede floß
Ihm von den Lippen, stark wie Sturmeswehen:

Vor allem Volk, ein unermüdet Roß,
Lief ich voran, wohl vierzig Jahre lang,
Wo ich des Fluch's, des Segens nicht genoß.

Und als ich nun der Sehnsucht Ziel errang
An unsres Landes mir verschloßnen Thüren,
Da war's, wo ich verscheidend niedersank. —

Noch einmal will ich fort, sie heimzuführen!
Ich will doch sehen, wer sie halten kann,
Wenn sie die Kraft des alten Führers spüren.

Du, Jeremias, ebne mir die Bahn!
Und er: Der Weg ist angefüllt mit Leichen.
Doch Moseh rief: Was thut's, geh mir voran!

So gingen sie, die Stätte zu erreichen
An Babels Bächen, wo zu Schmach und Hohn
Das Volk erlag grausamen Ruthenstreichen,

Wohl Mancher sprach zum andern: Amram's Sohn
Erstand aus seinem Grab' und lös't den Fluch!
Doch eine Stimme kam vom Himmelsthron:

Von Gott dem Herrn ergangen ist der Spruch.
Und Moseh sprach: Er wird den Schmerz euch lindern,
Begnad' euch Gott, der euch in Fesseln schlug!

Den höchsten Willen konnt' er nicht verhindern
Und als er wieder zu den Vätern kam,
Da fragten sie: Wie geht es unsern Kindern!

Und Moseh weinte laut vor tiefer Scham.
Glücklich die Todten! Doch die übrig blieben,
Die einst so trotzten, sind nun scheu und zahm.

Sie wagen nicht, zu hassen und zu lieben.
Sie liegen nackt, dem Hunger preisgegeben,
Erfüllt ist Alles, wie ich's aufgeschrieben.

Die Ketten rasseln, feige Glieder beben
Vor Hitz und Frost. In kümmerlichen Sorgen
Verzehrt sich ihr ohnmächtig Sklavenleben.

Fluch dir, o Sonne, daß du nicht verborgen
Dein Antlitz, daß dir lüstete, zu tagen
Des Tempelbrandes schmachvoll blut'gem Morgen!

Die Sonne aber sprach: Wie magst du sagen
So böses Wort? Mann Gottes, weißt du nicht,
Daß ich, von sechzig Ruthen wund geschlagen,

Dem grausen Jammer leuchten ließ mein Licht?
Und wieder rief, von neuem Zorn durchdrungen,
Der hehre Greis: Herr, deine Lehre spricht:

So Rind als Schaf, das Thier mit seinen Jungen
Sollt ihr nicht schlachten beid' an Einem Tag.
Und sieh, der Feind, hat er nicht gar verschlungen

Den Säugling, der am Mutterbusen lag,
Zusammt der Mutter? Herr, mein Gott, und du,
Du schweigst von solcher offenkund'gen Schmach?

Da aus der Engel Mitte trat herzu
Rahel, die mütterlichste aller Frauen,
Und sprach des Herrn empörtes Herz in Ruh:

Als Jakob um mich warb, da mußt' ich's schauen,
Daß Laban ihm die Schwester zuerkannte;
Grausam getäuscht war Hoffen und Vertrauen.

Und weil mein Herz nach meinem Freunde brannte,
Gab ich ein Zeichen ihm, mich zu erkennen,
Daß uns des Vaters List nicht übermannte.

Doch ich bezwang die Gluthen, die wie Brennen
Der Eifersucht mir um die Seele schleichen
Und wohl den Menschen tief verwunden können.

Der Schwester übergab ich jene Zeichen,
Ja, in der Nähe hielt' ich mich verborgen
Und sprach für sie, das Herz ihm zu erweichen.

Ich führte Spott und kummerschwere Sorgen
Wie Wolken leicht ob ihrem Haupte hin;
Deß ward ich froh an ihrem Hochzeitmorgen.

So that ich, Allerbarmer, und ich bin
Ein sterblich Weib. Doch um die hohlen Götzen
Erglüht in Eifersucht, o Herr, dein Sinn?

Du ließest meine Kinder mir zerfetzen
Vom wilden Feind, auf unbetretnem Wege,
An ihrer Angst den Siegeshohn zu wetzen!

Da ward die Liebe des Allheil'gen rege.
Hör' auf, so sprach er, fernerhin zu trauern
Um deine Kinder, die ich lieb' und hege

Um deinetwillen. Meinen Geist durchschauern
Gesichte mir von einem späten Glück;
Mein Racheschwur, er wird nicht ewig dauern,
Und deine Kinder führ' ich dir zurück!

VI.

Literaturblätter.

1.

Niebuhriana*).

1.

Friedrich August Wolf, gefragt, was er denn von Niebuhr's römischer Geschichte halte, und besonders von der Behauptung, daß in den ersten Büchern des Livius ein altrömisches Epos stecke? antwortete in seiner kaustischen Weise: „Das altrömische Epos wird wohl ein moderner Roman sein.“ —

Ein andermal meinte Wolf, die Sachen, mit denen sich Niebuhr so abquäle, hingen an ganz andern Fäden, als der in Händen habe! —

---

*) Aus Anlaß des großen Interesse's, das der Name Niebuhr durch die bei Perthes erschienenen Lebensnachrichten und Briefe des großen Geschichtforschers neuerdings in der Literatur erweckt hat, stellen wir hier einige Anekdoten und Urtheile zusammen, die als charakteristische gelten können. Die Briefstellen am Schlusse bezeugen dieselbe unparteiische Anerkennung, die sich auch in einer bekannten Rezension ausgesprochen, und zwar einigen posthumen Ansprüchen nicht genügt hat, dagegen vielen wohlkundigen Männern, und darunter mehreren preußischen hohen Staatsbeamten, fast als ein Uebermaß von Gunst erschienen ist. Eine Anzahl merkwürdiger Briefe von Niebuhr selbst dürften wir in der Folge noch mittheilen.

2.

Niebuhr's römische Geschichte.

Neue, veränderte Auflage.

Neue Fratzen, statt der alten,
Die man sonst für wahr gehalten!
Gebt die alt= und neuen Fratzen,
Die den Hunden, die den Katzen!

A. W. von Schlegel.

3.

Niebuhr wollte die ganz neue Entdeckung gemacht haben, der heilige, im gemeinen Leben nicht erlaubte, aber doch wohlbekannte Namen der Stadt Rom sei Quirium gewesen, daher die Römer denn auch Quiriten genannt und diese abgeleitete Benennung allgemein üblich geworden, der Stadtname aber stets verpönt geblieben. Auf diese unhaltbare, durch nichts zu erweisende und auch unfruchtbare Hypothese hat A. W. von Schlegel ein komisches Lied gemacht, dessen Refrain:

„In Quirium, in Quirium,
Tra lirum, larum, lirium"

von ungemeiner Wirkung ist, und das den besten Chansons der Franzosen an die Seite gestellt werden kann. —

4.

Doppel-Anekdote von Niebuhr und Caraccioli.

Als Niebuhr in Rom preußischer Gesandter war, hatte er eines Tages einen Fürsten zu Gast, gegen den er in Ehrfurcht und Aufmerksamkeit beflissen war. Die Rede kam auf Palestrina, und der erlauchte Fremde richtet an Niebuhr die Frage, wer das sei? Niebuhr stutzt verwundert, und ruft dann lebhaft aus: „Palestrina?" — Ja, wenn ich recht gehört habe, Palestrina. — „Palestrina, Ew. Durchlaucht? wer Palestrina ist?" — Und so wiederholte er mehrmals mit zweifelndem Staunen, daß jemand das nicht wisse, sein fragendes „Palestrina"? Bis endlich der gütige Fürst ihm lächelnd sagte: „Ich sehe wohl, ich verrathe meine Unkunde, aber ich weiß es doch nun einmal nicht, wer Palestrina ist, also sagen Sie mir's nur lieber!" Diese Anekdote, für den Diplomaten und Weltmann ganz karakteristisch, wurde in Rom und dann auch in Deutschland berühmt, und in Bonn war niemand, dem sie nicht mit dem Namen Niebuhr zusammengehörte. Einige Freunde verabredeten in heitrer Stunde, daß jene Anekdote fernerhin nie allein, sondern immer in Verbindung mit dem glänzenden Gegenstücke erzählt werden solle, das einst der Marquis Caraccioli dazu geliefert hatte. Dieser lebhafte und gewandte Italiäner lebte als neapolitanischer Botschafter in Paris, und war durch seinen raschen Witz und sichre Geistesgegenwart berühmt. Um ihn in Verlegenheit zu setzen, oder auch aus Zerstreuung, fragte Ludwig XV. ihn eines Tages: „Combien sont-ils au Conseil des Dix à Venise?" Und ohne eine Miene zu ver-

ziehen: „Sire, quarante,“ antwortete Caraccioli mit tiefer Verbeugung. Die Antwort gab der Frage den Anschein der Richtigkeit, und Caraccioli zog sich als Meister aus der Sache. In dieser Doppelanekdote sind nun die heterogensten Menschen-Exemplare, Caraccioli und Niebuhr, für immer unauflöslich zusammengefügt! —

5.

Eines der größten Verdienste Niebuhr's ist, daß er Hegel's Berufung nach Berlin veranlaßt und betrieben hat. Seine Freunde, die zum Theil durch Hegel's Wirken in Berlin große Niederlagen erlitten und aus angemaßten Rollen (z. B. Schleiermacher aus der spekulativen) hinausgedrängt worden, haben ihm dieses Verdienst aber am wenigsten angerechnet, ja noch jetzt kaum vergeben. Ueberhaupt muß bei denen, die sich jetzt als Niebuhr's Freunde geben, wohl unterschieden werden, wer wirklich ein Freund der Person war; Manche sind es nur des Namens. Wir kennen von den Letztern einen und den andern, der sich, als Niebuhr lebte, in bittern Reden über ihn erging, ihn belächelte oder verlachte. Nicht alles ist vergessen, was man vergessen wünschte! —

6

Im Jahre 1810 war Niebuhr einer der Kommissarien für die preußischen Kriegszahlungen an Frankreich, und die damaligen Verwickelungen und traurigen Aussichten wirkten so niederschlagend auf ihn, daß er ganz, wie man sagt,

den Kopf verlor, und im Schrecken die seltsamsten Aeußerungen vorbrachte. So machte er unter andern in einer Denkschrift, die noch vorhanden ist, den abenteuerlichen Vorschlag, um dem französischen Kaiser jedes Mißtrauen zu nehmen und ihm freundliche Gesinnungen einzuflößen, solle Preußen alle seine noch übrigen Festungen schleifen! Zum Glück trat niemand dieser Ansicht bei! —

7.

Februar 1821.

Es war von Niebuhr die Rede: „Ach, der möchte jetzt selber am liebsten die Schmalzische Schrift, gegen die er ehemals gewüthet, schreiben!"

8.

Niebuhr hat in Rom an des Staatskanzlers Fürsten von Hardenberg Tafel gesagt, wenn Decazes gebraten würde, so möchte er sich ein Stückchen von ihm zum Verspeisen ausbitten. Derselbe hat einmal im Enthusiasmus für den Minister vom Stein zu einem Freunde gesagt: „Wenn Stein mir sagt, ich solle morden, so morde ich!" Seine natürliche Weichheit und Zagheit hätten ihn gegen die Ausführung solcher Gräßlichkeiten übergenug geschützt!

(Von Bartholdy erzählt.)

9.

Aus Briefen.

Bonn, März 1829.

— „Von 7 bis gegen 9 Uhr war ich bei Niebuhr. Zwischen mir und ihm war alles auf einem guten Fuß, keine böse Anspielung, alles mild und sogar zutraulich, er gab mir mancherlei Auskunft über Dinge, die mir wichtig sind. Er ist eine Mischung von Schleiermacher, Voß, Achim von Arnim und Oelsner. —"

*

— „Niebuhr erzählte aus dem Hochtory-Journal die Drohungen dieser Partei gegen Georg IV., daß die Nation, falls er die Katholiken zu emancipiren beharre, das Recht habe, ihn bei Seite zu setzen, und den nächsten Prinzen zum Könige zu machen; ob nicht diese Faktion, fragte er, sobald man ihr nicht allen Willen thut, die ärgsten Jakobiner wären? — Zuletzt verknitterte sich Niebuhr mit Professor von Walther in ein Allein- und Kleinigkeitsgespräch über einige baierische Adelseinrichtungen, die Wirthin blieb aus Artigkeit sitzen, überlang, ein Lächeln war kaum zu unterdrücken! Niebuhr, ohne alles Arg, brachte immer neue und ganz unerhebliche Redensarten, als wäre es die Aufgabe, nicht abzubrechen, sondern fortzusetzen, — genug, die Wirthin mußte doch endlich Gewalt brauchen; aber auch hierin gefällt mir ihre Nachsicht, und eben so die Arglosigkeit Niebuhr's." —

*

— „Wilhelm von Schlegel hat sich hier vor ein paar Jahren, in einer Mittagsgesellschaft von hiesigen Gelehrten,

herausgenommen, gradezu auf Goethe zu schimpfen, es sei erbärmliches Zeug, was der jetzt mache, das könne man im Schlaf, er selbst wolle gleich so hintereinander fortreden, wie jener schreibe, und dergleichen mehr. Man nahm ihn beim Wort, er fing an, und blamirte sich völlig, die ganze Gesellschaft zischte, scharrte mit den Füßen, und so weiter. Schlegel sagte zu seinem Tischnachbar Niebuhr: „Ich glaube, Herr Geheimer Staatsrath, Sie scharren nun auch!“ — Ja freilich! erwiederte dieser, ich habe gleich zuerst mit angefangen.“ —

*

— „Heute Mittag war Niebuhr höchst gescheidt und angenehm; — und Abends besuchte ich ihn wieder. — Seine unerschöpfliche Naivetät und jedesmalige Aufrichtigkeit macht gar leicht wieder gut, was er mit überscharfer Bitterkeit oft seltsam ausdrückt; es ist wahr, es kostet ihn gar nichts, von jemandem, den er hassen zu müssen glaubt, ganz gelinde zu sagen: „Wenn ich nur Einmal das Glück hätte, ihm in's Gesicht speien zu können, ihn mit Füßen zu treten!“ Aber im Grunde ist's nicht mehr, als eine ausdrucksvolle Redensart.“ —

*

— „Mit Niebuhr habe ich noch ein recht schönes Gespräch gehabt; er ist doch, alles wohl erwogen, der erste Mann in Bonn. —“

2.

Lebenserinnerungen von Münch.

Die „Erinnerungen, Lebensbilder und Studien von Ernst Münch" sind schon an mehreren Orten kritisch besprochen und auch im Allgemeinen nach Verdienst und Werth anerkannt worden. Das Buch stellt ein tüchtiges Stück Leben vor Augen, deutsches Leben, und zwar aus einer Gegend von Deutschland, die sich, ungeachtet bedeutender von dort ausgegangener Erscheinungen, bisher im Einzelnen immer sehr abgeschlossen gehalten hat. Wenn die Münch'schen Denkwürdigkeiten nicht mit noch größerem Beifall und entschiednerem Eindruck aufgenommen werden, als bis jetzt geschehen, so liegt das wohl theils daran, daß viele deutsche Leser an der politischen Laufbahn und Denkart des Verfassers — doch gewiß mit Unrecht — irr geworden waren, theils an der großen Ungleichheit, mit der das Buch geschrieben ist. Unläugbar hat dasselbe hellere und dunklere Parthieen, sowohl in Betreff des Inhalts, als der Darstellung; die letztere verfällt manchmal in kleinliche, nicht genug verarbeitete und an allgemeinere Interessen herangeführte Züge, zuweilen auch in einen Ton, der nicht angenehm ist. Dies aber darf nicht hindern, die ausgezeichneten und glänzenden Parthieen in ihrem vollen Werth anzuerkennen. Hin und wieder ist dies auch geschehen; allein die deutsche Kritik ist darin sonderbar, daß sie in man-

chen Fällen grade das Beste vorübergeht, und sich an Mittleres hält. So erinnern wir uns nicht, daß irgendwo gebührend erwähnt worden sei, was wir für das Meisterhafteste in dem ganzen Buche halten, was uns glänzend überrascht und in wahren Enthusiasmus versetzt hat: die Schilderung des berühmten Theologen Hug in Freiburg, eine Schilderung, die wir zu dem Gelungensten rechnen, was in dieser Art je geliefert worden. So viel Markiges und Duftiges, Pathetisches und Ironisches, Schlagendes und Spielendes, ist hier vereinigt, wieder auseinander gezogen, durchkreuzt, so viel Bewunderung und Strenge, Hellung und Schatten, Milde und Gewalt, in dasselbe Gemählde zu harmonischer Wirkung zusammengebracht, daß man Stunden lang mit erhöhtem Vergnügen im Anschauen verweilt! Und damit das Bild noch höheren Werth empfinge, ist es gleich ein zwiefaches, und neben Hug haben wir auch Erasmus von Rotterdam in sprechender Wahrheit erschaut! — Auf diese preiswürdige Schilderung wollten wir doch aufmerksam machen! —

3.

Görres und die katholische Weltanschauung.

Nachdem die katholische Partei, welche, wie bekannt, in Baiern besonders durch Convertiten und Ueberläufer der Revolution sich vertritt, vergebens bemüht war, der cölner Katastrophe ein religiöses und volksthümliches Interesse einzublasen, sucht die von Philips und G. Görres neugegründete Zeitschrift für das katholische Deutschland uns die „historisch-politischen" Standpuncte in dieser Angelegenheit vor Augen zu rücken, und beginnt in ihrem Sinne mit einer Auseinandersetzung der allgemeinen Weltlage, die, wenn man will, als eine Manifestation katholischer Weltansicht überhaupt in Anspruch genommen werden kann. Es giebt aber heutzutage ebenso wenig eine ächte katholische, als es auf der andern Seite eine ächte protestantische Weltanschauung giebt, sondern die Einheit beider, nach der sie in der Zukunft hinzustreben haben, liegt fern von ihnen auf einer dunklen Höhe, die kaum noch durch ein leises Blitzen der Morgensonne am Zeithorizonte bezeichnet wird. Es wäre komisch, wenn der mit protestantisch-berlinischen Bildungsstoffen geschwängerte Philips, der durch einen frühern protestantischen Demagogen, seinen Schwager Jarcke gesellig zum Katholizismus gebracht wurde, uns

nun plötzlich als wahrhafter Repräsentant der ausschließlichen Kirche vollgültig erscheinen sollte. Ebenso komisch wäre es, alsob man in den neulutherischen Bekenntnissen von Scheibel und Steffens den wahren Protestantismus hätte auffangen wollen, oder alsob man in der Evangelischen Kirchenzeitung, die ein protestantischer Theologieprofessor in Berlin herausgiebt, den Kryptokatholizismus zu verkennen so blöde wäre! Die oppositionellen und staatsgefährlichen Elemente, welche das neue Lutherthum in schlesischen Dörfern und auf einigen versteckten berliner Böden vorübergehend gezeigt, hat Steffens nun letzthin in seinem Roman von der Revolution sattsam und offenkundig abgebüßt, und so können wir Euch auf unserer Seite die mit der Revolution versöhnte Reformation aufweisen, Ihr da drüben, die Ihr uns die „aufgeklärte Meute" scheltet! Das bemooste gothische Haupt des alten Görres hat uns dies Wort zugesprochen, und indem wir staunend in seinem Athanasius den letzten Durchgang dieses alten Revolutionnairs durch den Katholizismus mitansahen, haben wir geglaubt klarer als je die heutige Weltlage zu verstehen. Zugleich hat Görres dort im Zusammenhange Das entwikkelt, was er die „katholisch-christliche Weltanschauung" nennt (Athanasius, 2. Aufl. S. 92—94), dieselbe unter Andern folgendermaßen umschreibend: „Freiheit und Gebundenheit, Herrschaft und Dienstbarkeit, Vorrechte und Leistungen im politischen; Berechtigungen und Pflichten, selbstständige Unabhängigkeit und gesetzliche Verbindlichkeit, Eigenwille und Unterwerfung im rechtlichen Gebiete; Anspruch der Gesammtheit und des Individuums, öffentliches Eigenthumsrecht und besonders ein Besitzstand: das Alles

konnte vermöge des Prinzipes in so glücklicher Mischung in dieser Ordnung sich verbinden, daß das Ganze in freiester Bewegung, und doch auf gewiesenen Wegen in seinem Kreise sich bewegen mochte, ohne gegenseitig sich zu stören und zu irren; und Alles zwischen gemüthlicher Anhänglichkeit an die Gewohnheit des Herkömmlichen und vorstrebender, keck ausholender Kraft, innerhalb eines bestimmten rhythmischen Maaßes festgehalten, auch nach Außen in seinen historischen Bahnen mit gemacher Eile vorschreiten konnte."

Dies Glück mittelalterlicher und katholischer Weltanschauung, wie es Görres zurücksehnt und neu erhofft, ist aber eine Phantasmagorie, es ist die Phantasmagorie einer Staatseinheit in katholischen und feudalen Elementen, die von der Geschichte selbst niemals in diesem Maße verwirklicht gewesen, und zu deren Verwirklichung auf solchem Grunde sie auch in der Zukunft jede Aussicht abgeschnitten, indem diese Elemente von der historischen Fortentwickelungslinie abgefallen sind. In unserer Zeit ist ein Prinzip gewaltiger geworden als die beiden Mächte des Mittelalters, Kirche und Staat, es jemals waren, dies ist das Prinzip der Individualität, in deren Bereich auch die Religion immer mehr und mehr versinkt, nicht nur um sich dadurch unabhängig zu machen von kirchlichen wie weltlichen Einwirkungen, sondern auch über die traditionnell gewordenen Schranken der Confessionen sich wahrhaft geistig zu erheben. Einen Schritt zur Anerkennung der Individualität im Gebiete des Religiösen hat Preußen schon vor Jahren durch die Union der protestantischen Kirche gethan, unbewußt dazu getrieben durch den Beruf einer voranschreitenden modernen Macht, welchen die Geschichte diesem ihrem jugend-

kräftigsten Staat ausersehen. Es war natürlich, daß damals die neuen Lutheraner, denen es um den Buchstaben der christlichen Seligkeit streng zu thun war, eine allgemeine Erschütterung des kirchlichen Lebens oder schon die Aufhebung der Kirche selbst befürchteten und beklagten, und daß sie die unirte Kirche für keine Kirche mehr gelten lassen wollten. Sie erhoben gegen die laxe Observanz namentlich bei der Ertheilung und Auffassung des Abendmahls auf die nämliche Weise ihre Oppositionsstimme, wie jetzt es die stabilen und revolutionnairen Katholiken gegen die in den preußischen Landen üblich gewordene laxe Observanz bei den gemischten Ehen gethan. Es ist bemerkenswerth, daß die neuesten religiösen Wirren der modernen Menschheit gerade an den beiden christl. Sacramenten, Abendmahl und Ehe, welche am tiefsten in das Prinzip der Individualität eingreifen, zum Ausbruch gekommen sind. Durch die größere Freigebung dieser Sacramente an die Individualität und deren eigenthümliches Bedürfniß mag sich allerdings der sacramentale Charakter wenigstens in dem kirchlichen Sinne verwischen und wie die Union beim Abendmahl die religiöse Deutung der Persönlichkeit überläßt, so hat es hinsichtlich der Ehe ursprünglich im Gedanken der protestantischen Kirche gelegen, dieselbe als ein individuelles menschliches Band zwar heilig zu sprechen durch den Segen der Kirche, aber nicht die Individualität der Ehe in die allgemeine typische Nothwendigkeit des Sacraments aufzulösen.

Die harmonische Ineinsbildung der lebendigen Individualität mit den allgemeinen Mächten des Staats und der Kirche hat allerdings auch den verhüllten Kern katholischer Weltanschauung im Mittelalter gebildet, nur mit dem Unterschiede, daß die Individualität zu der liebevollen Frei-

willigkeit, mit der sie sich damals in die allgemeinen und vorgefundenen Begriffe auflöste, gewissermaßen gezwungen wurde durch die Hinweisung auf ewige Verdammniß oder Belohnung. Dagegen will in einer neuen Bildungsepoche der Menschheit die Individualität selbständig und frei aus sich die allgemeinen Zustände erzeugen, in denen sie ruhen und sich bewegen soll, oder sie will die Vernunft der Persönlichkeit in der Vernunft der Weltordnung wiederfinden und mit derselben im Einklang stehen nicht um jenseitigen Lohnes willen, sondern um das Reich Gottes in einer in sich selbst befriedigten und gesunden Realität auf Erden zu verwirklichen. Die harmonische Verwirklichung des Reiches Gottes auf Erden hat durch die katholische Weltanschauung nicht zu Stande gebracht werden können, weil dieselbe des freien Prinzips der Individualität ermangelte. In der katholischen Kirche war ein Gottesfrieden der Persönlichkeit gegeben, der unendlich viel Erquickung ausathmete, aber dieser Frieden war um Verlust der Freiheit gekauft und die Minneinbrunst, mit welcher die Individualität ihre Rechte hinopferte, gab doch nicht den vollen Genuß, dadurch an der allgemeinen Substanz der göttlichen Idee selbst sich zu ernähren. Der Katholizismus hat die vernünftige Harmonie und Durchdringung mit den weltlichen Lebenselementen nicht zu erreichen vermocht und darum war es ein falscher Frieden der Persönlichkeit, ein trügerischer Legitimismus, der aus dem Gedanken dieser Kirche hervorging, um die Gemüther mit formeller Beschwichtigung über den verflüchtigten Besitz der realen Lebensgüter zu trösten. Der Gottesfrieden der Persönlichkeit in der katholischen Kirche zerschellte auch wieder an den historischen und bürgerlichen Trennungen, welche

das beständig zweifelhafte und angefochtene Verhältniß von Kirche und Staat hervorrief. Görres empfiehlt uns freilich mit nachdrücklichen Worten das mittelalterliche Benehmen zwischen Papst und Kaiser als Muster, indem er im Athanasius S. 30 flgd. sagt: „Auf der Synode (von Chalcedon) wurde als Norm und Regel anerkannt, gegen die canonischen Verfügungen dürfe kein weltliches Gesetz gelten; die kaiserlichen Beamten hatten dem ihre Zustimmung gegeben und demgemäß hatte Marcian alle kaiserlichen Gesetze, die mit den Canonen im Widerspruch ständen, für erschlichen und ungültig erklärt. Wenn in der Folge in einzelnen Fällen die Kaiser Gesetze über disciplinarische Gegenstände erließen, dann erklärten sie ausdrücklich, wie sie nur in der Eigenschaft als Schirmherren der Kirche und Handhaber der alten Kirchenordnung solches sich erlaubten. Aus diesem Grunde waren daher auch Berufungen von Verfügungen der geistlichen Gewalt in solchen Angelegenheiten an die weltliche der Kaiser nicht gestattet; ein Synodalbeschluß aus der ersten Hälfte des vierten Jahrhunderts verordnet ausdrücklich, daß ein Geistlicher oder Bischof, der von seiner kirchlichen Behörde abgesetzt, sich noch an den Kaiser wende, nie wieder seine Stelle erlangen solle und den Kaisern fiel nicht ein, dagegen Einspruch zu thun, sondern sie handhabten die Kirche in diesem ihrem unbestreitbaren Rechte. Das sind Thatsachen, zu denen jede Kirchengeschichte die Belege liefert, und die, welche in solcher Weise die Autorität der Kirche innerhalb ihres Gebietes, im Gefühle, daß ihre eigene mit ihr stehe und falle, willig anerkannt, waren Gebieter, denen drei Welttheile gehorchten, und die, wenn sie nicht sich selbst bezwangen, und ihren Willen unter eine höhere Macht über

ihren Häuptern beugten, durch keine menschliche Gewalt gezwungen werden konnten."

Es fällt in die Augen, daß der katholischen Weltansicht ein Mechanismus zum Grunde liegt, der vergebens in der Geschichte danach gestrebt hat, organisch zu werden. Denn organisch kann man nicht nennen ein Verhältniß von Staat und Kirche, das, obwohl sophistisch ineinander überspielend, doch kaum zu einer illusorischen Einheit einen Moment lang gedeiht, jede Einheit in ihrem Schooße aber nur durch das Märtyrerthum der freien Persönlichkeit zu Stande bringt. Nachdem die Reformation der Individualität die Fesseln der Kirche abgenommen, erwachten auch auf dem politischen Gebiete die ersten Lebenszeichen der Revolution, denn die Reformation war bei weitem mehr ein politisches als ein religiöses Ereigniß. Es bildete sich eine protestantische Weltanschauung, in der sich der ganze Gesichtspunct der bisherigen Weltordnung nicht nur geistig sondern selbst physikalisch veränderte. Die Erde selber hatte eine andere Stellung zum Himmel angenommen durch Kopernikus und Keppler, die Sonne war in den Mittelpunct des Weltsystems getreten, und die Ideen der Menschheit, die traditionnellen sowohl wie die neu sich entwickelnden, trachteten ebenfalls nach Organisirung im vernünftigen Selbstbewußtsein. Wo die katholische Weltansicht zu mechanisiren gesucht, begann jetzt die protestantische das Organisiren, das aber, vermöge der Reactionen der kleinlichen menschlichen Natur, nicht rein und frei aus sich selbst zu Werke gehen konnte, sondern seinen Durchgang nehmen mußte durch die Revolution, die das Triebrad der neuen gesellschaftlichen Entwickelung wurde. Der Protestantismus, indem er das schwankende Verhältniß

zwischen Staat und Kirche völlig auflöste, gab den ersten Anstoß, die organischen Ideen im Staatsleben zu gestalten, und in diese gleichberechtigte Gliederung des Lebensganzen sollte auch die Kirche eintreten, mit Verlust ihrer hierarchischen Gewaltstellung. Man muß daher von der Annahme abstehen, daß die katholische Kirche innerhalb eines protestantischen Staats, in den sie unter Bedingungen und Concordaten eingetreten, noch die ächte katholische Kirche sei, wogegen den Katholischen auf der andern Seite die Behauptung überlassen bleiben mag, daß das Bürgerlichwerden der Kirche im Protestantismus gar keine Kirche mehr sei. Wenn aber auch die protestantische Weltansicht ihre Organisationsbestrebungen keineswegs vollendet und siegreich durchgeführt hat, so läßt doch ihre ursprüngliche organische Tendenz nicht mehr ein mechanisches Nebeneinanderbestehen von Kirche und Staat zu, in der Weise, wie etwa Görres (Athanasius S. 34) meint, daß die Kirche ihre eigene Sphäre gegen den Staat habe und darin schalten und walten könne wie sie wolle, wenn sie nur die Gränzen des Staats nicht berühre. Diese Ansicht ist durch und durch eine illusorische und wird nirgend mehr von den factischen Verhältnissen unsrer Zeit anerkannt. Sobald die Kirche sich in den Staat hat hineinleben müssen, ist sie auch mit demselben in einen gemeinsamen Ideenverkehr getreten, sie vermag individuellen und nationellen Beziehungen sich nicht zu entwinden, und selbst ihr Dogma kann den Einfluß eines socialen und politischen Begriffes gewinnen, weshalb es dem Staat nichts weniger als gleichgültig bleibt. Wäre es aber möglich, daß es in demselben politischen Verbande statt eines organischen Verhältnisses von Kirche und Staat ein bloß nachbarliches

geben könnte, so bedingt doch auch die bloße Nachbarschaft unter Umständen, wo gewaltsame Erschütterungen auf dem einen Gebiet vorgehen, ein Interventionsrecht. Die Kirche ist aber keineswegs etwas Ursprüngliches und Primaires gegen den Staat, wie die katholische Weltansicht sich gern überreden möchte und worauf Görres seine großartigen theokratischen Mucken stützt. Die Kirche als solche ist vielmehr aus den socialen Bedürfnissen hervorgegangen und hat die Anfänge in der Gesellschaft gemeinsam mit dem Staat.

Diejenigen, welche die Erneuerung der katholischen und protestantischen Gegenstreite in unsern Tagen aus einem religiösen Gesichtspunct ansehen, handeln gewiß ebenso unredlich als unrichtig daran; unredlich, weil sie eine Aufregung hervorbringen wollen, deren unsere Zeit in Sachen der Religion nicht mehr fähig ist, und unrichtig, weil sie dadurch die bedeutsameren weltlichen und politischen Interessen übersehen, welche an diesen Conflict der protestantischen Macht mit dem Katholizismus sich knüpfen. Nur ein alter verbrauchter Fanatismus, wie ihn Görres und die andern baierischen Klopffechter in die Schranken stellen, kann dieser Angelegenheit ein Interesse der Glaubensconfession aufnöthigen, während für den, welcher unbefangen nur die Bewegung einer Zeitfrage darin sieht, nicht die geringste religiöse Bedeutung damit verbunden sein kann. Der höhere Standpunct bei diesen Wirren ist daher keineswegs der confessionnelle, sondern der rein historische, der hier für den Katholizismus sowohl wie für den Protestantismus eine schneidende und ironische Warnung erkennt. Der Katholizismus hat schon längst die Zuchtruthe der Geschichte empfinden müssen. Ist es wahr, was selbst Görres von einer Ent-

wickelbarkeit der katholischen Kirche redet, so ist nicht einzusehen, warum es sie so schwer ankommt, Zugeständnisse an den historischen und socialen Fortschritt der Völker zu machen, und warum sie rationale Bewegungen auf ihrem eignen Gebiet, wie die von Hermes, so unnachsichtig verketzert. Da aber doch der wesentliche Charakter des Katholizismus in der Nichtentwickelbarkeit besteht, so könnte der gegenwärtige Conflict allerdings große Gefahren für die römisch-katholische Kirche darbieten, die aber der Papst wohl noch zur rechten Zeit abwenden wird, um einen erträglichen status quo aufrecht zu erhalten. Nach der zweifelhaften Weltstellung, welche einmal die Geschichte dem Katholizismus gegeben, lassen sich seine Ansprüche inmitten der modernen Staaten nicht anders als durch ein diplomatisches Hinundherwenden befriedigen, und in diesem Sinne kann die Spiegel-Bunsensche Convention hinsichtlich der Praxis bei den gemischten Ehen keinem gerechten Tadel unterliegen. Diese Convention, auf welche bei der Cölner Streitfrage Alles ankommt, ist allerdings nichts Anderes als eine diplomatische Ausbeutung des Breve's vom Papste Pius VIII., aber dies Breve scheint auch eigens dazu abgefaßt, um sich diplomatisch ausbeuten zu lassen, denn trotz des vielen Jammerns und Klagens, welches es darüber enthält, daß die katholische Kirche nun an die alleräußersten Gränzen ihrer Zugeständnisse geführt sei, gestatten die allgemeinen Redensarten darin den freiesten Spielraum der Anwendung.

Die empfindlichste Warnung aber empfängt in dieser Sache der Protestantismus, der in der letzten Zeit Richtungen hervorgerufen hatte, durch welche er fast die Rolle mit dem alten Katholizismus umtauschte. Der Protestantismus

war nach einer Seite hin reactionnair geworden und hatte die historischen Entwickelungskeime der modernen Welt, welche die Geschichte in ihn gepflanzt, in einem offenbar katholizisirenden Pietismus verschlammt. Der Protestantismus hatte sich in Reactionsbestrebungen verloren, ohne doch den Muth zu haben, sich geradezu und mit offener Tapferkeit dazu zu bekennen, wie es einst der Katholizismus in der Blüthenperiode seiner Gewaltäußerungen gethan. Es läßt sich nicht läugnen, daß durch gewisse Ausartungen des Protestantismus, wie durch Pietismus, Muckerthum und theologischen Verfolgungsgeist, auf unserer Seite eben so große Scandale vorgefallen und eben so heftige Uebel angerichtet worden sind, als jemals durch Clerus, Jesuitismus und Hierarchie auf der katholischen Seite. Es hat in unserer Zeit sogenannte evangelische Bestrebungen gegeben, die den besten Willen hatten, wahre Verheerungen in der von der Menschheit erworbenen Cultur anzurichten. Kunst und Poesie, die im Katholizismus Pflege fanden, wurden durch diesen Protestantismus als Sünden gegen den heiligen Geist angefochten, und Gewissensfreiheit und Denkfreiheit, auf welche sich ursprünglich die protestantische Weltansicht gegründet, wurden, wie es hieß, um der Religion und der Legitimität willen untergraben. Durch den pietistischen Schleim die auflösenden Grundprinzipien des Protestantismus zu consolidiren, war eine vergebliche Illusion, die zu einer ebenso vergeblichen Heuchelei hingeführt hat. Wie nun aber in manchen Perioden die tolle Geschichte Alles auf den Kopf stellt, als könnte sie nur dadurch die Welt auf die Füße bringen, so gebärdet sich dem Protestantismus gegenüber in diesem Augenblick der Katholizismus als revolutionnair, in-

dem er die abstracten Formen des heutigen Staates annagt, wie Görres im Athanasius mit seiner alten bewunderns-würdigen Virtuosität und Schlagfertigkeit der Sprache und Ironie gethan. Es kann aber nicht zweifelhaft sein, welche Stellung eine Regierung in diesen Wirren einzunehmen habe, um das weltliche und staatliche Element siegreich geltend zu machen gegen den ebenso verderblichen als unnützen Conflict der religiösen Confessionen. Dies ist der höhere historische Standpunct, zu dem man sich aufschwingen muß, da der katholische sowohl wie der protestantische Gesichts-punct jeder für sich allein nicht ausreichen eine Entscheidung zu liefern. Die Nichtigkeit des traditionnellen katholischen wie des abstracten protestantischen Standpunctes thut sich hier dar, und fordert auf, in dieser Angelegenheit nur im Interesse des allgemeinen Fortschrittes der Geschichte zu handeln, wo dann Ehre und Sieg nicht ausbleiben werden. Die protestantische Macht gewinnt hier noch den Vortheil, daß ihre Weltansicht in diesem Streit sich reinigt und läutert von den falschen Bestandtheilen, um verjüngt die rein geschichtliche Bahn zu betreten.

Wir haben gesehen, wie in dem gegenwärtigen Moment auf keiner Seite eine reine und ungetrübte Weltanschauung besteht, sondern die ehemals schneidendsten Gegensätze waren vielmehr bisjetzt im Begriff fast tumultuarisch in einander überzulaufen. Will man sich am Haß gegen den Protestantismus laben, so mische man sich unter die geheimkatholischen Protestanten, deren es selbst in den Reihen, die jetzt tapfer und einträchtig geschaart stehen sollten, eine große Anzahl giebt. Will man das Feuer gegen den Katholizismus geschürt sehen, so folge man, in den Systemen

der neukatholischen Philosophen, der speculativen Bewegungslinie, welche Geister, die sich dem ursprünglichen fortschreitenden und protestantischen Leben nicht entziehen konnten, mitten in den Schooß der alleinseligmachenden Kirche hineingeleitet haben. Es bleibt nichts übrig, als daß eine energische und fruchtbare Staatsbewegung diese beiden zweideutig gewordenen Elemente neu zusammenfasse, um sie im nationellen und volksthümlichen Element des Staates als in ihrer höheren Einheit aufzulösen. Diese Einheit zu verwirklichen ist das eigentliche Ziel der neueren Geschichte, in dessen Erlangung ihr aber hinderlich sind sowohl die verwickelte Vielthuerei ihrer Bestrebungen als die selbst im befreundeten Lager unter tausend Formen sich einschleichende Intrigue der Reaction. In der Zeit liegen jetzt lauter leblose Conglomerate und Gruppen umher, Elemente genug, aus denen sich etwas bilden ließe, aber so erstarrt wie sie sind durch inneren Unfrieden oder durch äußere Lähmung, dienen sie gleich unverdaulichen Stoffen nur zur Beschwer des Entwickelungsprozesses. In allen Stücken herrscht eine Koketterie der Gegensätze, die polypenartig nach einander haschen. Hier hat der Pietismus den Aristokratismus an sich gezogen und beide handeln vereinigt gegen die Freiheit, trotzdem, daß sie revolutionnair wirken aus legitimen Absichten. Hier im Osten bringt die Aristokratie das Muckerthum zur Welt, während sie im Westen neue Majoratsprivilegien empfängt. Hier macht der Pietismus das auf den Fortschritt angewiesene Volk stabil, indem er ihm den jenseitigen Himmel als das wahre Vaterland predigt, und dort macht er den auf die Stabilität angewiesenen Aristokratismus revolutionnair und jesuitisch zugleich. Mit dem Christenthum hat das neu-

erwachte Judenthum zu wetteifern angefangen, und sich deshalb mit dem Liberalismus verbündet, der sonst zu den ächt jüdischen Principien als der allerfremdartigste Gegensatz sich verhält. Auf der andern Seite sieht man demokratische Richtungen, die mit einer katholischen Grundlage sich versetzt haben und in dieser Zwittergestalt auf dem politischen wie auf dem religiösen Gebiete das Unheil der Verwirrung ausbreiten. Auf diese Weise schlägt der Katholizismus auch in den Materialismus und Industrialismus hinein, indem er volksthümlich zu werden sucht durch Anschließung an die bürgerlichen und socialen Interessen und durch ein fromm satanisches Liebäugeln mit der Armenfrage. Anderswo wechselt sich ein schöngeistischer Pantheismus mit materialistischer Weltansicht ab und der Spiritualismus verbrüdert sich mit dem Sensualismus durch einen geistreichen Sprung. In allem diesem unruhigen Herüberundhinüberbewegen hat die Wahrheit der Zeit ihr unendliches Leben zertheilt und preisgegeben, aber man weiß noch nicht, welche Richtung den Ausschlag geben wird, um dies große Chaos der neuen Weltepoche zur einigen Gestalt festzubilden. Vor allen Dingen müssen wir anfangen wieder einfacher zu werden, denn ein Einfaches ist es, das wir erstreben, die organische Einheit unserer Zustände. Jemehr man das Ziel seiner Angriffe und Eroberungen vereinfacht, desto leichter und vollständiger kann der Sieg werden.

Daß man in Berlin dem Katholizismus als solchem einen Todesstoß beabsichtige, ist eine schreiende Unkenntniß der Dinge, die sich Görres im Athanasius zu Schulden kommen läßt, wie er denn überhaupt in den preußischen Verhältnissen, selbst in den allgemeinen staatsrechtlichen,

auffallenderweise sich ganz fremd und unwissend zeigt. Vielmehr ist gerade an den Stellen, die Görres angreift, so viel Hinneigung für das Katholische, daß er dort klügere Insinuationen hätte versuchen können, um anzuknüpfen statt herauszufordern, wenn nicht bei aller schneidenden Schärfe des Athanasius doch auch so viel hierarchische Dummheit sich eingenistet hätte. Auf der andern Seite sind in Preußen, sowohl durch die Wissenschaft gestählt, als in der Gesinnung der Bevölkerung getragen, ächt protestantische Elemente vorhanden, die mit Leichtigkeit auf den Standpunct der edelsten und freiesten modernen Weltanschauung erhoben werden können. Im Allgemeinen aber muß man von Deutschland sagen, daß überall durch die wissenschaftlichen Interessen und durch die Literatur ein überwiegend protestantischer Geist des Lebens und der Anschauung sich erzeugt hat. Die deutsche Literatur ist vorherrschend protestantisch geworden, und die pantheistischen Elemente, mit denen sie seit der Reformation häufig versetzt erscheint, haben doch immer mehr die protestantische als die katholische Weltanschauung gefördert und gezeitigt. Der Katholizismus hatte mehr Neigung, eine lateinische Poesie in Deutschland hervorzubringen als eine deutsche, aber an der Wiege der neuhochdeutschen Sprache selbst stand der Protestantismus, für die neue Gedankenrichtung auch ein neues Ausdrucksorgan erschaffend. Die katholischen Sympathieen der modernen deutschen Literatur sind immer nur vorübergehende Anflüge gewesen oder haben blos durch die damit verbundene Erneuerung romantischer und äußerlicher Formen augenblicklich auf dem allgemeinen Literaturgebiet gegolten. Die Schule „neuer Blut- und Koth-Romantik“ aber, mit welchem Namen Görres die lächer-

liche Kategorie des sogenannten jungen Deutschlands variirt, hat, wie sich jetzt an dessen eigener literarischen Verendung zeigt, genug schlechte, aus individueller Fäulniß und moralisch verwahrlostem Gemüth zusammengesetzte Stoffe in sich gehabt, um in religiösen Dingen mit Recht von beiden Parteien desavouirt zu werden. —

Th. Mundt.

4.

Die Verhältnisse der Protestanten in Ungarn.

Bei dem Widerstreit protestantischer und katholischer Elemente auf einem und demselben Staatsgebiet hat man in letzterer Zeit vom religiösen Parteipunct aus besonders auf die Benachtheiligungen der katholischen Bevölkerung im protestantischen Staat vorwurfsvoll hingewiesen. Und doch ist eine bekannte Thatsache, die sogar aus den innern und dogmatischen Verhältnissen selbst entspringt, daß die Katholiken in protestantischen Staaten unter Rechten und Zugeständnissen leben, welche die Protestanten ihrerseits niemals in einem Staatsverbande, dessen herrschendes Bekenntniß das katholische ist, erlangt haben und dem Prinzip des Katholizismus nach erlangen können. Den Protestantismus hat seine wissenschaftliche Natur sogar soweit verlockt, katholische Facultäten auf protestantischen Universitäten zu gründen, während er von der ausschließlich kirchlichen Natur des Katholizismus niemals die eigentliche Anerkenntniß einer ebenbürtigen und berechtigten protestantischen Kirche erlangen konnte. Es ist von den Verhältnissen der Protestanten in Baiern kürzlich in den öffentlichen Blättern die Rede gewesen. Noch schneidender und in ihrer Negativität gewissermaßen normabgebend treten dieselben in einem Lande wie Ungarn hervor, wo der dritte Theil der ganzen Bevölker=

ung protestantischen Bekenntnisses ist. Trotz aller Anstrengungen, welche die Protestanten und die Katholiken von der liberalen Opposition auf dem Reichstage vom Jahre 1833 machten, hat es dort nicht gelingen wollen, auch nur die allerbilligste Emancipation der Protestanten zu Stande zu bringen, und zwar aus Gründen, die ebenfalls charakteristisch sind für die politische Zusammensetzung moderner Staaten. Recht zur Zeit ist jetzt eine Geschichte dieses merkwürdigen Reichstages der Ungarn, die in dieser Sache gepflogenen Verhandlungen mittheilend, erschienen, unter dem Titel: „Die Religionsbeschwerden der Protestanten in Ungarn, von Elias Tibiscanus" (Leipzig, W. Einhorn), woraus wir Stoff und Veranlassung zu einem kurzen Artikel entnehmen wollen.

Der ungarische Nationalcharakter beruht ursprünglich auf einem tiefwurzelnden religiösen Element, das aber bei der damit verbundenen Heftigkeit eines noch ungezügelten und zwistigen Naturlebens um so leichter in einen flammenden Fanatismus aufschlug, der gegen Andersgläubige nicht anders als in Haß entbrannte. Durch die auch in das Gesetzbuch eingetragenen Friedensschlüsse von Wien und Linz in der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts war zwar den Protestanten vollkommene Religionsfreiheit zugesichert worden, aber nichts destoweniger begannen die empfindlichsten Verfolgungen derselben schon unter Leopold I. und wurden unter seinen Nachfolgern rücksichtslos fortgesetzt. Es half den Protestanten sehr wenig, daß Joseph II. für die gesammten kaiserlichen Staaten das Toleranzedict erließ, da dasselbe kein verbindliches Gesetz war, und selbst die ihnen gesetzlich gemachten Freiheiten durch den bekannten 26. Artikel vom

Jahre 1791 unter Leopold II. wurden ihnen durch spätere kaiserliche Resolutionen wieder verkümmert, oder man verstieß in der Praxis gegen den Sinn der ihnen eingeräumten Rechte. Die Beschwerden der Protestanten in Ungarn betreffen aber im Wesentlichen folgende Puncte. Zuerst erschien im Jahr 1793 ein königliches Rundschreiben an die Behörden, wonach in gemischten Ehen der protestantische Mann vor der Tauung aufgefordert werden sollte, einen Revers von sich zu geben, daß alle Kinder in der katholischen Religion erzogen würden. Doch sollte hiebei kein Zwang angewendet werden. Obwohl dies Rundschreiben auf die Beschwerden des protestantischen Korpus in Ungarn wieder zurückgenommen wurde, so dauern doch jene Aufforderungen unter Drohung des Nichtcopulirens noch bis heut an sehr vielen Orten fort, und die ausgestellten Reverse werden als verbindend angenommen. Ferner ist der Uebertritt zur evangelischen Religion dermaßen erschwert, daß jeder Uebertretende sich erst bei einem katholischen Geistlichen einem sechswöchentlichen Unterricht unterwerfen mußte und erst nach diesem und nach der alsdann erfolgten Erlaubniß des Königs ihm gestattet war sein Bekenntniß zu wechseln. Aber die größte Last war, bemerkt hier Tibiscanus, daß es bei den sechs Wochen fast nie verblieb, sondern wer beim Uebertritt beharrte, nach den jemaligen sechs Wochen immer wieder für unbedacht und leichtsinnig erklärt wurde, so daß sich dieser Unterricht jahrelang verzog und es Fälle gab, wo der Jüngling unterdessen zum Greise geworden war. Ein solcher lebte dann gleichsam unter dem Kirchenbanne, konnte nicht getraut werden, indem er keiner Kirche angehörte, und starb er, so hatte er kein kirchliches Begräbniß zu erwarten.

Andere Beschwerden betrafen ferner das Verbot, Katholiken den Zutritt zu dem protestantischen Gottesdienst zu gestatten, was sonst in Ungarn häufig zu geschehen pflegte, den protestantischen Predigern aber unter Androhung von Strafe untersagt wurde. Dann auch durften protestantische Lehrer und Erzieher in keiner katholischen Familie angenommen werden, und den evangelischen Theologen ist nicht erlaubt, ausländische Universitäten zu besuchen, mit einziger Ausnahme der berliner. Ferner herrscht der obwohl durch kein Gesetz begründete Gebrauch, ein Ehepaar gemischter Confession, wenn es aus irgend einem Grunde schon durch einen evangelischen Geistlichen copulirt worden, durch den katholischen Priester nochmals zu verbinden oder zu recopuliren, folglich die protestantische Trauung schlechthin für ungültig anzusehen. Auch ist nach Scheidung von einer gemischten Ehe dem protestantischen Theil verboten, wieder zu heirathen. Ferner werden bei Errichtung evangelischer Elementarschulen den Protestanten Hindernisse in den Weg gelegt, und obwohl man nach dem bekannten 26. Artikel von 1791 den Protestanten gestattet hatte, Konsistorien zu errichten und Synoden zu halten, so liegen doch seit 1792 die betreffenden Acten zur Errichtung eines Konsistoriums unbeantwortet in Wien, so daß es für Ungarn keine geistliche Behörde und kein kirchliches Recht bisher giebt. Die vier Superintendenzen augsburgischer und helvetischer Confession hatten zwar jede ihre Distrikts- und allgemeinen Konvente, aber sie haben keine executive Macht, die politischen Behörden sind nicht verpflichtet sie ihnen zu leisten, und die oberste Berufung geschieht immer zur Statthalterei, welche daher auch das einzige Gubernium der Religionsangelegenheit der

Protestanten ist. Ferner bestehen für die Protestanten an mehreren Orten drückende Verpflichtungen, zur Erhaltung der katholischen Kirche beizutragen, und von neu erkauften Bauernsitzen die kirchlichen Lasten ihres katholischen Vorgängers zu tragen. Demungeachtet sind die Protestanten doch an manchen Orten Ungarns vom Ankauf von Grundstücken und von der Ausübung der Gewerbe ausgeschlossen, sowie von der Beerdigung auf katholischen Friedhöfen. Bei den Regimentern werden durchaus keine protestantischen Geistlichen angestellt, und in den Königreichen Kroazien und Slavonien können die Protestanten nicht einmal das Bürgerrecht erlangen.

Dieser unterdrückte Zustand eines so umfassenden Theils der Bevölkerung, nachdem er lange Jahre im Stillen und zum Theil im Widerspruch mit dem eigentlichen Landesgesetz gelitten, fand endlich auf dem Reichstage von 1833 bei der Ständetafel ein Organ, das die Anforderungen der Gerechtigkeit dagegen erhob, und darauf antrug, die ungarischen Protestanten auf einen gesetzmäßigen und ebenbürtigen Fuß mit den Katholiken zu stellen. Es bildete sich auch unter den Ständen, die sich in einem rühmlichen Geiste als Vertreter eines edlen Nationalbewußtseins zeigten, eine liberale Mehrheit, die fast für alle oben angeführte Religionsbeschwerden der Protestanten eine zur Hervorbringung eines rechtlichen und dem ursprünglichen Landesgesetz gemäßen Zustandes geeignete Abhülfe beschloß. Aber diese günstige Beschlußnahme der Stände fand bei den Magnaten einen Widerstand, der vorauszusehen gewesen war, und es erhoben sich an dieser Tafel, an der sich das starre aristokratische und katholische Element des Landes repräsentirt, unübersteigliche

Schwierigkeiten, an welchen die ganze Angelegenheit wieder zerschellen mußte. Zuerst standen im Magnatensaal alle Bischöfe gegen die Berathung überhaupt auf, indem sie die Ungesetzlichkeit des Zustandes der Protestanten in Abrede stellten, und auf die schlechtesten, obwohl zum Theil ächt katholischen Prinzipien gestützt, behaupteten, daß den Protestanten in einem katholischen Staat keine größere Selbständigkeit eingeräumt werden könne. Unter dem Torysmus Ungarns konnte aber ebenfalls keine liberale Mehrheit für die Sache der Protestanten zu Stande gebracht werden. Nach energischen Gegenvorstellungen der Stände gelangte man jedoch mit Mühe an der Magnatentafel dahin, eine punktweise Aufnahme der ständischen Vorschläge zu beschließen und eine Deputation zur Ausarbeitung der Klagepunkte zu ernennen. Bei der Berathung selbst aber mußte die geringe liberale Opposition, die sich noch im Schooße der Magnaten geregt, immer mehr zurücktreten, und die Zugeständnisse, welche den Protestanten gemacht wurden, betrafen meistens nur Kleinigkeiten, als da sind, daß Evangelische und Katholische fortan auch auf einem und demselben Friedhof begraben werden dürften, daß man auch evangelische Kapläne bei den Regimentern anstellen wolle und daß die Evangelischen in der Beziehung auswärtiger Universitäten nicht gehindert werden sollten. Eine Mehrheit stimmte bei den Magnaten freilich auch für die Abschaffung der Reversalien, durch welche bisher bei gemischten Ehen der protestantische Theil Verpflichtungen zur katholischen Erziehung der Kinder eingehen mußte, aber sie stimmten unter der Bedingung, daß die in der Vergangenheit abgeschlossenen Reversalien ihre bindende Gültigkeit behalten sollten. Unter den Bischöfen, welche an

der Magnatentafel saßen, befand sich auch ein deutscher Dichter, Pyrker, Erzbischof von Erlau, der ebenfalls im nicht liberalen Sinne seine Stimme gab und sogar für die absolute Beibehaltung der Reversalien sich erklärte. Pyrker erzählte auch in dieser Sitzung zur Beruhigung der katholischen Gemüther, daß in seiner Diözese jährlich 100 Protestanten zur katholischen Religion überträten und ein entgegengesetzter Fall fast unerhört sei. Was dagegen den freien Uebertritt zur evangelischen Religion anbetrifft, so beharrte man an der Magnatentafel dabei, denselben so sehr als nur irgend möglich auch ferner zu erschweren und deshalb den unter den Beschwerden der Protestanten erwähnten sechswöchentlichen Unterricht fortbestehen zu lassen, indem die Erleichterung des Uebertritts als gegen das Dogma der katholischen Kirche streitend angesehen wurde. Weil also die Zugeständnisse der Magnaten für die Protestanten gar nichts bedeuten konnten, so sahen sich dadurch die Stände mit ihren freisinnigen Beschlüssen so gut wie paralysirt. Ein heftiger Widerstreit beider Staatskörper erhob sich und die schneidende Trennung der aristokratischen und volksthümlichen Elemente der ungarischen Verfassung offenbarte sich bei dieser Gelegenheit in aller ihrer Schroffheit. Die Nachtheile des aristokratischen Uebergewichts einer Verfassung auch für die Religion machten sich an diesem Beispiel bitter geltend, und es zeigte sich im Lauf dieser Verhandlungen nicht nur, mit wie festen Banden sich Aristokratismus und Katholizismus überall umschlungen halten, sondern auch, wie es in den katholischen Principien gelegen ist, zu ihrer Aufrechterhaltung eher zur Verletzung gesetzlicher und verfassungsmäßiger Staatselemente zu schreiten, als von sich selbst

zu lassen. Die ungarischen Stände aber ließen mit einer energischen und indignirten Erklärung an die Magnaten die ganze Sache fallen, um die Protestanten in Ungarn lieber ganz in dem bisherigen Zustande zu lassen, als ihnen durch halbe und noch schädlichere Gesetze noch mehr zu schaden. —

5.

Immanuel Kant's sämmtliche Werke. Herausgegeben von Karl Rosenkranz und Friedr. Wilh. Schubert. Erster Theil: Kleine Logisch-Metaphysische Schriften. Herausgegeben von Karl Rosenkranz. Neunter Theil: Metaphysik der Sitten und Pädagogik. Herausgegeben von F. W. Schubert. Leipzig. Leopold Voß. 1838.

Unsre Zeit hat ein Janusgesicht, mit dem einen Antlitz kehrt sie sich nach der Vergangenheit, und sucht mit festem Blick die Erscheinungen derselben in ihrem innersten Wesen zu fixiren, mit dem andern richtet sie ihr Auge auf die Zukunft, und versenkt sich sehnsüchtig-träumerisch in die Erwartung des Heils, das von ihr kommen soll. Die Gegenwart aber erbaut sich provisorisch aus beiden als ein Werden und geheimnißvolles Schaffen, als ein innerer Kampf der geistigen Elemente. Wie die politische Geschichte in der Organisirung der Staaten, so zeigt uns die Kulturgeschichte in der Wissenschaft, der Poesie, der Kunst dasselbe Schauspiel. Ein Genügen ist nur in der Vergangenheit, das Werdende aber hat noch keine feste Stätte gefunden. So schmerzvoll dieser Zustand für die ist, welche dem Dienste der Zukunft sich geweiht, so viel Gutes schließt er jedoch für die Masse der Nation, und namentlich für die deutsche in sich. Diese gewöhnt sich, das historische Leben der Vergangenheit in sich aufzunehmen, die Gestalten derselben treten ihr in immer deutlichern Umrissen

entgegen, ihre Helden, Dichter und Künstler sprechen zu ihr in vernehmbarer Sprache, und es bildet sich auf diese Weise ein festes Nationalbewußtsein heran, das allmälig sich auch in der Gegenwart orientiren lernt.

Zu den wichtigsten und bedeutendsten Erscheinungen nach dieser Richtung hin gehört auch das Streben, die philosophische Literatur der nächsten Vergangenheit dem Sinn der Nation näher zu bringen, und die Empfänglichkeit für dieses eigenthümliche Produkt des deutschen Geistes der Masse zu erschließen. Seit dem Erscheinen von Hegel's Werken scheint hierzu die Bahn geöffnet zu sein, wir haben in kurzer Zeit Fichte's, Krause's, Schleiermacher's Nachlaß an das Licht treten sehn, Guhrauer hat Leibnitz's deutsche Schriften gesammelt, Lachmann redigirt eine neue Edition von Lessing's Werken, und Rosenkranz und Schubert endlich haben die vorliegende erste Gesammtausgabe von Kant's Werken begonnen. Es ist erfreulich zu sehn, wie thätig und lebendig sich der Sinn für diese Unternehmungen erweist. Kaum hatte Rosenkranz in dem zweiten Band der Dioscuren in seinem Aufsatz „über die Gesammtausgabe der Kantischen Schriften" den Wunsch nach einer solchen ausgesprochen, so trat auch sogleich der Buchhändler Hr. L. Voß zu dem Unternehmen, und Schubert, der auf die Herausgabe mehrerer zu Kant's Nachlaß gehöriger Schriften, welche die Königsberger Bibliothek besitzt, bedacht war, gesellte sich gleichfalls zu diesem. Auf die Bedeutung und Wichtigkeit einer solchen Gesammtausgabe hat Rosenkranz in jenem Aufsatz mit so vortrefflichen Worten hingewiesen, daß ich mich nicht enthalten kann, Einiges daraus hier zu wiederholen. „Bei solchen Geistern, sagt er, welche nicht

nur ihren Namen, sondern ihre Werke der Zukunft überliefern, ist die Anschauung ihrer gesammten Leistungen etwas Nothwendiges, weil wir ihrer fortdauernden Erneuerung bedürfen, uns unsre Gegenwart zu erklären, und der Zukunft nicht rathlos entgegenzugehn. Eine Gesammtausgabe zwingt uns gleichsam, uns um Alles zu bekümmern, was sie hervorgebracht haben. Wir können dann nicht, dem Zufall überlassen, bei dieser oder jener Leistung stillstehn, sondern werden unwillkührlich genöthigt, das einzelne Werk im Zusammenhange mit allen übrigen zu betrachten, das eine aus allen, alle aus einem zu entwickeln." Wenn diese Hinweisung auf die Nothwendigkeit einer Gesammtanschauung der Produktionen des Genie's bei Dichtern und Schriftstellern schon im Allgemeinen eine hohe Geltung hat, so muß sie eine noch tiefere Bedeutung bei den Werken der Philosophen gewinnen. Denn hier ist es die Nothwendigkeit der fortschreitenden Bewegung des Denkens, welche den Mittelpunkt ihres Strebens, und somit auch den Mittelpunkt des über sie Forschenden ausmacht, die Individuen sind in der Philosophie, wie dies ein philosophischer Schriftsteller ausspricht *), „nichts Anderes, als die bloßen Formthätigkeiten, durch welche sich der Inhalt der Wahrheit zum Bewußtsein des Geistes erhebt." Deutschland bietet in dieser Beziehung ein gleiches, ja noch consequenteres Bild der Entwickelung dar, wie Griechenland; wie die Glieder einer Kette reihen sich die schöpferischen Philosophen an einander, einer den Andern ergänzend und überflügelnd. Sie selbst aber haben Jeder

*) S. Michelet, Geschichte der letzten Systeme der Philosophie in Deutschland von Kant bis Hegel. Berlin, 1837.

auf eine ihm eigenthümliche Weise in dem System die Nothwendigkeit ihres Denkens auszuprägen gesucht.

Der Eckstein des Baues aber, den die deutschen Philosophen aufgeführt haben, ist Immanuel Kant, und von ihm werden wir daher auch immer zu beginnen haben, wo von Philosophie die Rede ist. Er ist der Heros, der es zuerst unternahm, der Vernunfterkenntniß die freie Fahrt auf dem weiten Ocean des Denkens zu eröffnen, indem er die seichte Küste des Dogmatismus und das Klippengestrüpp des Skepticismus im Rücken ließ. Wie ein andrer Kolumbus ragt er aus den Gestalten seiner Zeit hervor, der den kühnen Muth hatte, zu dem neuen Welttheil der freien Erkenntniß den Weg zu suchen und die Bahn zu eröffnen. Mehr ist ihm freilich nicht vergönnt gewesen, er theilt mit jenem Helden des Meeres ein gleiches Schicksal, denn es war ihm nur bestimmt, die Vorhalle des neuen Landes zu betreten, der Genuß seines Reichthums sollte ihm nicht werden. Die Kleinheit der Welt, in die er gestellt war, nöthigte ihm diesen Mangel auf. So kühn Kant bei seinem Entdeckungsunternehmen der theoretischen Vernunft zu Werke ging, so zaghaft erscheint er, indem er das Gebiet der praktischen Vernunft betritt. Hier ist ihm die Erfahrung das allein Entscheidende, die aprioristische Erkenntniß hat hier keine Geltung mehr. Der Geist liegt ihm in der Sinnenwelt eingeschlossen. Wie hätte er es auch wagen sollen, dem kaum im Denken erstarkten Geist die Schranken der Wirklichkeit zu eröffnen, revolutionnär umbildend hätte er sich in das Leben ergießen müssen, und er würde hier ebenso zerstörend gewirkt haben, wie die Volksmacht in Frankreich, welche die Freiheit zur Willkühr stempelte. Erst als das Gebiet der

Philosophie durch Kant umrissen war, durfte der kühnere Fichte den Sturmschritt des Genie's wagen, und das Selbstbewußtsein, das „Ich" zur entscheidenden Macht des Denkens erheben, um die Freiheit des Erkennens darzustellen, bis darauf wieder Schelling und Hegel in der Realität die Tiefe der Idealität darstellten, und die Harmonie zwischen Denken und Sein vollkommen enthüllten. In Kant's System herrscht noch der Dualismus dieser beiden Elemente, aber ihre Geschiedenheit war nothwendig, um die Einigung der darin beruhenden Gegensätze hervorzubringen, und Kant's Schriften werden für uns immer die Schule bleiben, die wir durchmachen müssen, um zu dem endlichen Resultat zu gelangen.

Die Herausgeber der Kantischen Schriften haben nun eine vortreffliche Anordnung für diese getroffen, indem sie dieselben nach den beiden großen Abtheilungen der theoretischen und der praktischen Vernunft geschieden, innerhalb dieser aber eine Vereinigung in gleicher Befriedigung des chronologischen und systematischen Interesses erstrebt haben. Der erste Theil der Werke, welchen Rosenkranz edirt hat, enthält die kleineren Abhandlungen Kant's, welche als vorbereitende Arbeiten zur Kritik der reinen Vernunft angesehen werden können, und sämmtlich einen metaphysischen Inhalt haben. Dahin gehören: Der Versuch einiger Betrachtungen über den Optimismus, über die Fortschritte der Metaphysik seit Leibnitz und Wolf, die falsche Spitzfindigkeit der vier syllogistischen Figuren, Untersuchung über die Deutlichkeit der Grundsätze der Theologie und Moral, die Beweise für das Dasein Gottes, Versuch den Begriff der negativen Größen in die Philosophie einzuführen, zwei lateinische

Dissertationen ꝛc. An diese Schriften reihen sich dann die populären Aufsätze Kant's aus der Berliner Monatsschrift und den kleineren Schriften „was heißt, sich im Denken orientiren? über Philosophie überhaupt, Nachricht von der Einrichtung seiner Vorlesungen, von dem vornehmen Ton in der Philosophie, Verkündigung des nahen Abschlusses eines Tractats zum ewigen Frieden in der Philosophie," u. a. Diese populären Aufsätze werden die Aufmerksamkeit der Gegenwart vorzüglich erregen. Denn hier wird das Publikum daran erinnert werden, daß es eine Zeit gab, wo die philosophische Literatur in Reihe und Glied mit den übrigen Literaturgattungen stand, und wo die Philosophen zugleich als Schriftsteller Geltung hatten. Auch unsern Gelehrten kann eine solche Mahnung nur nützlich sein, denn sie haben ihrerseits eben so viel beigetragen, die Menge von sich durch wissenschaftlichen Rigorismus zu entfernen, als es diese verschuldet hat, daß sie durch die leichtsinnigeren Literaturelemente sich hat zerstreuen lassen. Die Kultur einer Nation beruht in der modernen Zeit auf der Bildung des tiers-état, diesen für die höheren Interessen der Literatur wiederzugewinnen, muß daher das Hauptstreben der Gegenwart sein. Es ist dies aber nur möglich, wenn die wissenschaftliche und künstlerische Kultur sich in vollem Maaße der Nation hingiebt. Kant nun erscheint in seiner Popularität ungemein liebenswürdig. Er ist nur darauf bedacht, dem Leser die Wege eben zu machen, er räumt alle Schwere der Scholastik bei Seite, und die Gedanken schmiegen sich eben und schön an einander. Man kann sich hieraus entnehmen, wie vortrefflich Kant's populäre Vorlesungen gewirkt haben müssen. Es tritt uns hier überhaupt eine Seite der Betrachtung ent-

gegen, die bei unsern Philosophen noch lange nicht genug hervorgehoben worden ist, die Frage, wieviel ihre individuelle Bildung zur Gestaltung ihres Systems beigetragen hat. Denn wenn auch im Ganzen die Richtigkeit jenes obenangeführten Satzes „daß die philosophischen Individuen nur Formthätigkeiten des denkenden Geistes seien," anzuerkennen ist, so bleibt doch immer die Bedeutung ihrer angebornen Individualität als entscheidend für die Richtung ihres Geistes und somit auch ihres Systems daneben geltend bestehn, und es löst sich erst in der Vereinigung des Individuellen und Allgemeinen die Starrheit, von welcher die Geschichte der Philosophie gewöhnlich ergriffen ist. In Hegel z. B. ist das Derbe und zugleich Gemüthliche seiner Schwabennatur wesentlich herauszuerkennen. Und bei Kant muß man doch auch fortwährend an den zierlichen Königsberger Professor denken, der zugleich ein philosophischer Revolutionnär und zugleich ein gehorsamer Staatsbürger war, der um Alles seiner Regierung keinen Anstoß geben mochte, und der in Uebereinstimmung mit der Moralrichtung seiner Zeit, die Tugend des bürgerlichen Lebens über Alles setzte, und zu dieser hinzuführen für seine Hauptaufgabe hielt. In der Metaphysik der Sitten, welche in den drei Abtheilungen der Rechtslehre, der Tugendlehre und der Erziehungslehre den neunten von Schubert herausgegebenen Band füllt, erscheint diese Richtung Kant's auf ihrem Kulminationspunkt. Es ist höchst interessant, diesem Moralstreben zu folgen, die Mühen zu beobachten, die das Denken macht, den Erscheinungen der Wirklichkeit conform zu werden, und das Tugendhafte und Moralische überall als höchste Spitze des Erkennens zu setzen. Aber es will nicht immer damit gelingen, hinter den schön-

sten Demonstrationen kommen die casuistischen Fragen als hinkender Teufel hinterdrein, schneiden ein Mephisto-Gesicht, und lassen den armen moralischen Leser ganz verdutzt stehn. Kant's Rechtslehre erhebt sich für den jetzigen Standpunkt der Rechtsphilosophie wenig über die gewöhnlichsten empirischen Theorien, und seine Staatslehre schmachtet in den Fesseln der absolutistisch-monarchischen Ideen, für den damaligen Zustand der Wissenschaften ist indessen verhältnißmäßig auch hier das Außerordentlichste geleistet. Merkwürdig sind Kant's Urtheile über die französische Revolution, die Schubert daraus in dem Aufsatz „über Kant's Stellung zur Politik in der letzten Hälfte des 18ten Jahrhunderts" in Raumer's historischem Taschenbuch für 1838 zusammengestellt hat, worin er zugleich das Verhältniß der Kantischen Rechtsphilosophie zu den Rechtslehrern seiner Zeit schildert. Von dem Wesen des Völkerlebens in seiner modernen Gestaltung hatte Kant noch keinen Begriff, und er konnte ihn vermöge seiner beschränkten Zeitverhältnisse nicht haben. Die Pädagogik, welche den Beschluß der Metaphysik macht, ist wieder sehr interessant, weil sie mit den populären Schriften correspondirt, sie ist aus Vorlesungen entstanden. Kant's Hingebung an das Einzelne, seine Liebe des Wirkens tritt hier wieder auf das herrlichste hervor. Es ist ordentlich rührend, den tiefsinnigen Metaphysiker darüber verhandeln zu hören, ob dem Kinde an der Stelle der Muttermilch auch thierische Milch gereicht werden dürfe. Eines weiteren Eingehns in den Inhalt dieser Kantischen Werke enthalten wir uns billig, da über jedes derselben in vortrefflichen Büchern zur Genüge geschrieben worden ist, und unser Zweck in dieser Anzeige nur auf die Hinweisung der Bedeutsamkeit der neuen Ausgabe für die

Gegenwart gerichtet war. Was über Kant noch fehlte, eine ausführlichere Biographie desselben, sowie eine Geschichte seiner Werke, das haben Rosenkranz und Schubert, welche sich durch ihre Ausgabe ein bleibendes Verdienst um Kant für die Zukunft erwerben werden, ebenfalls zu geben versprochen. Nach dem Erscheinen dieser Arbeiten sowie der noch übrigen Bände seiner Schriften wird es an der Zeit sein, ein kulturhistorisches Bild von Kant's Gesammtwirksamkeit zu entwerfen.

Dr. E. Meyen.

6.

Beiträge zu der neuen Ausgabe von Lessing's Werken.

1.

Folgendes Sinngedicht von Lessing fehlt in der neuen Ausgabe, doch wär' es der Aufmerksamkeit wohl werth gewesen.

Daß Beifall dich nicht stolz, nicht Tadel furchtsam mache!
Des Künstlers Schätzung ist nicht jeden Fühlers Sache:
Denn auch den Blinden brennt das Licht:
Und wer dich fühlt, o Freund! versteht dich darum nicht.

Hamburg, den 20. Oktober 780. G. E. Lessing.

Diese Zeilen schrieb Lessing bei seinem letzten Aufenthalte in Hamburg — kurze Zeit vor seinem Tode — in das Stammbuch des großen Schauspielers Schröder.

Aus Mangel an Raum brechen wir die Mittheilungen, die wir diesem Ort bestimmt hatten, hier ab, und werden in den folgenden Heften fortfahren, Beiträge dieser Art zur Vervollständigung der Lessing'schen Werke zu liefern, wozu der Redaction ein Heft von Handschriften des großen Autors vorliegt.

VII.

Correspondenzblätter.

*** **St. Petersburg,** Ende März 1838. — Das Buch des Hrn. Koenig hat den Blick der Deutschen in eine Region geleitet, die ihnen bisher fast ganz unbekannt war, und wir hören von ihnen manchen Ausdruck der Verwunderung über den Reichthum und die Mannigfaltigkeit der geistigen Arbeiten und Bestrebungen, die sich in der neueren russischen Literatur hervorthun. Mehr aber, als in Deutschland, mußte das Buch hier bei uns Aufsehen und Glück machen, wo der Gegenstand uns vor Augen und nach Gebühr bekannt ist. Daß Hr. von Melgunoff, ein geschätzter Literator aus Moskau, großentheils den Stoff des Buches dargeboten, giebt diesem die feste Grundlage von sichrer Kenntniß und scharfem Urtheil, und daß die Auffassung und der Ausdruck durch einen Deutschen durchgegangen, gewährt wieder andre Vorzüge, auf die ein russischer Autor zum Theil hätte verzichten müssen. Genug, das Buch findet hier großen Beifall, gilt für ein wahrheitgemäßes, lebenvolles Bild der jetzigen Culturstufe des literarischen Rußlands, und nur wenige Widersacher wagen gegen die darin ausgesprochenen Urtheile und Ansichten laut zu werden. Man bereitet eine russische Uebersetzung vor, bei der einige Auslassungen und Zusätze doch nöthig werden könnten. Besonders erwartet

man eine Verstärkung des polemischen Theils gegen die oberflächliche, hohle, aber sich breitmachende, unnationale Schriftstellerei, worin der ächte Sinn und Geist der Russen nicht zu finden ist.

Nach dem zwiefachen Verlust, den wir seit kurzem in der russischen Literatur erlitten, durch Puschkin's und Marlinsky's Tod, ist einiger Stillstand in den dichterischen Erzeugnissen eingetreten, aber der Antheil und Eifer für die Literatur hat sich nur vermehrt. Das große Beispiel des Kaisers, der die Herausgabe der Werke Puschkin's mit Kaiserlicher Freigebigkeit ausgestattet hat, und überall das hervortretende wahre Talent begünstigt, wirkt in den höheren Klassen günstig fort, und außerordentliche Kräfte können in dieser Richtung wirksam werden, wenn das tiefere Interesse der Nation sich ihr zugewendet. —

In manchen höheren Kreisen ist es freilich mehr Sache der Mode, als eines wahren Antheils, von Zeit zu Zeit ein russisches Buch zu lesen, besonders wenn der Autor berühmt ist, und sein Namen allgemein genannt wird. Allein in allen Klassen giebt es schon Einzelne und Gruppen genug, für welche die Literatur eine Sache wahren Ernstes und hoher Begeisterung ist. Daß uns eigentliche Literatoren und Schriftsteller vom Fache größtentheils noch fehlen, ist vielleicht ein Vortheil. Unsre Schriftsteller sind dies meist nur nebenher; sie verfolgen die Laufbahn des Staatsdienstes, in der Verwaltung, im Kriegsheer, sie leben in der großen Welt oder auf ihren Gütern; was dadurch ihren Werken an strenger Form, an Glätte und Richtigkeit der Sprache, an geübter Tüchtigkeit abgeht, ersetzt sich andrerseits durch die Natürlichkeit und Frische, die von Pedanterei und Hand-

werkerei fern bleibt. Manche Schriften kommen daher auch erst sehr verspätet in Druck, weil es ihren Verfassern an Beeiferung fehlt, und kein Verleger sie drängt. Dabei ist die handschriftliche Verbreitung oft nicht geringer, als die gedruckte sein könnte. Manche Gedichte von Puschkin, ehe sie im Druck erschienen, waren jahrelang in tausend Abschriften durch ganz Rußland bekannt, auswendig gewußt, mit Begeisterung hergesagt und angehört, dasselbe gilt von einem Lustspiele von Gribojedoff, welches jedermann kannte, ehe es zur Aufführung gelangen konnte. An dieser Lässigkeit hinsichtlich des Drucks und diesem Eifer im Abschreiben und Auswendiglernen hat aber vielleicht auch die Schwierigkeit der Censur einigen Antheil. Das russische Censurgesetz ist an sich ohne Zweifel eines der liberalsten; nur über die häufige Unkunde und Bedenklichkeit untergeordneter Censoren wird geklagt, und nicht jeder Autor hat das Glück, wie Puschkin, von des Kaisers eigner hohen Hand ein Imprimatur zu empfangen, das großartig und freisinnig über niedre Rücksichten hinweggeht.

Seit Puschkin's Tod, der eine ungeheure Lücke verursacht hat, in welche noch kein andres Talent vorzutreten wagt, ist ohne Zweifel Gogol als der bedeutendste unsrer Schriftsteller zu nennen; sein Talent ist eines der größten, und vielleicht das originalste aller, die wir je gehabt haben. Er hat einige Novellen und kleine Romane geschrieben, die meisterhaft sind, und das russische Leben in seiner tiefsten Wahrheit darstellen; sein letztes Werk war ein Lustspiel, das auf der St. Petersburger Bühne mit großem Erfolg aufgeführt worden. Seitdem hat er eine Reise in's Ausland unter-

nommen, und lebt schon ein paar Jahre in Rom, ohne daß eine Arbeit von ihm bekannt geworden.

Doch die Poesie ist darum noch nicht verwaist. Shukoffsky hat seine reizende Erzählung „Undine" herausgegeben, deren Inhalt er von Fouqué entlehnt, aber mit dem Zauber seiner harmonievollen Verse ausgestattet hat, die niemand außer ihm so wunderbar zu bilden versteht! In lyrischen Gedichten strahlt jetzt auch eine Dichterin, die junge Gräfin Rastoptschin, geborne Suschkoff, deren Gesänge durch Zartheit der Empfindung und Wohllaut der Sprache sich besonders auszeichnen. Deßgleichen hat Benediktoff durch einen zweiten Band vermischter Gedichte auf's neue die allgemeine Gunst angesprochen, die schon dem ersten Bande von allen Seiten zu Theil geworden. Ein junger Dichter Ljukian Jakubowitsch ist mit einer kleinen Sammlung von lyrischen Gedichten aufgetreten, welchen viel Eigenthümliches, Anmuthiges inwohnt; besonders ist er in Auffassung des Volksmäßigen und Oertlichen sehr glücklich. Durch volksthümlichen Humor und einfache Lieblichkeit zeichnen sich die Lieder eines sogenannten Naturdichters aus, des Bauers Kolzoff aus Woronesh, der kaum lesen und schreiben kann, aber die mannigfachsten Tonarten besitzt, und in seiner naiven Ausdrucksweise oft biblisch erhaben ist. Der sächsische Gesandte Hr. von Lützerode hat mehrere dieser merkwürdigen Gedichte in's Deutsche übersetzt, und es wäre sehr zu wünschen, daß diese Uebertragung veröffentlicht würde.

Im dramatischen Fache ist Kukolnik, der schon mehrere Dramen aus der russischen Geschichte und aus dem Leben italiänischer Mahler und Dichter bearbeitet hat, mit zwei

neuen Schauspielen hervorgetreten, deren eines Peter den Großen zum Gegenstande hat; und Timothejeff, ein fleißiger und fruchtbarer Autor, hat ein großes dramatisches Gedicht „Rom und Karthago" geliefert. Auch Bernette — der jüngere Shukoffsky — hat sich in dieser Gattung versucht. Als das Ausgezeichnetste müssen wir aber den Grafen Ugolino von Polewoi bezeichnen; der Dichter hat die berühmte Episode des Dante bearbeitet, aber fast alles ist seine eigne Erfindung. Auf der Bühne von St. Petersburg hat dieses Werk im vergangenen Winter den größten Erfolg erlebt, und allgemeinen Enthusiasmus erzeugt.

Den größten Antheil und Beifall erwecken in diesem Augenblicke die Dichtungen von Sokoloffsky, der früher ein Gedicht „die Schöpfung" und einen mittelmäßigen Roman geschrieben, dann, während einiger Jahre in gezwungener Einsamkeit, durch das Studium der Bibel und der hebräischen Sprache zu einem mystischen Gedicht „Alma" begeistert worden, welches, ungeachtet seiner düstern, eintönigen und ermüdenden Gattung, durch den Aufschwung der Gedanken, durch die Fülle und Kühnheit der Bilder, durch die Macht, Frische und Sonderbarkeit des Ausdrucks, zur Bewunderung hinreißt. Ein andrer beliebter Schriftsteller, Weltmann, hat sich mit Vorliebe und großem Erfolg in das altrussische Leben versenkt, das er in allen seinen Verzweigungen gründlich erforscht hat, und in genauen, lebendigen Zügen wiederzugeben versteht.

Ein junger Dichter Namens Huber, hat den ersten Theil des Faust von Goethe in russische sehr wohlklingende Verse übersetzt, und wer diese Uebersetzung vorlesen hört und sie mit dem Original zu vergleichen fähig ist, erklärt sie für ein

Meisterstück. Wir hoffen dieses Werk, welches eine wahre Bereicherung der russischen Literatur sein wird, bald im Druck erscheinen zu sehen, wofür freilich das Imprimatur von höherer Hand zu erbitten wäre, da die gewöhnlichen Censoren an dem bloßen Stoffe schon Anstoß nehmen könnten. Aber würde denn auch in Deutschland nicht manche Censur, wenn der Goethische Faust jetzt als das Werk eines jungen, noch nicht namhaften Autors erschiene, ihre argen Zweifel haben? — Ein andrer geistvoller Literator, Bakunin, hat die Uebersetzung der Briefe Bettina's unternommen, und man versichert, daß dieselbe schon weit vorgeschritten sei und bald auch im Druck fertig sein werde.

Wir gedenken hier nur des Neusten dieser Art. Verdiente, ruhmvolle Namen zählt Rußlands Literatur noch in Menge; Krüloff, Wäsemsky, und viele andre, — aber sie gaben in der letzten Zeit keine neuen Erzeugnisse, wie denn überhaupt eine fortgesetzte, gleichmäßige Fruchtbarkeit hier selten ist. —

Eine sehr löbliche Beeiferung ist für die russische Geschichtschreibung und Geschichtforschung bemerkbar, und der Kaiser selbst begünstigt diese schätzbare, für die russische Nationalität gewiß höchst ersprießliche Thätigkeit, welche sowohl die ältesten als die neuesten Zeiten umfaßt. Von Schriften über neuere Geschichtsereignisse führen wir die Kriegsdenkwürdigkeiten des Generals von Danileffsky an, die in ächt russischem Sinn und dabei sehr freimüthig geschrieben sind. Turgeneff, der würdige, geistvolle und menschenfreundliche Staatsmann, setzt im Auslande seine ergiebigen Forschungen für die russische Geschichte in Archiven und Bibliotheken fort; zwei jüngere Gelehrte, voll Eifer und

Kenntniß, Neweroff und Strojeff, haben die gleiche Bahn betreten, und sind kürzlich wegen ihrer Leistungen von der Staatsbehörde öffentlich belobt worden. Wer sich der großen Aufgabe unterziehen wird, Puschkin's Geschichtsarbeiten fortzusetzen, dürfte wohl sobald noch nicht anzugeben sein!

In der Literatur der Zeitschriften, der Kritik u. s. w. haben wir die Namen Polewoi, Schewüreff und Melgunoff als die Vertreter des Bessern und Höhern bestens zu rühmen. Schewüreff hat über den Dante und über den zweiten Theil des Faust beachtungswerthe Aufsätze geliefert, auch eine allgemeine Geschichte der Poesie begonnen, deren Fortsetzung nicht unterbleiben möge!

Eine große Thätigkeit ist sichtbar in allen Zweigen der gemeinnützigen, belehrend-unterhaltenden Literatur, die sich in Encyklopädieen, Wörter- und Handbüchern, mahlerischen und technischen Bilderwerken, bald volksmäßig und wohlfeil, bald vornehm und prachtvoll dargestellt. Die große russische Encyklopädie ist besonders bemerkenswerth. Seit drei Jahren ist sie nur bis zum vierten Buchstaben des Alphabet's gediehen, aber beträgt doch schon zwölf starke Quartbände. Auf die neueren französischen, deutschen und englischen Werke dieser Art gestützt, nimmt die russische Encyklopädie dennoch einen ihr eigengehörigen Rang unter ihnen, und verdient auch im Auslande die größte Beachtung; denn alle Artikel über Rußland, seine Geschichte, Sprache, Literatur, Länder- und Völkerkunde, werden von den kundigsten und bewährtesten Gelehrten verfaßt, mit größter Sorgfalt und Ausführlichkeit, mit allen Hülfsmitteln, welche nur dieses Reich in solcher Ausdehnung darbieten kann; so

daß man sagen darf, nicht nur Rußland wird dadurch in einer ganz neuen Gestalt bekannt werden, sondern auch das gesammte Asien mit seinen noch dunklen Ländern, Völkern, Sprachen und Alterthümern wird von dorther eine ganz neue Beleuchtung empfangen. Außer dieser großen Encyklopädie erscheinen noch einige andre, die militairische unter der Aufsicht mehrerer gelehrten Generale, die Handels-Encyklopädie, die der mathematischen Wissenschaften bearbeitet von dem ausgezeichneten Mathematiker Benjakoffsky. Hier ist auch des Werkes zu gedenken, das zu Moskau unter dem Titel: „Mahlerisches Umhersehen" von Polewoi herausgegeben wird, und Bilder und Erzählungen aus der russischen Geschichte enthält.

Ueber die Leistungen der Russen in den schönen Künsten, Musik, Mahlerei, Bildhauerei u. s. w. behalten wir uns künftige Mittheilung vor. —

□ **Paris.** Anfang April. — Der Frühling kommt mit allmähligen Schritten herangezogen und der Tuilerieengarten hat schon die Thore weit für ihn aufgemacht, obschon Mr. le Prince (der mit Ludwig's XIV. Blut benetzte Baum, der dadurch, wie Sie wissen, eine größere Kraft des Wachsthums gewonnen hat) diesmal später als sonst seine ungeheuern Knospen treibt. Ab und zu haben wir auch wieder das abscheuliche Regenwetter, das einen Frühjahrsaufenthalt in Paris zuweilen zu einer wahren Hölle machen kann und das für den besonderen Auftrag, den ich Ihnen in meinem diesmaligen Schreiben erfüllen soll, um so ungünstiger einwirkte, als es einen sehr großen Theil der Bilder auf dem Salon so gut wie unsichtbar machte. Die nachtheilige Beschaffenheit des Locals, in welchem die hie-

sige Kunstausstellung alljährlich stattfindet, ist Ihnen aus eigener Leidenserfahrung gewiß noch erinnerlich, und wie es jedes Jahr wieder in Anregung kommt, eine Aenderung darin geschehen zu lassen, so ist auch letzten Sonnabend eine Petition vor die Deputirtenkammer gelangt, einen neuen, zweckmäßig gebauten Saal für die Expositionen, wie dies schon für die Industrieausstellungen geschehen, anzuweisen oder einzurichten. Die Petition ist auch an den Minister des Innern überwiesen worden, aber diese Formalitäten versüßen uns nicht die Qual, die wir unterdeß noch immer in den engen und lichtwidrigen Sälen des Louvre auszustehen haben.

Der Salon ist jetzt seit vier Wochen dem Publikum geöffnet und der hochgespannten Erwartung, mit der man sogleich den Bildern zuströmte, folgte zu Anfang eine fast allgemeine Unzufriedenheit und die Klage über getäuschte Hoffnungen. Diese Stimmung dauerte die ersten Wochen an und war sehr begreiflich, da es in der That auf dem diesjährigen Salon an Leistungen gebricht, die mit höherer Kunstgewalt hervorstrahlen und wie eine siegreiche Sonne sich auf den ersten Blick geltend machen; nach und nach aber wurden allerdings eine Anzahl sehr vortrefflicher Bilder, unter sehr viel mittelmäßigen und gleichgültig lassenden, bemerklich, obwohl mit der vorjährigen außerordentlich gediegenen und werthvollen Ausstellung in keiner Hinsicht der Vergleich gezogen werden kann. Der Catalog weist von Gemälden 1807 Nummern nach, von denen ein großer Theil, und darunter besonders die Schlachtgemälde aus verschiedenen Jahrhunderten, auf Bestellung des Königs entstanden und für Versailles bestimmt sind: viele religiöse Bil-

der sind im Auftrage des Ministers des Innern, besonders für Kirchen, gefertigt, andere haben ihr Dasein den Bestellungen des Präfecten der Seine zu danken. Im Allgemeinen kann man wohl sagen, daß der tüchtige und gediegene Geist der neuesten französischen Malerschule, der durch geniale Technik, frische Naturkraft und gesunde Realität sich charakterisirt, auch diesmal würdige Vertreter in den Salon gesandt hat; aber man ist auch heuer wieder sehr unzufrieden mit der Jury, gegen deren auswahlbestimmendes Urtheil große Beschwerden sehr heftig laut geworden sind. Bemerkenswerth ist in dieser Hinsicht ein sehr einsichtsvoller Artikel, welchen der Bildhauer *David* im National über die Expositionen veröffentlicht hat. Dieser geniale Künstler dringt darauf, die Jury abzuschaffen, aus dem Grunde, weil kein Künstler, wie er meint, Fähigkeit und Recht habe, über das Werk seines Collegen in der Kunst zu urtheilen. Alsdann verlangt er, daß die Ausstellung eines Bildes nicht mehr für eine Ehre, sondern vielmehr für eine absolute Berechtigung seines Urhebers angesehen werden solle. Zugleich hat David in seinem sehr energievoll geschriebenen Artikel auf ein besonderes Local für die Ausstellung gedrungen, damit die Studien der Gemäldegallerie des Louvre nicht immer so lange unterbrochen würden.

Ich will Ihnen nun einige der erwähnenswerthesten Bilder nennen, die in dem diesjährigen Salon entweder der öffentlichen Meinung oder dem Ideal der Kunst am meisten genuggethan haben. Ein allgemeiner Ueberblick über die Leistungen ist überhaupt für jetzt nur möglich, da zu einer zusammenfassenden und übersichtlichen Beurtheilung noch durch längeres Sehen Stoff und Anhalt gewonnen werden

muß. Die hiesigen Journale haben freilich schon mit vollen Backen zu loben und zu tadeln angefangen, aber ein unbefangener Beschauer wird sich mit ihren Urtheilen nicht selten in Widerspruch gesetzt sehen. So hat man hier ein historisches Bild, das ich zu den vollendetsten in jeder Rücksicht zähle, die Clotilde des Eugène Devéria (desselben, der das schöne Bild mariage des paysans bretons gemacht) unter die mittelmäßigen oder von falschem Geschmack zeugenden Leistungen geworfen, während es meines Erachtens gerade von einem hohen Streben zeugt. Die beiden Söhne des Clodomir, von ihren Oheimen ermordet, liegen auf dem Bett, in königlichem Kleide. Die Geistlichkeit feiert das Todtenamt, Krieger und Leute des Hauses assistiren, und Clotilde, die Großmutter der beiden Todten, steht weinend und reuig vor ihren Leichnamen da. Die Aufgabe, bei der dem Künstler einige Verse aus der Chronique de France der Madame Tastu vorgeschwebt, bildet gewissermaßen ein Gegenstück zu unseres Hildebrand's vielberühmtem Bilde von den „Söhnen Eduard's," aber es ist ein größeres Tableau, das die sehr mannigfaltigen Figuren in herrlicher Composition zusammenfaßt. Es ist in derjenigen Ruhe und Gediegenheit gehalten, welche der tragisch-feierliche Moment erfordert; das Colorit ist lebendig und wahr, und über das Ganze ist ein anziehender Hauch ausgegossen. Ferner hat in der historischen Malerei Delacroix wieder manches Vorzügliche geliefert. Unter seinen Bildern macht das größte Aufsehen eine Medée furieuse. Sie ist verfolgt, sitzt in mattbeleuchteter Höhle auf einem Felsen, und hebt den Dolch, die beiden Kinder zu durchbohren. Man begegnet auf diesem Bilde einem trefflichen und überraschenden Ausdruck

der Leidenschaften und es ist immer von einem Haufen bewundernder Beschauer belagert. Minder interessant, doch voll historischer und natürlicher Wahrheit sind desselben Künstlers Convulsionaires de Tanger, eine fanatische Sekte (Yssaouis), die wie verrückt durch die Straßen ziehen. Eines der größten historischen Bilder aber, das von der vorjährigen Ausstellung durch die Jury zurückgewiesen wurde und daher diesmal die besondere Aufmerksamkeit erregt, ist von Gigoux, Antonius und Cleopatra nach der Schlacht von Actium vorstellend, treu nach der Erzählung des Plutarch im Leben des Antonius. Antonius und Cleopatra, im königlichen Pallaste sitzend, versuchen das Gift an den Sclaven und Sclavinnen, die sterbend und leidend umherliegen. Cleopatra wählt die Natter. Man kann bedeutendes Studium und eine große Naturwahrheit in diesem Bilde nicht verkennen, doch läßt es im Ganzen kalt, wozu aber auch der Umstand nicht wenig beiträgt, daß es im Saal eine unangemessene Aufstellung erhalten, indem es gegen das Licht hängt. Biard lieferte ein Bild, das viel Effect macht, die Opferung einer Braminenwitwe darstellend. Die Witwe, eine reizende Gestalt, von einem ganz durchsichtigen Schleier bedeckt, ist im Begriff, in den feurigen Abgrund zu springen, in welchen Priester Oel zu gießen beschäftigt sind. Auf Costüm und Vegetation hat der Maler viel Fleiß verwendet, aber das Ganze ist unlieblich und macht wenigstens auf mich keinen angenehmen Eindruck. Unter mehreren Genrebildern desselben Künstlers betrachtet man mit Vergnügen die Distribution de prix dans une école allemande, worin der Charakter und das Temperament der Kinder, meist aus Mädchen bestehend, sehr gut

aufgefaßt ist. Viel Aufmerksamkeit erregt ein Bild mittler Größe von Jacquand: Le jeune Gaston, dit l'Ange de Foix, nach einer Stelle in den Chroniques de Froissard; der junge Gaston hatte von seinem Oheim Charles l'empoisonneur, roi de Navarre, ein Gift angenommen, als ein Mittel, die gestörte Eintracht zwischen seinen Eltern herzustellen; er wurde überrascht von seinem Vater, als er, ohne Ahnung was er that, das Pulver in das Essen streuen wollte; verurtheilt zu vieljährigem Gefängniß stirbt er freiwilligen Hungertod, und dieser Moment ist vom Maler zur Darstellung gewählt. Gaston sitzt ganz ermattet auf seinem Lager, der Majordomus bietet ihm auf den Knieen vergeblich einen Teller mit schönen Früchten an, die er mit der Hand von sich stößt; am Fuße des Bettes steht ein Page, eine anziehende Figur, auf die ein besonderer Fleiß gewendet ist, auf einem Krystallteller Wasser und Wein darreichend. Als ein Bild von großem Verdienst und außerordentlicher Wirkung ist auch Ziegler's Prophet Daniel zu nennen, nach Daniel Cap. 6. entworfen. Daniel verweilt noch am Rande der Grube und seine ganze erhabene Gestalt spricht Dank, Andacht und Erhebung aus, während unter ihm der Engel knieend die murrenden Löwen beschwört. Die Farben sind glänzend und harmonisch, Manche wollen jedoch Correctheit in der Zeichnung vermissen. Ein großes Tableau von Charles Louis Müller, Martyre de Saint-Barthelemy stößt zurück durch den krassen Naturalismus, womit der Henker, der übrigens die beste Figur im ganzen Bilde ist, dem Märtyrer das Fleisch herausschneidet. Ein großer Aufwand von Studium läßt sich sonst in den einzelnen Theilen nicht verkennen. Sehr originell

in der Composition und interessant durch die Ausführung ist ein Bild von Ferret: Jesus en Egypte. Jesus steht sinnend auf den Ruinen von Theben, über welche ein tiefer Schatten sich ausbreitet; er denkt das Christenthum. Zur Rechten sitzt ein ägyptischer Priester und dechiffrirt Hieroglyphen, während neben ihm seine Tochter, eine jungfräuliche Priesterin der Isis, ihren Blick zu Christus hinwendet. Vater und Tochter bilden eine schöne Gruppe. Steinheil, ein Deutscher, hat die sonderbare Idee gehabt, die sieben Todsünden nach einer Stelle im Neuen Testament darzustellen. Einen angenehmeren Eindruck macht Christus, die Kinder segnend, von Théophile Lacaze. Etwas theatralisch ist ein anderer Christus von Monvoisin; die Versöhnung wird vollzogen, Himmel und Erde sind in Aufruhr. Die vielen Schlachtengemälde, deren größter Theil für Versailles bestimmt sind, erlassen Sie mir wohl näher anzugeben. Die werthvollsten darunter haben geliefert Eugène Devéria, Steuben, Hippolyte Bellangé, Eugène Lami (ein Schüler von Horaz Vernet), Philippoteaux, besonders aber Decaisne. Der Triumph des diesjährigen Salons besteht aber vielleicht in der Menge höchst vortrefflicher Landschaften und in mehreren Seestücken, worin die ausgezeichnete Naturauffassung der Franzosen sich am vollendetsten offenbart. Ein höchst reizendes Thalbild von Louis Cabat, eine Herbstlandschaft von Paul Huet, zwei Winterlandschaften von Watelet, viele andere Naturansichten von Marilhat, Storelli, Schirmer, Pernot, Mercey; von Louis Lerois, eine Berglandschaft, wo der Schäfer Phorbas das Kind Oedipus findet; die Sündfluth, zwei Bilder von Alex. Leblanc,

dürften, soviel ich bis jetzt davon übersehe, die wichtigsten Leistungen in diesem Genre sein. Von den Seestücken nenne ich folgende: Le naufragé, von Th. Gudin, das Meer voll außerordentlichen Effects, wie Alles, was Gudin in dieser Weise malt, aber die Figur hat, für mich wenigstens, viel Widerwärtiges; bemerkenswerth ist von Debois-richeux eine Scene bretonne, Gottesdienst auf der See, wohin die Priester mit den Landleuten flüchten. Der Brand des englischen Schiffes Devonshire von Aug. Meyer, sowie eine Schiffbruchscene von Casati finden ebenfalls großen Beifall. — Eine sehr reichhaltige Lese ist noch übrig an den Genrebildern und kleinen historischen Stücken, welche mittlere Gattung den eigentlichen Augenschmaus des sogenannten größeren Publikums bildet. Der kleine Rahmen, der piquante, begränzte Gegenstand machen solche Bilder besonders faßlich und genießbar für die Anschauung. Ein großer Theil derselben ist auch in der That von entschiedenem Kunstwerth. Xavier Duprèz hat neapolitanische Pilger auf dem Wege nach Rom gemalt. Die Tochter faßt die ohnmächtig umsinkende Mutter, während der Sohn an einer Quelle Wasser schöpft: ein Bild von ergreifender Wirkung. Ein reizendes Bild hat A. Debacq gemalt, die Kindheit des Montaigne; es ist die bekannte Geschichte, wo der Vater das Kind durch Musik aus dem Schlafe wecken läßt. Von Mlle. Blanchard sieht man griechische Frauen, die, von den Türken verfolgt, sich mit ihren Kindern vom Felsen ins Meer stürzen. Jules Dehaussy zeigt den geizigen Rembrand, wie er sterbend noch einmal seinen Schatz zu sehen verlangt. Ein komisches Bild hat Jules Boilly gemacht. Der Maler Ranc, ein Schüler von Rigaud,

mußte sich vergebens bemühen, es einer Familie mit dem Portrait einer Person recht zu machen. Er schneidet endlich ein Loch in die Leinwand und die Person steckt den Kopf hindurch. Possirlich nimmt sich nun die Bestürzung und Beschämung der Familie aus. Ein Lieblingsbild aller Beschauer ist Camille Roqueplan's Vandyck à Londres. Vandyck hat Gäste vom Hofe zum Essen und läßt Musik machen. Madame Desnos hat eine sehr schöne Darstellung der La Vallière gegeben, die, im Begriff, ins Kloster zu gehn, sich der Königin zu Füßen wirft. Der herrlichste Humor belebt zwei Bilder von Henri Decoëne, die unter einander zusammenhängen, Une tournée pastorale, wo der Mr. le Curé eine Runde durch das Dorf macht, um den Zehnten zu erheben. Bald aber hätte ich vergessen, Ihnen ein Lieblingsbild der Pariser zu nennen, von Eduard Pingret, das nichts Geringeres darstellt als: Le Roi Louis-Philippe I. accordant à la veuve Meunier la grâce de son fils. Interessant ist der Ausdruck der Königin, die sich ebenfalls im Bilde befindet. Der König aber hebt die Frau auf, mit den Worten: „Votre fils s'est repenti, je veux qu'il vive!“ Die Scene ist nach einem Bericht in dem Journal des Débats gemalt, ein Beweis, daß man auch Journalartikel malen kann. Alphonse Roehn fils hat als allerliebste Burleske ein Urtheil des Paris gegeben, auf dem drei Dienstmädchen vor dem Portier, welcher den Apfel hält, ihre Waden zeigen. Eine anmuthige Idylle ist Roqueplan's les plaisirs du soir. Sehr hübsch ist von Haudebourt-Lescot eine affectirte vornehme Dame, welche ihr Kind säugt, während der Mann in Rousseau's Emil liest. —

Ich höre für diesmal von diesen Gegenständen auf, um einer späteren zusammenfassenden Beurtheilung der pariser Kunstausstellung nicht zu viele Einzelnheiten vorwegzunehmen. Was literarische Neuigkeiten anbetrifft, so weiß ich davon wenig zu erzählen, da die Erscheinungen der letzten Zeit weder mir noch Andern eine erhebliche Aufmerksamkeit abgewonnen haben. Die französische Literatur ist jetzt in eine gewisse Stagnation gerathen, die feurige Lava, welche von den letzten Nationalerschütterungen ausgeströmt, ist erkaltet, und weiß der Himmel, was die Geister und Zustände wieder aus der Lethargie erwecken wird, in die jetzt Alles versunken scheint. Interessant und inhaltreich sind die vor einiger Zeit erschienenen beiden ersten Bände von des Marquis von Custine Werk über Spanien, aber es gehört gewissermaßen mehr der Vergangenheit als der Gegenwart des französischen Tageslebens an. Mir fiel darin unter Anderm eine merkwürdige Stelle auf, von der ich Ihnen etwas schreiben will. Bei Gelegenheit der Eindrücke der Kathedrale von Cordova, welche Herr von Custine in seiner geistreichen und sinnigen Weise wiedergiebt, schreibt er auch einen feindlichen Ausfall gegen die Poeten, gegen die hommes à imagination, die uns berücken und verführen, und zuletzt nur in trostloser Oede lassen. Aber nachdem er seinem Herzen diese dichterische Befriedigung gegeben, hält er inne, und wirft sich selber die Frage auf: „Doch die gewöhnlichen Menschen, haben sie nicht alle Fehler der außerordentlichen, und nur den Genius weniger?" Und hierauf wendet er sich eifrig an die Empfängerin seines Briefes: „Lieben Sie denn, verehren Sie einen Byron, wenn Sie so unglücklich oder so glücklich sind einem zu be-

gegnen, und ich, ich will Sappho oder Frau von Staël lieben; denn die Furcht wird mich nie von dem Kultus des Genies abhalten. Ich würde der Diener Rousseau's, der Sklave Byron's gewesen sein, und für ihre beleidigenden Launen hätte es mir genugsame Schadloshaltung gewährt, wenn ich sie hätte fühlen lassen, daß sie von mir verstanden würden, wie von keinem andern." Dies Bekenntniß, auffallend in dem Munde eines französischen, aristokratisch und katholisch gesinnten Marquis, gereicht ihm desto mehr zur Ehre, als hier in der größten Demuth die edelste Gemüthskraft hervorbricht. —

Eine kleine Denkschrift, welche Hr. Dr. Guhrauer über das Memoire Leibnitzen's verfaßte, das der große Philosoph zur Erörterung seines Plans zur Eroberung Aegyptens bekanntlich Ludwig dem XIV. vorlegte, ist durch Cousin in der Académie des sciences morales et politiques vorgelesen worden und hat vielen Beifall gefunden. Guhrauer hat die Negociation hier zuerst im Archiv aufgefunden und er bereitet über diesen Gegenstand eine ausführlichere Druckmittheilung, mit Beifügung der neuen Documente, vor. —

γ **Muskau.** So will ich denn auch in den Freihafen einlaufen mit meinem kleinen Briefbote und mein Schiff- und Log-Buch vorlegen. Ich habe freilich nur einen kleinen Kutter — eigentlich mehr für's Freibeuterhandwerk geschickt — auch hab' ich nur kleine Ladung und weiß nicht einmal, ob es auch richtiges Kaufmannsgut sein wird und gäng und gebe ist im Handel.

Ich komme aber von einem gar seltsamen Eilande — Muskau ist mitten im Sandmeere der Lausitz ein Binnen-

land, eine Oase, als wenn im wüsten Arabien ein Phönix sein Nest gebaut hätte — vielleicht aber ist's auch ein Greif.

Jedes Stückchen guten Landes beinahe mußte erst aufgefahren werden, und der große Park ist wie ein großer Zuckerkuchen — unten ein dicker, sandiger, dürrer Semmelteig — und darüber nur eine dünne, saftige, süße, wohlschmeckende Kruste; — oder auch wie der Marmor Berlins, wo eine dünne Marmorschale wie ein dünn Seidenkleid die groben wollnen Gewänder der unteren Backstein- oder Holzwände beschleiert.

Muskau liegt, wie das kleine schöne Kapri neben Italien — so von Berlin getrennt durch das Sandmeer der Lausitz und Mark. Aber von diesem Kapri aus ergehn, wie weiland von dem römischen — zwar nicht die Heischungen eines Blut — und Gewalt-Herrschers Tiberius — aber es sitzen da still waltend zwei, drei — oder mehre andre Fürsten im großen deutschen Reiche des Geistes, die von hier aus mit ihren Bekanntmachungen das genannte Reich erfreuen — Friedenfürsten, aber keine spanischen — obwohl vielleicht in spanischen Schlössern. —

Die Berliner wundern sich, daß Männer, wie Leopold Schefer, Seidel, hier nicht blos gedeihen und wachsen — sondern auch grünen und blühen und süße Frucht haben und sich freuen am eignen Wuchern — darüber, sag' ich, wundern sich die Berliner, und begreifen kaum, wie einer ihre langen, graden Straßen (die krummen nebenbei) und ihre großen acht- und vier- und kein-eckigen Plätze nicht vorziehen sollte einem Städtchen, wo kaum ein und ein halber Platz und so viel Häuser sind, als in Berlin Straßen.

Aber in kleinen Nestern sitzt sichs warm, und Singvögel sind selten groß und bauen sich gern kleine, trauliche Nester — legt auch manchmal der Teufel sein Gukukei hinein — Hofvögel dagegen, die größer sind — als wie Hühner, Enten, Gänse — bauen freilich auch größre Nester — aber wie oft brüten sie? laufen sie nicht vom Neste, kaum daß sie das Ei gelegt, ohne zu brüten?

In Muskau sitzt ja einer der schönsten, lieblichsten und liebevollsten Sänger Deutschlands — ein rechter starker Sprosser in diesem Zauberhaine.

Gleich wenn Ihr von Berlin nach Muskau hineinkommt, seht Ihr rechts einen Gasthof, dann Scheunen, dann ein halbes Haus, wieder Scheunen — und dann auf Etwas, was man Berg nennt, ein niedliches Häuslein mit gothischen Fenstern, die sehr groß sind — es ist ein kleiner Erdzwerg mit großen Augen — eine großartige Kleinigkeit. Beinahe scheint's wie irgend ein Pfefferkuchenhäuschen irgend eines deutschen Ammen- und Volksmährchens — so traulich und süß und würzig.

Wenn Sommer ist, so schaut sichs von da gar hübsch in ein Gärtchen hinein, das auf Abstufungen mit seinen Bäumchen und Blumen und Gemüsen sich um das Häuslein herumlegt, wie die Außenblätter um den sonderbar schönen Kelch und Heerd irgend einer Wunderblume. Das ist natürlich Leopold Schefer's Wohnung — und darin sitzt dieser Blumengeist, elfartig, zaubervoll, sinnig, neckisch, lieblich, mitunter fast koboldartig, wenn er aus seinem Kelche herausschimpft und neckt — er ist immerhin von den Geistern, die mehr wissen als Erddinge. Es ist

„Der, der die ganze Stimme der Natur
Heraushört, ihm ward sie zur Harmonie.
Hier nah vor seinen Füßen weint ein Kind —
Und rings im Grünen singen hundert Vögel,
Dort morschet eine alt bejahrte Eiche,
Und drunten nicken junge Blüthenbäume
Sich freundlich zu; dort schallen Grabgesänge
Vom Schlafgemach der Todten — und vom Walde
Her seh' ich eine lust'ge Hochzeit schweben." u. s. w.

denn freilich möcht' ich immer weiter abschreiben aus seinem „Gebetbüchlein" — so nannte er mir's selbst. — Es ist Alles grade so, wie er's hier hingeschrieben, er hat die Natur abgeschrieben — ihm gleich liegt Kirchhof und Straße; und er sitzt oben warm in der Natur auf seinem Nestlein und brütet und singt in die Sonnenwelt hinaus für seine Brut,

„Geht fleißig um mit seinen Kindern, hat
Sie Tag und Nacht um sich und liebet sie,
Und läßt sich lieben einzig schöne Jahre."

Seine Kinder aber solltet ihr sehen! — Die Bildlein von ihnen liegen in seinem Gebetbüchlein als Heiligenbilderchen — er hat sie ja abgemalt in allen seinen lieben Kinderschilderungen. Ebenso die Mutter. Sie waltet schlicht und still darinnen und hat ihren großen Kinder- und ihren kleinen Viehstand. —

Die Muskauer nennen Schefer ihren Einsiedler — er ist ein Zweisiedler mit seinem Weibe. Die Muskauer denken, der Einsiedler solle zu ihnen kommen und etwa betteln — sie sind nicht rechtgläubig (katholisch), sonst wüßten sie, daß die Einsiedler von jeher ihr Glöcklein wohl allein geläutet und fromme Beichtkinder und Verehrer (die sie und ihnen verehrten) zu sich beschieden haben. —

Die Muskauer sind ein glückliches Völklein — und haben sie nicht Alles? ich meine, haben sie nicht einen Fürsten, einen Hof, ein Schloß, Schloßgarten, Schauspiel, Bad, Hofbeamte, Schriftsteller, Dichter und Buchbinder — ja sogar ein Berlin — nämlich eine Stadt Berlin, den Gasthof? — haben sie in Muskau nicht ein Rathhaus, 1½ Kirchen — übrigens auch Trümmer von Pflaster — die ihr grünbehartes Haupt aus dem Strome der Zeit und Vergangenheit — wie alte Karpfen — hervorstrecken? — Die Muskauer Schloßgasse ist doch wenigstens so lang, als ein Durchgang des Berliner Schlosses — und nun können wir eigentlich gleich in den Garten eintreten — — . . .

. . . Geehrtester Herr, ich muß aber hier um Entschuldigung bitten; ich hab' es nun freilich gemacht wie weiland die spanischen und andere Amerikafahrer, und habe als Ballast und Rückfracht von dem seltsamen Eilande meinen Kiel mit Sandelholz, Mahagoni u. dgl. gefüllt. Als ich aber meine dazu aufgespeicherten Vorräthe musterte, fand ich mit Schrecken — daß Sie mir einen zu kleinen Schiffraum gestattet — so daß ich Vieles zurücklassen mußte. Jetzt nun, da ich auspackte, zeigt es sich, daß es grade das Holz (materia) gewesen ist, das im Muskauer Garten steht — das hab' ich über Bord werfen müssen und so blieb in meinem Briefschiffe nichts übrig vom Parke.

Auch stößt uns, wenn wir zum Gartenthore einrücken, gleich das Amthaus auf. Da wohnt nun Jemand, von dem sich freilich auch Manche — wenn auch nicht grade Berliner, — gewundert haben, daß er hier wohnt — so abgeschieden von der eleganten Welt. — Aber es ist wenig zu verwundern, daß er sich hierher gesetzt hat; mehr, daß sie ihn

hierher gesetzt haben. Nun hängt er hier wie ein ausländischer Vogel unter den einheimischen des Gartens, wie im Käfig; und er kann hier nun freilich nicht mehr grad aufsteigen mit seinem Sange, wie eine Lerche — aber sie haben ihm doch auch oben eine weiche Decke gemacht, daß er sich nicht gleich den Kopf einstößt, wenn er's versucht. Auch haben sie sein Weibchen zu ihm gelassen und seinen Jungen, — wenn's nicht ein Mädchen ist.

Auch ist er ein gewaltiger Jäger geworden — wenn auch nicht vor dem Herrn — wie Nimrod. Doch, wer weiß? — Und seine Frau geht eben auch nicht anders aus, als mit dem zierlichen Gewehr auf der Schulter. Uebrigens geht's Beiden wohl und sie können das künstliche Kanariennest, das man ihnen schon fertig hingegeben, ja auch noch mit eignen goldnen Federn putzen und ausstatten. — Ich meine, sie wohnen recht zierlich und fein, und vornehm und bequem.

Laube kam von Berlin und der große Backenbart hing ihm noch voll von Berliner wohlriechender Seife, mit der man ihn eingeseift hatte. — Manche haben ihn auch am Bart gezupft. Da kann er sich denn freilich noch nicht drein schicken, daß die lieben Muskauer nicht solche savon de Provence oder dgl. haben — er zieht sich vornehm zurück und ist sich, wie in der Literatur jetzt — so auch in Muskau, selber genug, schreibt eine Literaturgeschichte, kommt alle vier Wochen einmal zu Schefer, schießt Böcke — und wenn das wird vorbei sein, so sagt ein gewisser Mensch, er werde sich auf den Fischfang legen, und unter Andrem habe er schon dem Hrn. Engelmann in Leipzig den Vorschlag gemacht, er solle ihm einige Hundert Krebse

schicken — er will diese jungen Europäer auch in der krebsarmen Neißgegend verbreiten. Das geht mich — und manchen Andren — aber eigentlich Alles sehr wenig an, und ich wünsche ganz von Herzen, daß Hrn. Laube in der Versteigerung der Hinterlassenschaft des verstorbnen, durch seinen Herrn rühmlichst bekannten Forstmeisters einige gute Gewehre werden vor den Kauf gekommen sein — daß er sich wehren kann, denn er wird freilich zu viel angefochten sowohl, als angefochten, d. h. angebettelt.

Mehr ein Mann des Volkes — oder vielmehr des Stadtadels von Muskau ist der hiesige Bühnendichter Seidel — ein Fünfzigender, stößig, brünstig — aber immerhin ein Edelhirsch. Freilich wollen ihn die armen Bauern seines vielen Wildschadens wegen nicht recht loben, aber der Fürst hält ihn doch fest und warm. Früher war er, glaub' ich, Vorsteher des Liebhaberschauspiels, und es soll gut gewesen sein. Leute dazu hat er an den vielen fürstlichen Beamten, die diese Herrschaft von neun Geviertmeilen bearbeiten — daß die Bauern schwarz werden — ich meine vom Kohlenbrennen in der großen Haide.

Neulich sind die arabischen Pferde des Fürsten angekommen — schöne, prächtige Thiere. Ihr Herr aber wird vor 1839 schwerlich zurückkehren — wenn ihn, den Schußfesten, nicht etwa gar ein gar heimlicher aber gewaltiger Herrscher zum Tode verurtheilt und ihm einen schwarzen Fleck auf's Herz gemalt hat als Ziel — die Pest. — Sie haben sehr lange keine Nachricht von ihm. —

Uebrigens, wenn wir nun herausgehn, so nehmen wir schon schnell den Weg durch einen Theil des Parks.

Er ist seltsam anzuschaun — er liegt da, hier und dort

noch mit Schnee belegt — wie ein junges Weib nach der Brautnacht, und dehnt sich wollüstig, die Frucht zu hegen, und schwellen und hervorgrünen zu lassen — Es ist wahr, der Garten streckt sich ordentlich, wie im Schlaftrunke, nachdem ihn die hereinscheinende Sonne aus süßem Traume geweckt. — Die Wasserleitung, an der der gewundene Gang hingeht, ist geschwollen, wie eine lebhafter schlagende Ader — noch wenige Wochen und diese Sträucher haben sich zu Lauben verschlungen für die Liebespärchen der Nachtigallen — und dann kommt nur selber hin und seht Euch das Weitere näher an. — v. Tr.

† **Aus Süddeutschland**. — Es war wohl eine harte Zeit, als der schwere Scepter Napoleons auf Deutschland lastete; aber es ist kein Unglück das nicht auch sein Gutes hätte. — Das gemeinsame Unglück und Uebel war ein mächtiges Versöhnungsmittel und gerade in jener furchtbaren Zeit schloß sich der Bund der Deutschen enger, als je vorher. Eine religiöse Duldung wurde herrschend, wie seit der Reformation nie gewesen. Man vergaß den langgenährten Haß, Deutsche schlossen sich an Deutsche und betrachteten sich nur als Christen, als Brüder eines Blutes, einer Sitte und Zunge. — Ihr Vertrauen auf Gott wuchs gerade damals, wie die Eiche im Sturme sich kräftiget, und eine wahrhaft religiöse Begeisterung durchdrang die Gemüther. — Dieses zeigte sich während des langen Druckes im festen Ausharren, dieses zeigte sich dann im allgemein erwachten Freiheitskampfe in freudiger Aufopferung und Hingabe aller irdischen Güter. — Es zeigte sich im Kampfe selbst, und was seit Jahrhunderten nicht mehr geschehen war, als die Kriege meist blos der Eroberung für einzelne Geschlechter

galten, das sah man in jenen furchtbaren Schlachten; wie von einer unsichtbaren Gewalt hingerissen, knieten Kaiser und Könige mit dem Volke vor dem Kampfe nieder, erhoben sich freudig, schlugen und siegten, und dankten dem Herrn der Heerschaaren für den Sieg. — Betrachtet man, welche Umwälzung der religiösen Ansichten in jener Zeit geschah, so wird man mit Freude gewahr, wie gerade in jenen Stürmen sich das reine Christenthum, jene thätige, aufopfernde Bruderliebe, der felsenfeste Glaube an Gott, herrlich entwickelte und eine schöne Vereinigung der lange getrennten Deutschen hervorbrachte. Die Fürsten gingen mit ihrem Beispiele voran, katholische Könige vermählten sich (was, seit Jesuiten herrschten und die allmächtigen Beichtväter waren, nie geschehen durfte, und geschehen war), mit protestantischen Fürstentöchtern, oft wahrhaft zum Segen ihres Hauses und Landes — und ihnen folgte das Volk und die Priester beider Confessionen segneten den Bund. — Was die größten Reformatoren nicht vermocht hatten, was alles Hindeuten auf die Schrift nicht bewirkte, das bewirkte das Machtgebot Napoleons; — die Bischöfe hörten auf, weltliche Fürsten zu sein, die Kirche sollte wirklich nur eine geistliche Macht sein, die mittelalterlichen Anstalten, Klöster und Klosterähnliche Institute gingen zu Grabe, unbetrauert, denn sie hatten in der letzten Zeit ohnehin ihr sieches Leben nur mit Mühe hingeschleppt, und weder die Fürsten noch das Volk beklagten den Untergang derselben. — Damals war es nahe daran, eine deutsche christliche Kirche aufzurichten und die verschiedenen christlichen Bekenntnisse zu vereinen, was die größten Gelehrten und Menschenfreunde, selbst Leibnitz, vergebens angestrebt hatten. Aber gerade der Friede

sollte das schöne Band wieder zerreißen, Deutsche von Deutschen wieder trennen und den Krieg der Meinungen wieder anfachen?! — Daß es so geschehen, liegt jetzt wohl klar vor Aller Augen. Man braucht nur den wüthenden Ton zu betrachten, der in den Artikeln so vieler Convertiten herrscht, die durch ihren Uebertritt zur allein seligmachenden Kirche hohe Staatswürden, Dompräbenden, Professuren, Erbschaften oder reiche Heirathen erschnappten. — Die Mönche Don Miguels und Don Carlos könnten nicht intoleranter und aufhetzender sprechen. —

Als nach langem Sturme, der alle bisherigen Grundfesten erschüttert und ein neues Geschlecht unter Kriegsgeschrei und Leiden aller Art geboren und groß gezogen hatte, die Fürsten von ganz Europa sich beriethen, um einen dauerhaften Frieden auf religiöse und sittliche Grundsätze zu gründen; da gab es doch Mächtige, welche die Zeit, die Gott gesandt hatte, rückwärts drehen wollten, welche sich vermaßen zu thun, als hätte die Menschheit unterdessen geschlafen!? Rom verlangte nun geradezu die Wiederaufrichtung des alten Deutschlands vom Jahre 1790, Herstellung aller Bischöfe mit ihren Gütern. — Es war dasselbe Ansinnen, welches sich schon vor, in und nach dem dreißigjährigen Kriege gezeigt hatte; aber es gelang auch diesesmal nicht, zum Zeichen, daß die Ereignisse, welche der Himmel sendet, doch gewaltiger seien, als die Schlüssel desjenigen, der Alles binden zu können glaubt. — Wie er ehemals (durch dreißig Jahre der Gräuel noch nicht ersättiget,) dem westphälischen Frieden geflucht, erließ der heilige Vater auch gegen die Beschlüsse des Wiener Congresses eine Protestation, auf welche Niemand achtete. — Aber darauf be-

gann der denkwürdige Kampf, nicht mit dem Schwerte, sondern mit geheimen Unterhandlungen, Werben und Locken durch mancherlei Künste, und was nicht mit einem Male gelungen war, suchte man allmählig und durch einzelne Verträge zu erreichen. Der Orden der Jesuiten wurde wieder erweckt, die Bibelgesellschaften, welche der heilige Vater eine Pest der menschlichen Gesellschaft zu nennen beliebte, verdammt, und es begannen die Jahre lang andauernden unermüdet fortgeführten Unterhandlungen wegen der Konkordate. Der Abschluß des Bairischen, über dessen Anfang, Mitte und Ende noch geheimnißvolles Dunkel liegt, so wie die Betreibung des Konkordates mit Würtemberg, Baden u. s. w. Diese Unterhandlungen und die Verfolgung des biederen freisinnigen Wessenberg zeigten deutlich: Rom hat von seinen Grundsätzen nichts aufgegeben und wird nichts aufgeben; es weicht der Zeit für Augenblicke und strebt, bei erster günstiger Gelegenheit, seine alte Herrlichkeit wieder geltend zu machen. Es will eine irdische Macht und Herrlichkeit, nicht eine geistige, und wie die Juden, erwartet es fort und fort seinen Messias, der ihm den alten Glanz zurückbringe. — Rom will herrschen, Fürsten gleich, aber nicht im Reiche der Geister durch Fortschreiten, Entwickeln und Fördern allgemeiner menschlicher Interessen, wie es in der alten Zeit das Monopol der Intelligenz hatte und die republikanische Freiheit wider Kaiser und Könige verfocht. — Jener Zweck und Plan liegt schon deutlich ausgesprochen in dem Bairischen Konkordate; wer nur immer tiefer blickt, wird es erkennen. — Um zu seinem Ziele zu gelangen, sucht Rom: 1) liegende Güter, festen Grund und Boden, um dem Adel und den Fürsten gleich und ebenbürtig

zu sein; 2) Klöster für das Volk, um auf dieses durch die herablassende gutmüthige Einfältigkeit der Bettelmönche zu wirken; 3) den Unterricht der Jugend durch andere Orden, um das neue Geschlecht nach seinen Ansichten zu seinen Absichten zu ergreifen, damit es sich geduldig in die geistige und körperliche Knechtschaft füge. Dieses sind die Elemente der römischen Herrschaft gewesen und sind es noch; ja sein ganzes Leben und Bestehen ist fest an sie geknüpft, und werden ihr diese entzogen, so muß Rom nothwendig zu Grunde gehen; darum strebt es instinktartig nach diesem Lebens-Elemente.

In Frankreich begannen mit der Restauration auch die Plane der katholischen Kirche sich wieder zu entwickeln; Missionskreuze wurden aufgerichtet, es geschahen Wunder und Zeichen; die Jesuiten wurden wieder eingebürgert, sollten sie auch unter einem andern Namen vorkommen, die Güter der Kirche im Stillen durch Ankäufe und Schenkungen vermehrt. Sonderbar ist es freilich, daß sie, die sich rühmt ganz allein den wahren Geist der christlichen Lehre gefaßt zu haben, ohne weltliches Besitzthum nicht bestehen zu können glaubt, da doch das Reich des Herrn nicht von dieser Welt war und ist! Der Streit um liegende Güter zur Ausstattung der neu errichteten Bisthümer verzögerte, wie man ziemlich zuverlässig weiß, die Vollziehung der schon seit Jahren abgeschlossenen Konkordate. Da Rom in diesem Puncte nicht durchdringen konnte, begnügte es sich einstweilen damit, daß der Kirche der Besitz und die nachmalige Erwerbung von Gütern gestattet ward. Am wichtigsten erschien aber den Freunden Roms, die Erziehung der Jugend wieder ganz allein oder doch größtentheils zu erhalten; so

wichtig däuchte ihnen dieses, daß der Nunzius in München bald nach seiner Ankunft ziemlich unbehutsam äußerte: „so lange diese Lehrer und solche Vorstände an ihrer Spitze wirken, ist für uns kein Heil. Diese muß man zuerst entfernen." — Und was ist seit dem Jahre **1820**, vorzüglich aber seit 1826 nicht geschehen? Will man einzelne Beispiele von Jahrelanger Verfolgung? **Exempla sunt odiosa**, und doch muß ich Einiges, nur Einiges berühren. Man verdächtigte die ausgezeichnetsten Männer bei der Regierung, weil sie nicht römischen Grundsätzen huldigten, weil sie nicht im Geiste Roms lehrten, und dazu beitragen wollten, Jugend und Volk planmäßig dumm zu machen. Wer erinnert sich nicht der vielen Lehrplane in einem bedeutenden süddeutschen Staate, von welchen einer den andern verdrängte und verdrängen mußte, weil sie einer gewissen Parthei nicht gefielen? Sie wollten geflissentlich Alles verwirren, damit es am Ende deutlich schiene: Seht, es ist kein Heil mit eurer Erziehung, bis ihr die Schulen wieder in die Hände der Geistlichen, nicht der Geistlichen, sondern der Mönche gebt! — Lange sträubte man sich; man erinnert sich, daß ein finsterer Bund, deren vorzüglichste Glieder als Mitarbeiter einer süddeutschen Zeitschrift bekannt waren, offen darauf ausging, mystischen Unsinn unter frömmelnden Sprüchen zu verbreiten, um das Volk zu locken; man weiß auch, daß der Bund plötzlich sich das allerhöchste Mißfallen zugezogen und wie eingeschüchtert eine Zeitlang stille gesessen habe. — Aber er ruhte nicht und die Tollheiten der Ultraliberalen und manche andere extravagante Bestrebungen auf der andern Seite brachten jene Parthei wieder empor. Wer kennt nicht die letzten verhängnißvollen Jahre, ihre Ver=

sprechen und ihre Früchte? Diese Unsinnigen trugen am meisten dazu bei, Deutschland in die Fesseln Roms zurückzuführen, wenn es ja noch irgend möglich ist! Jetzt verkündeten die Römlinge offen: Uebergebt uns die Schulen, wir erziehen euch die Jugend zu ruhigen gesitteten Bürgern! und jetzt war ihr Antrag willkommen! Heißt es doch, die Jesuiten hätten sich schon erboten, die Mittelschulen in den größten Städten eines süddeutschen Staates unentgeldlich zu übernehmen, damit desto mehr Fonds übrig blieben zu endlosen Bauten und für Kunstschätze?? Zwar die Jesuiten wollte man noch nicht, aber doch Mönche, und welch ein Unterschied wird wohl zwischen Mönchen und Mönchen sein? Sie müssen ja für das Interesse Roms wirken, und wohin dieses ziele, ist nicht mehr zweifelhaft. Von da an begann ein wahrer Zwiespalt zwischen der Lehre und dem Leben sich zu offenbaren; die Jugend soll nicht mehr nach den Grundsätzen der Aeltern erzogen werden; was diese sagen, die eine Zeit voll Bedrängnisse glücklich zurückgelegt haben, wird in der Schule als Gottlosigkeit und Irrthum verdammt. — Ein junger Priester sagte und lehrte offen, als ein Gewitter die Feldfrüchte am Gebirge hin zusammen schlug: das ist die Strafe für jenen Pfarrherrn, welcher bei dem Gewitter nicht läuten läßt. — Der dem Feldbau und der Sittlichkeit gleich schädliche Unfug der Kirchweihen, der abgebrachten Feiertage, der entfernten Wallfahrten wird von vielen Geistlichen aus allen Kräften gehegt und gepflegt. Ein neu angekaufter, protestantischer Gutsherr brachte durch Bauten und neue Einrichtungen viel Geld im Umlauf, aber wie gewonnen, so zerronnen! Die katholischen Bauern murrten: es sei offenbar kein Segen bei all dem

großen Verdienst, weil halt der Baron ein Lutheraner sei! — Was sollen nun die Aeltern zu solchen Lehren, welche ihre Söhne aus der Schule heimbringen, sagen? Sollen sie die Achtung gegen den Lehrer aus dem Herzen ihres Sohnes tilgen und Zweifel säen! Sie müssen schweigen aus mehr als einem Grunde und das Unkraut wuchert üppig fort. Glaube man es nur, schon kommen wieder Fälle vor, daß der Priester von einer armen Tagelöhners Wittwe die letzten Groschen nimmt und eine Messe zu lesen verspricht für ihr Kind, das erst ein Jahr alt starb, damit es ja in den Himmel komme, daß er den letzten Groschen nimmt, um die verhexte Kuh zu exorcisiren, die Blut statt Milch giebt. — Im Isar- und Unterdonaukreis, sollen unter den Mendikanten unnatürliche Laster im Schwange gehen. — Das ist dann frommer christlicher Sinn. — Unter dem Vorwande, daß die Religion nicht entweiht und gelästert werde, hat man glücklich erlangt, daß nichts mehr über die Geistlichen in öffentlichen Blättern geschrieben werden darf, was ihren Einfluß bei dem Volke vermindern könnte. Es ist etwas über ein Jahr, als in einer großen, berühmten Stadt eine sonderbare Geschichte von seltsamer Schatzgräberei von Mund zu Mund ging, wie dabei schändlicher Betrug vorfiel und der geweihte Schatzgräber, der einem neuerweckten Orden angehörte, silberner Schaufel und Zangen bedurfte, den Schatz zu heben, was ihm jedoch nicht gelang, sondern ein Unhold entwendete sogar das aufgewendete Silber. Man brachte den Mann von der Flucht zurück und Jedermann erwartete nun, die Sache in öffentlichen Blättern wenigstens in allgemeinen Ausdrücken besprochen zu lesen, damit andere Leichtgläubige nicht auch betrogen würden; aber man las nichts,

vielmehr verlautete, der Gensdarme, welcher den Verdächtigen und Beschuldigten öffentlich einbrachte, habe deßwegen einen Verweis erhalten. — Macht aber irgend ein altes Mütterchen eine Schenkung an die Kirche, wird eine Capelle errichtet, schnell berichten es preisend alle Blätter, und welche Lobsprüche werden nicht erst öffentlich gespendet, wenn eine fromme Frau mehrere Tausende als ein ewiges Capital anlegt, von dessen Zinsen ein Mann bequem leben kann, der dagegen nur die Verpflichtung hat täglich eine, oder wöchentlich ein paar Messen für die Seele der Wohlthäterin zu lesen. Solche Stiftungen werden gepriesen und andern als Muster vorgehalten: thut darnach und ihr werdet den Himmel euch zum Danke verpflichten. So ist es denn dahin gekommen, daß der katholische Priesterstand auf dem geraden und ebenen Wege ist, sein voriges Ansehn, Macht und Reichthümer wieder zu erlangen; zwar werden noch mehrere Jahre verfließen, bis er alles vereinigt, aber er hat doch die Hoffnung. Wie viel die Geistlichen, wie viel die Ordinariate, jetzt schon vermögen, weiß Jeder zu berichten; es ist ihnen aber vorzüglich um die Erziehung oder vielmehr Verziehung zu thun. Weil der Priesterstand als das Eldorado unserer Zeit und aller Stände wieder angesehn wird, drängen sich ungemein viele zu demselben, nicht gerade die fähigsten Köpfe, welche man mißtrauisch beobachtet, sondern die Geduldigen, Frommen. Manche sagen freilich, vorzüglich die Armen am Geiste: Wer hat seit langer Zeit gehört, daß der Sohn eines Ministers sich dem Priesterstande widmete? Jetzt haben wir ein Beispiel; die Bischofmützen und die angenehmen Sinekurstellen in einer Domherrn-Anstalt tragen wohl vieles dazu bei und locken gar lieblich an. Man weiß, daß Männer

von mehr als dreißig Jahren, die vorher einem Handwerke lebten, plötzlich von einer unwiderstehlichen Begierde ergriffen wurden und werden, Geistliche zu werden. Man dressirt sie ein Paar Jahre, daß sie zur Noth lateinisch lesen und einige Formeln verstehen lernen, schickt sie an eine milde Anstalt, um dort die Abiturientenprüfung zu machen, dispensirt sie vom Griechischen und der Mathematik, und sie können an die Universität oder an ein Lyceum, werden nach wenigen Jahren Priester und sind als solche auch sogleich die gemachten Vorsteher der Elementarschulen. — Zwar der Schullehrer übersieht sie weit, aber sie begegnen ihm stolz, er ist ein Freigeist und man weiß sich durch Erzählen von Legenden und Austheilen von Bildchen und Rosenkränzen die Zuneigung der Jugend zu gewinnen. Stand doch vor etwa sechszehn Monden in einem Blatte: — „Wozu braucht man die theuren Schulen mit den hochmüthigen Schulmeistern, die dem Geistlichen meist nur widerstreben? Der Bauer hat genug, wenn er Religion und etwas rechnen kann, dieses lehrt der Geistliche. Was ist denn mit all' dem Kostenaufwande geleistet worden?" — Dieses sind die Ansichten, welche man zu verbreiten sucht in unseren Tagen, da ringsum Alles mit Riesenschritten sich vorwärts bewegt. Stillstand heißt bei dieser Partei — so darf man sie wahrhaft nennen — das große Wort, und sie will nicht erkennen, daß kein Stillstand in der Natur ist.

Bereits haben die Mönche einige Mittelschulen in Süddeutschland, die neu errichteten Klöster sollen zugleich die Pflanzstätten der künftigen Lehrer werden, durch welche nach und nach nicht bloß die weltlichen, sondern auch die weltgeistlichen Lehrer von ihren Lehrkanzeln verdrängt werden

sollen, da selbst diese ihnen zu freisinnig sind. Man will nur Mönche und als Mustererziehungsanstalt für alle Jugend gilt die in Freiburg in der Schweiz. Dieses Land ist in der neuesten Zeit in beständiger Unruhe und Bewegung, vorzüglich durch die Römlinge, und scheint sich recht eigentlich als Heerd großer Umwälzungsversuche zu characterisiren; von dort aus schickt man politische Meuterer, von dort aus die neuen Lehrer, und es scheint fast, als wollte man geflissentlich mit der einen Hand Gift und Dolch, und mit der andern dann mitleidsvoll das Heilmittel: die Jesuiten gewähren! Die Zeit wird auch wohl noch die Machinationen enthüllen und einen Blick in das innere furchtbare Triebwerk gewähren. In der erwähnten Anstalt sollen sich über vierhundert Zöglinge befinden, und es ist glaublich, da sogar ein hochgestellter Staatsmann in seiner Rede bei Eröffnung eines Klosters nicht undeutlich auf das Blühen jener Anstalt hinwies und den Wunsch ausdrückte, die Eltern möchten nun ihre Söhne an die nähere Schule senden. — Die Jesuiten bemühen sich aber vorzüglich, die Söhne reicher und hochgestellter Aeltern zu bekommen, damit durch sie dann leichter und mit größerem Erfolg auf die künftige Bildung eines ganzen Landes gewirkt werde. Man weiß, daß aus dem katholischen, ja wer sollte es glauben, selbst aus dem protestantischen Süddeutschland die Söhne angesehener Aeltern und großer Güterbesitzer sich dort befinden; man weiß und erzählte es sich mit Staunen, daß ein Minister (nicht jener Obenerwähnte), der zu den freisinnigsten, kräftigsten Männern gehörte, welche je gelebt, seinen jüngsten Sohn in jene Anstalt schickte, wozu er freilich nur durch seine Umgebung vermocht wurde und wider Willen der Be-

wegung folgte, die nun einmal herrschend zu bleiben scheint; in diesem Falle würde es freilich gut sein, wenn der Zögling aus jener Schule käme. Fragt man nun, was wird denn dort gelehrt, so erfährt man: gerade dasselbe, was man in den Schulen der Jesuiten vor zwei Jahrhunderten lehrte; denn sie schreiten nicht vorwärts, alle neuen Entdeckungen, Erfindungen, Verbesserungen sind ihnen ein Gräul; schlechtes Latein ist bei ihnen die Hauptsache, in allen übrigen Gegenständen sind sie unerfahren, unwissend. Sie wissen den Geist mit Namen und Zahlen abzufinden und durch einen Schwall lateinischer Verse, zu welchem sie die Worte und Floskeln ohne Geist an einander knüpfen, alle geistige Schöpfungskraft zu ersticken. — Es sollen in einer sehr bedeutenden Stadt zwei Söhne eines hohen Beamten, welche dort gebildet waren, die Abiturientenprüfung mitgemacht und als gänzlich unfähig zurückgewiesen sein; nichts desto weniger schickte sie der Vater wieder nach Freiburg. Kommen solche Fälle noch öfter, so werden ja wohl zum Frommen der Schwachen diese vom Staate angeordneten Prüfungen aufgehoben und die Zöglinge mit ihrem Jesuitenzeugnisse auf Universitäten zugelassen werden ohne Prüfung. Es ist wirklich nicht unwahrscheinlich, was man schon oft behauptet hat, daß die Jesuiten eigene Emissäre haben, damit sie Schüler anwerben; zuverlässig ist, daß sie suchen, in adlichen Häusern Hofmeister unterzubringen, welche bei ihnen gebildet wurden, und man könnte über solche wohl Einiges erzählen. Es ist offenbar, man will den Adel unwissend, damit man auch über ihn leichter herrschen könne, damit auch er die Unwissenheit wieder pflege und sich blos der Jagd und dem Vergnügen, oder wie man

zu sagen beliebt, den ritterlichen Uebungen widme. Glaube man ja nicht, daß die römische Kirche sich blos in dem Lande auszubreiten und zu vergrößern strebt, welches in der neuesten Zeit durch die sonderbarsten Gegensätze, die es planmäßig begünstigt, so viel von sich reden gemacht hat; die Arme der geistlichen Körperschaft reichen unsichtbar in die Kabinette der Nachbarländer und man ist wohl gezwungen, endlich als wahr anzunehmen, was schon mehrmal von jener Seite angedeutet wurde, daß selbst protestantische Minister in größtentheils protestantischen Ländern dem Mönchswesen nicht abhold sind und den Wahn hegen, man könne durch Mönchs-Institute am ersten und leichtesten einem revolutionairen Treiben einen Damm setzen, welches sich bei katholischen Unterthanen eines schön gelegenen fruchtbaren Bezirkes äußerte. — Obgleich gerade die fanatisch-katholischen Länder, Sicilien, Neapel, der Kirchenstaat, Piemont, Portugal, Spanien, Belgien, Südamerika, Frankreich (dessen Süden noch immer denkt, wie zur Zeit der Dragonaden, des Cevennen-Krieges und der Hinrichtung des Jean Calas) die Heerde der wildesten Revolutionen waren, in denen das Mönchthum mit Gift und Dolch spielte — und war das unglückliche Polen nicht so oft verfolgend katholisch? Es zielen wenigstens manche Bestimmungen, die bald in's Leben treten sollen, durch welche die Bildung der jungen Geistlichen schon auf der hohen Schule drei Jahre hindurch mönchsartig sein soll, dahin und gewiß nicht zur Belehrung des Volkes, daß man die deutschen Rituals bei dem öffentlichen Gottesdienste, welche Wessenberg wahrhaft zur Erbauung und zur Freude des Volkes einführte, wieder verdrängen und lateinische unverständliche

Formeln an deren Stelle setzen will. Rückwärts, rückwärts soll es gehen, wohin man aber auf diesem Wege kommt, wollen die Wenigsten einsehen. Oder ist es denn so sehr wünschenswerth, daß Jesuiten die Fürsten leiten, daß sie an allen Höfen die vielvermögenden, Alles gestaltenden Herren werden, daß nach ihrem Belieben und gewiß auch nach ihrem Wahlspruche zum Besten der Kirche, politische und eheliche Bündnisse geschlossen und getrennt werden, daß sie wieder die Fürsten gängeln durch Formenwesen aller Art gleichwie die Priester Aegyptens mit den Königen gethan; daß sie die Stunden der Andacht, sowohl der öffentlichen als der häuslichen bestimmen und jede freie Thätigkeit beschränken!? Ist es denn wohl so wünschenswerth, daß der Bürger sein Vermögen mit ihnen theilen, daß der Bauer ihnen nicht blos den Zehnten, sondern unter Opfern mancherlei Gattung mehr als die Hälfte seiner Früchte gebe, daß er im Schweiße seines Angesichts arbeite, indessen sie in süßer Muße als die Lieblinge des Himmels leben und ihm selbst seinen häuslichen Frieden trüben? — denn werden wohl die neuen so erzogenen Priester besser, enthaltsamer sein, als sie früher waren, da sie auch in Reichthümern schwelgten? — Freilich sollte man lachen und mit Göthe sprechen: „Thöricht auf Besserung der Thoren harren, Kinder der Klugheit, o habet die Narren, eben zu Narren auch, wie sich's gebührt." — Aber die Sache ist für Spaß wahrlich zu ernst und wer es mit der Menschheit nur immer redlich meint, muß solches Treiben verabscheuen, aufdecken und warnen; muß wirken, daß der Geist gebildet, seiner selbst bewußt werde und nicht im Dumpfsinne den Thieren gleich dahin lebe.

* **Bamberg.** Bei uns ist in diesem Augenblicke eine sehr rege Thätigkeit bemerklich, welche ihren Grund in zwei großen Ereignissen findet, durch welche Bamberg, wie wir hoffen, bald eine vorherrschend wichtige Bedeutung für Mitteldeutschland erhalten wird — Das eine dieser Ereignisse ist der Bau des wichtigen Donau-Main-Kanals, ein tausendjähriges Projekt, welches den Lieblingswunsch Karls des Großen schon bildete: das andere die große Eisenbahnlinie, welche ganz Baiern durchschneiden wird und zu deren Anlegung jetzt die Genehmigung gekommen ist. — An dem Kanale wird sehr thätig gearbeitet. Mit den zu überwindenden Schwierigkeiten des Bodens und den großen Schleusenwerken wird er gewissermaßen ein Seitenstück des Canals de Midi sein und ein großartiges Andenken der Regierung König Ludwigs bis in ferne Zeiten bilden. Bamberg aber erhält durch ihn und durch die Eisenbahn den Glanz eines ersten Stapelplatzes für Mitteldeutschland und zwar durch Land- und Wassertransport in doppelter Hinsicht. Die hoffende Freude für die Zukunft ist daher auch allgemein und vielleicht hofft man selbst mehr noch als die Wahrheit einst geben möchte; jedenfalls aber wird die Stadt wichtiger und blühender werden als jetzt. In der Literatur ist es bei uns ziemlich still, wie überall in Baiern, aber es ist wenigstens ein reges Streben vorhanden, auch hierin vorzuschreiten. — — **Höchst beachtungswerth ist der Aufschwung unserer politischen Zeitung „des fränkischen Merkurs", der in dem literarischen Institute des Herrn von Hornthal erscheint. — Dieser liberale Mann hat weder Mühe noch Kosten gespart, um dem Journale eine würdige Stellung zu geben, und selbst einen jungen Gelehrten Dr. C. Riedel nach Belgien,**

Frankreich und England gesandt, um Verbindungen für das Blatt anzuknüpfen. Herr Riedel hat sichtlich diese Sendung mit vielem Geschick erfüllt, und der frische Ton des Blattes, sein Standpunkt auf der freisten Entwickelung des gemäßigten Liberalismus, wie die energische Freimüthigkeit, sans peur gegen Alles, was die modernen Kulturbegriffe der Zeit zu verfinstern strebt, stellen den Merkur an die Seite der besten Erzeugnisse der deutschen Presse. Herr von Hornthal ist als würdiger Vertreter des Volkes in der Kammer bekannt und der Redacteur des Merkur Dr. Heller theilt ganz die rastlose Thätigkeit und das schöne Streben seines Freundes. In dem Beiblatte des Merkur, der Euterpe, will man einen Sammelpunkt für die vorzüglichsten bairischen Literaten und deren ästhetische und kritische Productionen bilden. —

Prag. — Die größere literarische Regsamkeit, welche in der letzten Zeit überhaupt in Oesterreich unter begünstigenderen Umständen, als früherhin, entstanden, hat sich auch hier in Prag seit Kurzem sehr erfreulich bethätigt, und man sieht bei uns ein neues Journal nach dem andern entstehen. Der von Hrn. Johann Umlauft neu angekündigte „Novellist" scheint mit tüchtigen und verständigen Kräften unternommen zu sein, die allgemeinen literarischen und ästhetischen Gesichtspuncte, von denen der Herausgeber ausgeht, sind richtig und zeitgemäß, und sein Journal verdient daher der allgemeinsten Verbreitung empfohlen zu werden. Neben deutschen Originalaufsätzen sollen im Novellisten auch die Ergebnisse der neuesten ausländischen Literatur, darunter besonders der böhmischen, benutzt werden. —

Mannheim. — Bei dem hiesigen thätigen Verlagsbuchhändler Hoff erscheint ein „Rheinischer Postillon", der sich als „politisches Unterhaltungsblatt" ankündigt. Redacteur ist Hr. Wilhelm Fischer aus Berlin, der vor mehreren Jahren zuerst mit einigen der Vergessenheit anheimgefallenen Novellen auftrat und darauf mit historischen Arbeiten, besonders die Geschichte Preußens betreffend, sich beschäftigte. Wir glauben, daß es ihm gelingen kann, in der Aufgabe, die er sich in diesem „Rheinischen Postillon" gestellt zu haben scheint, eine hübsche Wirksamkeit zu gewinnen. Denn irren wir nicht, so kann aus diesem Journal ein politisches Volksblatt im Sinne der Dorfzeitung, oder vielmehr wie die Dorfzeitung sein könnte und sollte, sich gestalten. Ein solches Volksblatt fehlt in Deutschland, aber es ist freilich keineswegs leicht, die Sprache des naiven Humors zu treffen, welche die passende für den Ton eines derartigen Journals ist. Wir wollen auch die Aufgabe nicht zu hoch stellen, wenn wir die Kräfte des Hrn. Fischer bedenken; aber ein mäßig gestecktes Ziel wird er wohl nicht verfehlen. —

Hamburg. Die hier erschienene Brochüre: „Die Hamburger und Theodor Mundt's Delphin", von Sancho Pansa, ist von den Hamburgern selbst ihrer gimpelhaften Plattheit wegen verlacht worden. Man schämt sich hier eines so unanständigen Vertheidigers, dessen Ton nur dazu dienen könnte, die Gerechtigkeit mancher tadelnden Bemerkungen des Gegners zu erweisen. Man sagt, im zweiten Jahrgange des Delphins werde der Herausgeber dieses Almanachs sich in einer Besänftigungs-Epistel an die

Hamburger gegen alle ihm gemachten Vorwürfe zu rechtfertigen suchen.

Wir rügten in unserm vorigen Quartal dem Herausgeber des hier erscheinenden Telegraphen einen langweiligen Doctrinarismus nach, und müssen auch noch bei unserer Meinung verharren. Dieser hochgelehrte Telegraph wirft aber dafür unserm unschuldigen Setzer Angesichts von ganz Deutschland einen Schnitzer vor, indem er sich nicht anders als zu einem langweiligen Doctrinalismus zu bekennen wünscht. Die Christenpflicht sowohl als die Wahrheit gebieten, unsern Setzer in Schutz zu nehmen und ihm hier das Zeugniß zu geben, daß er mit Recht den Hamburger Telegraphen in den Ruf des langweiligen „Doctrinarismus" — setzte. Wenn der kritische Held in Hamburg uns in einen mäkelnden Magister zusammenschrumpft, so wollen wir gern Alles, was aus dieser lächerlichen Metamorphose folgt, über uns ergehen lassen, nur unserm Setzer soll er nicht seinen plötzlich wieder hervorgekommenen menzel'schen Schulmeisterbakel aufdrücken, sondern lieber dafür die Nase in eine französische Zeitung stecken, wo er finden wird, daß die von uns und unserm unschuldigen Setzer gebrauchte Form bei den Franzosen selbst, natürlich mit Unterschied der Endung, gängundgebe ist.

Wismar. Die hier erscheinenden „Baltischen Blätter" haben unter der Redaction des Dr. J. L. Klein einen lebhaften Aufschwung gewonnen, der Herausgeber selbst bespricht mit Geist und witziger Laune die neuesten Erscheinungen der Literatur, und verräth dabei in seiner eignen Darstellung eine seltene geniale Phantasie, die den Wunsch erregt, dieser Kraft bald einmal auch auf einem

andern Gebiet der literarischen Hervorbringung zu begegnen. Unter den Beiträgen der Mitarbeiter in den Baltischen Blättern sind besonders die werthvollen und gediegenen Kritiken des Dr. Meyen, die überall von einem höhern wissenschaftlichen Gesichtspunkt ausgehen, hervorstechend. —

Druck von Bernh. Tauchnitz jun.


Princeton University Library
32101 064079757



